Das Denken und die Phantasie : psychologische Untersuchungen nebst Exkursen zur Psychopathologie, Aesthetik und Erkenntnistheorie / von Richard Müller-Freienfels.

Contributors

Müller-Freienfels, Richard, 1882-1949.

Publication/Creation

Leipzig : J.A. Barth, 1916.

Persistent URL

https://wellcomecollection.org/works/ewckwrp6

License and attribution

This work has been identified as being free of known restrictions under copyright law, including all related and neighbouring rights and is being made available under the Creative Commons, Public Domain Mark.

You can copy, modify, distribute and perform the work, even for commercial purposes, without asking permission.

wellcome collection

Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
https://wellcomecollection.org

27 47

THE
CHARLES MYERS
LIBRARY

Spearman
Collection

NATIONAL INSTITUTE
OF
INDUSTRIAL
PSYCHOLOGY

~~SE 60.~~

Med
K39647

GPB

NATIONAL INSTITUTE OF
INDUSTRIAL PSYCHOLOGY
LIBRARY

ALDWYCH HOUSE, W.C.2.

NATIONAL INSTITUTE OF
INDUSTRIAL PSYCHOLOGY
LIBRARY
ALDWYCH HOUSE, W.C.2.

Das Denken und die Phantasie

Psychologische Untersuchungen

nebst Exkursen zur Psychopathologie,
Aesthetik und Erkenntnistheorie

von

Richard Müller-Freienfels

Leipzig
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1916

NATIONAL INSTITUTE OF INDUSTRIAL PSYCHOLOGY LIBRARY
ALDWYCH HOUSE, W.C.2.

3 830 267

Vom gleichen Verfasser erschienen:

Psychologie der Kunst. 1912. B. G. Teubner.

Band I. Psychologie des Kunstgenießens und des Kunstschaffens.

Band II. Das Kunstwerk und seine Formen. Die Psychologie der Wertung.

Poetik auf psychologischer Grundlage. 1914. B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. 460.)

Individualität und Weltanschauung. Differentialpsychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. 1916. B. G. Teubner.

GPB

WELLCOME INSTITUTE LIBRARY

Coll.	WelMOmec
Coll.	
No.	WM

NATIONAL INSTITUTE OF INDUSTRIAL PSYCHOLOGY LIBRARY

ALDWYCH HOUSE, W.C.2

Vorwort.

Dies Werk unternimmt eine Analyse jener komplizierten seelischen Erscheinungen, die auch die Umgangssprache — obgleich nicht völlig in unserm Sinne — als Denken und Phantasie bezeichnet. So unbegreiflich es dem Laien scheinen mag, es gibt doch vielbenutzte Lehrbücher der Psychologie, in denen man über diese Erscheinungen gar nichts findet. Und nicht blofs die Worte fehlen, auch die Tatsachen sind nur ganz ungenügend behandelt! Hiermit ist es allerdings im letzten Jahrzehnt anders geworden. In allen Ländern, in Frankreich, England, Amerika, vor allem in Deutschland hat sich die Psychologie mit grofsem Nachdruck den komplizierteren seelischen Vorgängen zugewandt; man übertrug auch auf diese die experimentelle Methode, und eine lange Reihe von Arbeiten, die meist in Zeitschriften verstreut sind, behandeln die Fragen, die sich an die Psychologie jener Prozesse knüpfen. Im vorliegenden Werke mache ich mir dankbar diese Untersuchungen zu Nutze und unternehme es, gestützt auch auf eigene frühere Arbeiten, einen selbständigen Standpunkt jenen Fragen gegenüber zu begründen.

Kurz bezeichnet ist die Haupttendenz dieses Buches die, das Denken und die Phantasie nicht als *reproduktive*, sondern als *reaktive* Phänomene zu fassen; das heifst, statt der reproduzierten Vorstellungen schieben wir Gefühle und motorische Erscheinungen in den Vordergrund. Damit treten wir in schärfsten Gegensatz zu jener Richtung der Psychologie, die fast alle seelischen Phänomene aus Empfindungen, Reproduktionen derselben und den Verknüpfungen solcher Reproduktionen erklären will. Diese Richtung, die ich als *Assoziationismus*

ALDWYCH HOUSE, W.C.2.

oder *Assoziationspsychologie*[1] (auch gelegentlich als *Intellektualismus*) bezeichne, ist unser Hauptgegner. Zwar ist er auch von anderen bereits bekämpft worden, indessen werden wir zeigen, dafs selbst solche Denker, die die Unmöglichkeit jener Grundanschauung einsahen, dennoch sich nicht völlig von ihr freigemacht haben und, während sie auf der einen Seite den Assoziationismus bekämpften, doch in anderer Hinsicht davon abhängig blieben. Hier wäre vor allem W. Wundt zu nennen, mit dem ich in der Gesamthaltung übereinstimme, obwohl ich im Einzelnen in sehr vielen Fällen von ihm abweiche. Besonders seinen zentralen Begriff der Apperzeption, der schon vielfach kritisiert wurde, suche ich anders zu fassen und so die Schwierigkeiten zu vermeiden, die man der Wundtschen Psychologie gerade in diesem Punkte nachgewiesen hat.

Im übrigen rühme ich mich nicht, etwas absolut Neues zu erbringen. Im Gegenteil, ich bin mir dankbar bewufst, dafs ich fast überall an Vorgänger anknüpfe. Die hier vertretene Grundanschauung vom Wesen des Denkens gibt sich durchaus als konsequenter Ausbau der auf der Reflexbogentheorie basierenden Psychologie, als deren bezeichnendsten Vertreter ich W. James nenne. Wenn ich vieles ganz anders fasse als er, so geschieht es darum, weil auch er den reproduktiven Elementen des Seelenlebens noch eine zu grofse Rolle zuerteilt, und vor allem, weil seine Psychologie auf dem Gebiet der Gefühle eine weite Lücke aufweist, die sich gleichfalls in der Betrachtung anderer seelischer Erscheinungen schmerzlich fühlbar macht.

Auch sonst konnte ich erfreulicherweise manche angesehene Forscher, die teils aus ganz anderen Richtungen herkamen, auf gleichen Wegen begrüfsen. So ist vieles, was Vaihinger in seiner Philosophie des Als-Ob an psychologischen Erkenntnissen bringt (auch abgesehen vom Erkenntnistheoretischen) den hier vorgetragenen Lehren nahe verwandt; mit Münsterberg stimme ich vor allem in der Betonung moto-

---

[1] Ich betone, dafs ich nicht blofs den Assoziationismus der alten englischen Schule hier meine, sondern auch den „Sensationalismus", der neuerdings zwar von jenem abrückt, dennoch unter dem hier in Frage stehenden Punkte damit zusammengehört. Wenn wir uns auch in manchen Fragen dieser neuen Richtung nähern, so unterscheiden wir uns doch von ihr in fundamentalen Anschauungen, wie unsere Hauptuntersuchung zeigen wird. Man findet diese neue Form des Assoziationismus, z. T. polemisierend gegen Anschauungen, die wir vertreten, dargestellt bei Titchener (Lectures on the Exper. Psychology of the Thought Processes S. 22 ff.).

rischer Elemente überein[1]; mit F. C. S. Schiller und den meisten dem Pragmatismus nahestehenden Denkern verbindet mich die Ablehnung des Intellectualismus und die Betonung der Gefühls- und Willenselemente im Denken; mit Richard Avenarius, dessen Vitalreihenlehre, und mit Ernst Mach, dessen Prinzip der Denkökonomie und manches andere noch ich für die Psychologie zu nutzen suche, habe ich viel Berührung; in der starken Beachtung individueller Verschiedenheiten sind mir die Werke W. Sterns, E. Meumanns, A. Binets sehr sympathisch; in der konsequenten Ablehnung der Assoziationslehre und der Annahme unanschaulicher seelischer Erscheinungen berühre ich mich mit jener experimentierenden Gruppe, die man gewöhnlich die Würzburger Schule nennt; auch Husserls „Phänomenologie" bewegt sich hier und da in ähnlicher Richtung; Störrings Werke konnte ich als erfreuliche Bundesgenossen im Eintreten für die Bedeutung der Gefühle auf den Bewufstseinsverlauf begrüfsen; die feinere Differenzierung des Gefühlsbegriffs fand ich z. T. bei Th. Lipps (auch W. Wundt) vorgebildet. Aufserdem war es mir eine besondere Freude, eine ganze Reihe jüngerer Forscher, die ich später erwähne, auf ähnlichen Wegen zu sehen. — Dabei möchte ich bemerken, dafs, wenn ich die obigen Denker nannte, ich mich keineswegs mit ihnen identifiziere, am wenigsten mit ihren erkenntnistheoretischen Ansichten. Nur was ich aus ihren Werken an psychologischen Erkenntnissen oder Anregungen gewinnen konnte (und auch nur das teilweise), machte ich mir zu Nutze. Damit aber ist mein Buch keineswegs eine eklektische Zusammenstellung geworden, sondern ich hoffe, dafs es durchaus so erscheint, wie es gedacht ist: als die konsequente Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens, dessen Ausarbeitung nur in den Werken jener Denker Anregung und Bestätigung fand.

Was meine Untersuchung im Einzelnen anlangt, so möchte ich hier einige Punkte kurz andeuten. Wir beginnen mit einer Kritik des Begriffes „Vorstellung", der meist als einfache Reproduktion von Empfindungen gefafst wird, der sich jedoch schärferer Analyse als höchst komplexes Phänomen ergibt, dessen Kern nicht die „Anschaulichkeit", sondern ein subjektives „Richtungsbewufstsein" ist, das wir als „Einstellung" bezeichnen, und das nicht auf Empfindungen zurückführbar ist. Durch den Nachweis dieses Richtungsbewufstseins, das wir

---

[1] Münsterberg braucht für seine Lehre den Ausdruck Aktionstheorie. Ich lernte seine Lehre erst kennen, als mir die eigenen „aktivistischen" Anschauungen bereits feststanden, wie sie sich auch stark von den seinen unterscheiden. Jedenfalls möchte ich den Ausdruck „Voluntarismus" vermeiden, der zu leicht Gefahr läuft, ins Metaphysische gedeutet zu werden.

als wesentlich affektiv-motorischer Natur auffassen, rücken viele, bisher durch Reproduktionen erklärte Phänomene in ein ganz anderes Licht. So zeigen wir, dafs auch die „Wahrnehmung“ nicht durch „reproduzierte“ Faktoren, sondern durch ein affektiv-motorisches „Stellungnehmen“ begreiflich wird. Ebenso fassen wir „Begriffe“ und „Urteile“ abweichend von der traditionellen Lehre nicht als „Vorstellungen“ oder Umbildungen und Zusammensetzungen von solchen, sondern als Aktionszentra, resp. als Tätigkeiten oder Stellungnahmen.

Von diesen fundamentalen Anschauungen aus ergeben sich auch für die höheren Geistestätigkeiten neue Gesichtspunkte. Die alten, schon recht brüchigen und von der Kritik zerfetzten „Assoziationsgesetze“ werden in ihrer geringen Bedeutsamkeit beleuchtet, dafür aber wird gerade das zielstrebige Moment in aller Denk- und Phantasietätigkeit in den Vordergrund gerückt und so sowohl das Schaffen des hervorragenden Denkers und Künstlers wie das Denken des Normalmenschen zu verstehen gesucht. Dies teleologische Element im Denken, das erst das Denken des gesunden und leistungsfähigen Hirns hinaushebt über das Phantasieren des Ideenflüchtigen, war bisher in vielen Schriften selbst angesehener Psychologen fast ganz aufser Acht gelassen worden. Wir suchen ihm hier die Stellung anzuweisen, die ihm gebührt. Und zwar finden wir in unserem Grundprinzip, der affektiv-motorischen Einstellung des Ich, eine verhältnismäfsig einfache Lösung, die imstande ist, jene komplizierten Phänomene zu erklären. Dabei untersuchen wir das Verhältnis des Denkens zum Sprechen und zeigen die Schwierigkeiten, in die jede intellektualistische Erklärung gerät.

Von diesen psychologischen Grundanschauungen eröffnen sich Perspektiven in die Gebiete der Psychopathologie, Ästhetik und Erkenntnistheorie. Zwar sind unsere psychologischen Befunde unabhängig von erkenntnistheoretischen Systemen und berühren das Verhältnis der Psyche zur „Aufsenwelt“ fast gar nicht, sie untersuchen nur das Verhältnis der psychischen Phänomene untereinander, vor allem das der Empfindungen zu den übrigen zentraleren Elementen. Indem wir aber zeigen, dafs letztere nicht als Reproduktionen und Umformungen der Empfindungen anzu-

sehen sind, sondern vielmehr Stellungnahmen der Seele ihnen gegenüber, also etwas wesentlich anderes sind, erschliefsen sich auch Erkenntnisse, an denen die genannte Wissenschaft nicht vorüber kann, und wir nehmen also von unserem Standpunkt aus gelegentlich Stellung zu den wichtigsten Problemen der Erkenntnistheorie.

Einige Bemerkungen persönlicher Art seien mir zum Schlusse noch gestattet. Ich mufste hier die Assoziationspsychologie mit aller Energie bekämpfen, obwohl ich ursprünglich gerade von dieser Richtung selber an die Psychologie herangekommen bin. Auch heute noch bin ich mir wohl des Dankes bewufst, den ich manchem ihrer Vertreter wie Spencer, Ziehen und Ebbinghaus schulde. Es ist mit den Fortschritten in der Wissenschaft wie mit der Entdeckung eines neuen Landes: es müssen manche Wege mit aller Entschiedenheit zu Ende gegangen werden, auch wenn das einzige Resultat dieser Forschungen die Erkenntnis ist, dafs auf diesem Wege nichts zu holen ist; die Auffindung des richtigen Weges und fruchtbarer Gebiete hängt oft von Zufällen ab; die persönliche Leistung kann in jenem Falle die bedeutend gröfsere gewesen sein. Nur in diesem Sinne möchte ich in meinem Buche den Kampf gegen die Assoziationspsychologie aufgenommen haben.

Ein weiteres Wort sei mir gestattet in bezug auf meine früheren Veröffentlichungen. Bei meinen ersten, zunächst ganz vom Standpunkt des Assoziationismus aus unternommenen Untersuchungen, die meist das Gebiet der Psychologie der Kunst betrafen, war mir mehr und mehr die Unzulänglichkeit des Assoziationsprinzips klar geworden. Als ich im Jahre 1906 meine ersten diesbezüglichen Gedanken niederschrieb, ahnte ich nicht, dafs jene kleine Abhandlung sich zu einem grofsen Buche auswachsen sollte. Der ermunternde Zuspruch, ebenso wie die zweifelnde Kritik, die sich an meine ersten Schritte knüpften, trieben mich weiter, und ich sah mich gezwungen, meinen Untersuchungen die Ausdehnung zu geben, die sie zuletzt erreichten. Bei dieser allmählichen Ausarbeitung konnte es natürlich nicht ausbleiben, dafs sich mir manche frühere Veröffentlichung später in ganz anderem Lichte zeigte, und, obgleich ich mein Grundprinzip immer durchhalten konnte und immer mehr mich bestärkt sah im Glauben an seine Fruchtbarkeit, rückte mir doch alles in neue Zusammenhänge, so dafs der Wunsch in mir erwachsen mufste, in einer zusammenfassenden Darstellung meinen jetzigen Standpunkt ausführlich zu begründen und alles zu berichtigen, was mir von jenen früheren Abhandlungen verbesserungs- und ergänzungsbedürftig erschien. Vieles, besonders das Beobachtungsmaterial konnte ich benutzen; aber wer die älteren Abhandlungen mit diesem Buche vergleicht, wird sicherlich finden, dafs das Ganze sich als etwas Neues und, wie ich hoffe, Geschlossenere darstellt. Nur die hier vertretenen Gedanken halte ich aufrecht, was in den älteren Aufsätzen ab-

weicht von diesen Untersuchungen, habe ich im Laufe der Jahre als nicht haltbar erkannt.

Es sei noch bemerkt, dafs die Arbeit bereits im Frühjahr 1914 abgeschlossen vorlag, dafs nur infolge des Krieges die Fertigstellung des Buches hinausgeschoben werden mufste. Einen Teil der Korrektur mufste ich unter schwierigen Umständen in Polen und an der Westfront erledigen.

Berlin-Halensee, Oktober 1915.

Richard Müller-Freienfels.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung: Voraussetzungen und Problemstellung . . 1

1. Die psychologischen Grundelemente. 2. Der psychophysische Parallelismus als Arbeitshypothese und das Wesen des Psychischen. 3. Die biologische Auffassung des Seelenlebens. Die Reflexbogentheorie und das physiologische Schema des höheren Gehirnlebens. 4. Der psychologische Aspekt. 5. Die Differenzierung in Empfindung und Gefühl. Das Organbewufstsein. 6. Die spezifischen Eigenschaften der Empfindungen. 7. Das Wesen der Gefühle. 8. Zusammenfassung.

Methodologische Vorbemerkungen 27

1. Über die experimentelle Methodik. 2. Die differentielle Psychologie. 3. Die objektive Methode und die Berechtigung des Studiums übernormaler Individualitäten. 4. Die pathologische Methode. 5. Die Bedeutung der introspektiven Analyse in der modernen Psychologie.

Kapitel I. Analyse der Vorstellungen 41

1. Die Verwendung des Begriffs der „Vorstellung“ in früherer Zeit. 2. Vorstellung gleich Reproduktion von Empfindungen. 3. Vorstellung gleich reproduzierter Wahrnehmung. 4. Analyse der Geruchsvorstellungen. Erste Einführung des Begriffs der Einstellung und der Ersatzphänomene. 5. Die Geschmacksvorstellungen. 6. Die Tast- und Temperaturvorstellungen. 7. Die Gehörsvorstellungen. Die Bedeutung motorischer Faktoren dabei. 8. Die Gesichtsvorstellungen. 9. Die Unterschiede zwischen Wahrnehmung und Vorstellung. 10. Erinnerungsvorstellung und Phantasievorstellung. Die Theorie der „verschwommenen“ Vorstellung. 11. Die Theorie von den unbewufsten Vorstellungen und ihre Widersprüche. 12. Die negativen und positiven Resultate der Analyse.

Seite

Kapitel II. Die analytische Funktion im Wahrnehmen oder die Aufmerksamkeit 90

1. Das Wahrnehmen als Verarbeitung der Empfindungen durch das Denken. Die analytische und die synthetische Funktion. 2. Die Unmöglichkeit der assoziationistischen Erklärung. 3. Die aktivistische Deutung des unwillkürlichen Aufmerkens. 4. Psychologische Analyse des Aufmerksamkeitsphänomens. Die Aufmerksamkeit als Tätigkeitsgefühl. Akzessorische Elemente. Klarheit und Deutlichkeit der Inhalte. 5. Die Apperzeptionstheorie Wundts. 6. Die willkürliche Aufmerksamkeit. 7. Wahrnehmungsreihen. 8. Die dispositionelle Aufmerksamkeit. 9. Zusammenstellung der motorischen Prozesse. 10. Die Entstehung des Urteilsmechanismus. 11. Wahrnehmungsanregende Tätigkeiten.

Kapitel III. Die synthetische Funktion im Wahrnehmen. Substantialisierung und Typisierung 117

1. Die synthetische Wahrnehmung. 2. Die Unmöglichkeit der assoziationistischen Lehre. Wundts Lehre von der Assimilation, ihre Vorzüge und ihre Schwächen. 3. Die Verdinglichung in der Wahrnehmung und das Objektivitätsbewufstsein. 4. Die Typisierung. 5. Das Wiedererkennen. 6. Die Illusion und ihre Erklärung. 7. Psychologische Analyse der typisierenden Reaktion. 8. Die in der synthetischen Wahrnehmung auftretenden Reaktionen nach ihrer motorischen Seite. 9. Die Einheit der analytischen und synthetischen Wahrnehmung. 10. Die Aktionstheorie Münsterbergs.

Kapitel IV. Wahrnehmungsurteile und Wahrnehmungsbegriffe 147

1. Begriffserläuternde Vorbemerkungen. 2. Das Verhältnis des Wortes zum Gedanken. 3. Das Urteil als Formulierung. Andere Definitionen des Urteilsbegriffs. 4. Der Begriff als Formulierung. 5. Die Genesis von Urteil und Begriff. 6. Der aktivistische Charakter von Urteil und Begriff. 7. Die intellektualistischen Urteilslehren. 8. Die konventionelle Durchbildung der Urteile und Begriffe. 9. Die Allgemeinverständlichkeit. 10. Die Logisierung.

Kapitel V. Die Abstraktion der Begriffe 166

1. Konkrete und abstrakte Begriffe; individuelle und allgemeine Begriffe. 2. Die Einstellung als Wesen des Begriffs. 3. Das Verständnis von Worten. 4. Der biologische Wert der Reproduktionen in der Begriffsbildung. 5. Wort und Begriff. 6. Das metaphorische Denken. 7. Hauptarten der Begriffe.

Seite

8. Abstrakte Urteile und psychologische Analyse des „Wissens". 9. Das Urteil und die Begriffsbildung. Die Definition. 10. Verwandte Theorien.

Kapitel VI. Der Verlauf des Bewufstseins (Kritik der Assoziationstheorien) 203

1. Das Problem des Bewufstseinsfortgangs. 2. Die objektive und die subjektive Fassung des Assoziationsbegriffs. 3. Die falsche Grundvoraussetzung der Assoziationslehre (abgerundete Bewufstseinsinhalte). 4. Die „objektive" Fassung des Assozationsbegriffs. 5. Die „subjektive" Fassung des Assozationsbegriffs. 6. Die Erklärung der Dissoziation durch den Assoziationismus. 7. Das zielstrebige Denken und seine Erklärung durch die Assoziationspsychologie. 8. Die „innere" Apperzeption und ihre Erklärung. 9. Physiologische Hypothesen. 10. Zusammenfassung.

Kapitel VII. Das zielstrebige Denken I. — Die Problemsetzung 243

1. Unterschied zwischen „Denken" und „Phantasie". 2. Der Denkantrieb und die Denkrichtung. Hilfsgefühle. 3. Die Vitalreihenlehre von Richard Avenarius. 4. Unsere Stellungnahme zu dieser Theorie. 5. Wie sich Probleme bilden. Problemsetzung und Beantwortung. 6. Die äufsere Problemsetzung. 7. Objektiver und subjektiver Denkanstofs. 8. Einige Beispiele der Problemsetzung. 9. Denkgewohnheiten.

Kapitel VIII. Das zielstrebige Denken II. Die Konstituierung des Problems 270

1. Die Konstituierung des Problems. 2. Das Problem und seine Bearbeitung. 3. Parallelen aus der Psychopathologie. Zwangsphänomene. 4. Verschiedene Formen der Bearbeitung von Problemen. 5. Die Rolle des „Unbewufsten" beim zielstrebigen Denken. 6. Besondere Gefühlszustände und ihr Verhältnis zum Denken. 7. Pathologische Phänomene. Ideenflucht, Traum usw.

Kapitel IX. Das zielstrebige Denken III. Die Lösung des Problems 292

1. Der Akt der Lösung und das Gefühl der erreichten Lösung. 2. Die Befähigung zum Problemlösen. 3. Die Evidenz. 4. Lösungen im ästhetischen und religiösen Denken. 5. Die pragmatische Sicherung. 6. Ästhetische Forderungen an das Denken. 7. Die Bedeutung der Gefühle für das Denken.

Seite

Kapitel X. Das Denken und die Sprache 307

1. Das Verhältnis von Denken und Sprechen als Problem. 2. Hauptarten des nichtsprachlichen Denkens. 3. Das untersprachliche Denken. 4. Das nebensprachliche Denken. 5. Das übersprachliche Denken als „summarisches" Denken. 6. Das übersprachliche Denken als überlogisches, unformulierbares Denken. 7. Das Sprechdenken als Willenshandlung.

Kapitel XI. Erkenntnistheoretische Schlufsbemerkungen 332

1. Psychologischer und erkenntnistheoretischer Standpunkt. 2. Die Unmöglichkeit jeder „Abbildtheorie" für das Erkennen. 3. Die Erkenntnis als Stellungnehmen zur Welt. 4. Die „Objektivität" der Empfindungen. 5. Die Unmöglichkeit einer „absoluten" Erkenntnis der Welt.

Einleitung.

Voraussetzungen und Problemstellung.

1. Wir wollen nicht mit einer fertigen Definition dessen, was unter Denken und Phantasie zu verstehen ist, beginnen; wir werden erst im Laufe der Untersuchungen diese Begriffe genauer bestimmen. Wenn wir uns ihrer früher bedienen, so geschieht es durchaus in dem weiten und nicht scharf abgegrenzten Gebrauch der gewöhnlichen Sprache. — Indessen wird es doch nötig sein, zu Anfang sich über die Terminologie und das Wesen der psychischen Grundphänomene wenigstens einigermafsen zu verständigen, um Streitigkeiten um Worte möglichst auszuschalten, die leider noch immer in der Psychologie viel Raum in Anspruch nehmen. Denn noch ist man nicht völlig einig selbst über so fundamentale Fragen, wie deren z. B. die Unterscheidung zwischen Empfindungen und Gefühlen eine darstellt; während die Einen Empfindungen und Gefühle als völlig heterogene Elemente ansehen, erklären die anderen die Gefühle für eine Art der Empfindungen, die dritten die Empfindungen für Spezifikationen von Gefühlen, und damit sind noch keineswegs alle Theorien erschöpft. — Noch verwickelter wird die Sache bei den komplizierteren Phänomenen wie Vorstellungen, Begriffen etc., bei denen man sich freilich in der Regel dieser Schwierigkeiten gar nicht bewufst wird, indem viele in bequemer, aber sehr unkritischer Weise jene Erscheinungen alle als Residuen von Empfindungen ansehen.

Wir wollen unsererseits zunächst versuchen, den Grund dafür aufzudecken, wie so grofse Differenzen in der scheinbar so einfachen Frage der psychologischen Begriffsbestimmung

möglich sind, zumal jede der streitenden Parteien Gründe anführen kann, die ihre Meinung zu rechtfertigen scheinen. Dies nun kommt daher, dafs eine völlig durchgreifende Unterscheidung überhaupt nicht möglich ist, weil alle psychischen Erscheinungen letzten Endes nur Differenzierungen eines einzigen Urphänomens sind, aus dem sie sich in auseinanderstrebender Entwicklung herausgebildet haben. Wenn es also auch möglich ist, in den meisten Fällen zu sagen, ob es sich um eine Empfindung oder ein Gefühl handelt, so gibt es doch minderklare Fälle, wo das nicht geht. Es sei ein Vergleich aus anderem Gebiete gestattet: gewifs ist es möglich, ohne weiteres einen Ochsen als ein Tier, einen Eichbaum als Pflanze zu erkennen; indessen gibt es primitive Lebewesen, bei denen eine solche zweifelsfreie Zuschreibung nicht möglich ist, und gerade in diesen haben wir die gemeinsame Urform zu erblicken, aus der sich jene ausgeprägten Formen auf dem Wege auseinandergehender Differenzierung entwickelt haben. Ähnlich verhält es sich mit den psychischen Phänomenen: auch hier ist natürlich die Empfindung „rot“ ohne weiteres als Empfindung, die „Angst“ ohne weiteres als Gefühl anzusprechen; aber auch im psychischen Leben haben wir Phänomene, über deren Zuordnung man verschiedener Meinung sein kann, wie z. B. den physischen Schmerz, den Hunger etc. Wir werden indessen durch biologische Erwägungen zu der Annahme geführt, dafs auch jene scheinbar total verschiedenen Phänomene nur Differenzierungen einer gemeinsamen Urform sind, aus der sie sich auseinandergehend herausgebildet haben, ja wir müssen uns klar bleiben, dafs eine Scheidung überhaupt nur in abstracto durchzuführen ist. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, überall haarscharfe Grenzen zu ziehen. Es hat also auch keinen Zweck, über abgezirkelte Definitionen sich den Kopf zu zerbrechen, die nur irreführen würden; denn ein gewisser gemeinsamer Grund ist in allen Bewufstseinsphänomenen geblieben, und wenn man sich auf diesen stützt, ist es natürlich möglich, einzelne Empfindungen zu den Gefühlen oder einzelne Gefühle zu den Empfindungen herüberzuziehen. Wir werden solche Definitionen vermeiden und tunlichst nur solche Unterscheidungen vornehmen, die praktischen Wert haben.

Dafs wir dabei auch Zwischenformen anerkennen, wird die spätere Untersuchung darlegen. Vor allem aber fassen wir zunächst Empfindungen, Gefühle und alle anderen psychischen Phänomene als Differenzierungen einer gemeinsamen Urform, die nur in abstracto isoliert werden können, was sich noch in der Unmöglichkeit einer ganz ausschliefsenden Definition zeigt, und wofür wir später biologische Gründe dartun werden. Es wird also, wenn wir das Verhältnis der Gefühle zu den Vorstellungen, Begriffen etc. wesentlich anders darstellen als die traditionelle Psychologie, vielleicht zuweilen scheinen, als verwischten wir wohlabgesteckte Grenzen, während wir in Wirklichkeit nur fälschlich gezogene Grenzen als solche erweisen und diejenige Psychologie, die das einheitliche Seelenleben in ein Mosaik von hypothetischen scharfgetrennten Elementen auflöst, bekämpfen.

2. Was „Bewufstsein überhaupt“ ist, läfst sich natürlich nicht definieren. Es ist unser allgemeinstes unmittelbares Erleben, das nicht weiter analysierbar ist. Dafs wir aber von „Bewufstsein überhaupt“ reden können, hat nur einen Sinn, wenn wir einen Gegenbegriff dazu bilden: Dieser Gegenbegriff ist das Physische. Dieses ist der erschlossene Zusammenhang jener Phänomene, die wir als objektive Grundlage der Bewufstseinserscheinungen, des Psychischen, annehmen. Denn das Bewufstsein, auch wenn wir die durch Analogie erschlossenen anderen Iche noch einbeziehen, ist doch nur etwas sporadisch Auftretendes und kurz Dauerndes, während die Wiederholbarkeit der psychischen Erlebnisse uns nahelegt, einen objektiven Grund für unsere psychischen Erlebnisse anzunehmen. Dieser blofs erschlossene, aber infolge seiner praktischen Bewährung mit einem hohen Grade von Wirklichkeitswert ausgestattete objektive Zusammenhang der psychischen Erlebnisse heifst das Physische. Wir lassen dabei die erkenntnistheoretische Frage nach der Realität dieses objektiven Zusammenhangs ganz aus dem Spiel.

Was wir hier suchen, ist nur eine brauchbare Arbeitshypothese. Diese aber ist, dafs es in der Welt einen Zusammenhang von Phänomenen gibt, die wir, wenn wir sie nach ihren objektiven Beziehungen betrachten, physische nennen, die uns aber zugleich, wenigstens zum Teil, als Be-

wufstseinselemente oder Psychisches gegeben sind. Wir machten damit keinerlei metaphysische Voraussetzung, enthalten uns auch irgendeiner erkenntnistheoretischen Theorie, sondern nehmen nur als Arbeitshypothese die Voraussetzung an, die in dieser Form ziemlich weitgehend verifizierbar ist und grofse Vorzüge vor allen anderen aufweist, dafs nämlich jedem Bewufstseinsvorgang ein physischer und zwar ein körperlicher Vorgang zugeordnet werden mufs. Jeder Bewufstseinsvorgang ist also die Parallelerscheinung eines physischen Prozesses, wobei, um es nochmals zu wiederholen, wir die Beziehung zwischen Physischem und Psychischem, die eine Frage der Erkenntnistheorie, nicht der Psychologie ist, nicht weiter behandeln. — Wir stellen uns für unsere Zwecke auf den Boden dieser Anschauung, die sich auch sonst in der Psychologie, der Physiologie und den meisten anderen Wissenschaften als die beste Arbeitshypothese bewährt hat, obwohl diese Anschauung, um es nochmals zu betonen, uns nur eine Arbeitshypothese, nicht ein endgültiges Dogma oder eine fertige Metaphysik darstellt.

Das Bewufstsein tritt, wo wir es unmittelbar oder auf Grund von Analogieschlüssen beobachten können, nur bei organischen Wesen und zwar animalischen Wesen auf. Besonders in seinen höheren, differenzierteren Formen scheint es an das Vorhandensein eines Nervensystems geknüpft zu sein. Wir können daher die physische Parallele insofern genauer bestimmen, als sie ein Lebensprozefs ist, ein Vorgang in einem lebendigen Wesen und zwar einem animalischen Wesen. Die Hypothese von anderen Bewufstseinsvorgängen liegt vorläufig noch aufserhalb des Bereichs der Wissenschaft. Wir konstatieren nur, dafs das Bewufstsein uns allein als geknüpft an das Vorhandensein physiologischer Prozesse bekannt ist.

Diese Arbeitshypothese des psychophysischen Parallelismus nun legen wir allen unseren Untersuchungen zugrunde. Indessen werden wir damit nie den Boden der Erfahrung verlassen; wir studieren nur die physiologischen Zustände soweit, als sie uns als Komponenten der psychischen bekannt sind. Dort, wo wir keine physiologischen Elemente mehr genau nachweisen können, machen wir nur die Annahme, dafs auch

dort die psychischen Vorgänge physiologische Begleiterscheinungen im Gehirn haben, eine Annahme, die in dieser Allgemeinheit durch pathologische Tatsachen hinreichend gestützt ist.

Dabei sei noch darauf hingewiesen, dafs das Verhältnis zwischen dem psychischen und dem physiologischen Korrelat niemals etwa dasjenige ist, dafs das physiologische Korrelat etwa der Inhalt des Bewufstseins wäre. Nie ist der Vorgang in der Netzhaut der Inhalt des Sehbewufstseins, nie ein anderer physiologischer Vorgang der Inhalt des Angstbewufstseins. Inhaltlich hat das Bewufstsein mit seinem physiologischen Begleiter nichts gemein[1]; im Gegenteil, alle psychischen Phänomene werden auf etwas anderes als die physiologische Begleiterscheinung bezogen. So wird die Empfindung „rot“ nicht als Bewufstseinsinhalt eines Netzhaut- oder Sehnervenprozesses erlebt, sondern als Bewufstwerden eines roten Objektes, etwa einer Rose. So wird auch die Angst nicht etwa als ein Bewufstwerden irgendwelcher peripherer oder zentraler physiologischer Prozesse erlebt, sondern man hat stets Angst „vor etwas“, vor etwas Objektivem, was ganz unbestimmt sein kann, was aber jedenfalls niemals der koordinierte physiologische Prozefs ist. In allen psychischen Erlebnissen liegt stets eine Beziehung, die aber niemals eine Beziehung auf die zugeordnete physiologische Begleiterscheinung ist. Indessen gehört das zunächst nicht hierher; für uns genügt es, das Wesen des psychophysischen Parallelismus klargelegt zu haben, dafs er ein rein genetischer, nicht etwa inhaltlicher ist.

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, dafs darum das Studium der Physiologie nicht äufserst wichtig wäre für die Erkenntnis der Bewufstseinselemente. Wir werden stets versuchen, die zu behandelnden Phänomene von beiden Seiten, von aufsen, indirekt, d. h. der physiologischen, und von innen, direkt, d. h. der psychologischen Seite zu betrachten. Nur durch sich ergänzendes Zusammenarbeiten beider Methoden können wir das Verständnis des gesamten seelischen

[1] Dieser Umstand ist z. B. von vielen an Spinoza anknüpfenden metaphysischen Fassungen des Parallelismus nicht beachtet worden.

Lebens erhoffen. Und wir fassen die Psychologie nicht etwa, wie es zuweilen geschehen ist, blofs als die Wissenschaft von den Bewufstseinserscheinungen, sondern auch als die Wissenschaft vom Zusammenhang und der Einordnung der psychischen Erscheinungen in die Gesamtheit der Welt.

3. Damit, dafs wir unser psychisches Leben als in untrennbarem Zusammenhang mit physiologischen Vorgängen stehend annehmen, wozu allein uns die Erfahrung berechtigt, müssen wir auch für das Psychische gewisse Grundannahmen machen, die wir vom Physiologischen her erweisen können.

Wir unterwerfen demnach auch das psychische Leben den biologischen Erfahrungen, die für die physiologische Seite gelten. Wenn man die Entwicklungstheorie für das physische Leben annimmt, so mufs man sie auch für das Bewufstseinsleben annehmen, da dies ja an jenes geknüpft ist. Nun ist kein Grund vorhanden, dies nicht zu tun. Es entspricht durchaus dem modernen biologischen Denken, das menschliche Geistesleben als eine überaus feine Differenzierung jenes psychischen Lebens zu fassen, wie wir es bei den niedersten Lebewesen annehmen müssen. Entweder erkennt man diese kontinuierliche Entwicklung an, oder man ist gezwungen, irgendwo (meist geschieht es beim Übergang vom Tiere zum Menschen) einen radikalen Bruch zu setzen und hier etwas toto coelo Verschiedenes eintreten zu lassen, eine Annahme, zu der wir in keiner Weise genötigt sind, und gegen welche auch unsere Untersuchungen weiteres Material herbeizuführen hoffen.

Die Grundform alles psychophysischen Lebens, auf die wir auch die kompliziertesten Phänomene zurückführen können, ist bekanntlich der Reflexbogen, d. h. die empirische Tatsache, dafs von einem organischen Wesen auf einen Reiz durch Bewegungen reagiert wird. Das finden wir bereits bei den Amöben. Während aber bei den Protisten noch dieselbe Zelle als Einheit Sitz von Reiz und Reaktion ist, bilden sich allmählich besondere Organe für die Leitung der Erregung heraus. Man hat das in fortschreitender Entwicklung bei manchen Coelenteraten, bei Hydra z. B., dann bei den Medusen beobachtet. Hier findet sich bereits ein Nervensystem,

eine Übertragung eines sensiblen Reizes auf eine neue Nervenbahn, die nun motorische Effekte auslöst.

Indessen darf man schon bei niederen Tierarten den Reflex nicht so fassen, dafs nur ein bestimmter Reiz die Reflexe auszulösen vermöge; im Gegenteil, es sind ganze Arten von Reizen, die reflexauslösend wirken, und so ist im primitiven Reflex bereits jenes Generalisieren vorgebildet, das im Geistesleben von so durchgreifender Wichtigkeit ist. Diese Fähigkeit der Generalisation, des Ausdehnens der Erfahrung auf verwandte Eindrücke, die gleiche Reaktion in ähnlichen Situationen ist von fundamentaler Bedeutung für die gesamte Lebenserhaltung.[1]

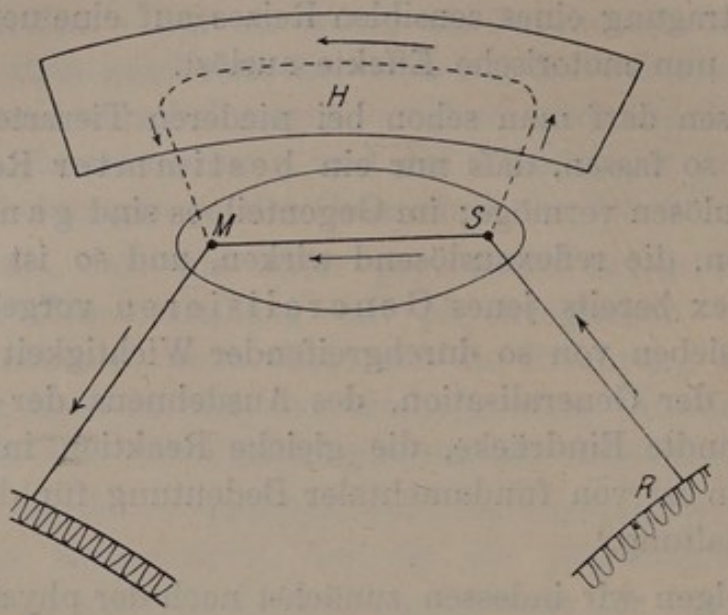
Verfolgen wir indessen zunächst nach der physiologischen Seite den Reflexakt in seiner Entwicklung weiter. Der primitive Reflex ist ziemlich konstant, d. h. es folgt dieselbe Reaktion auf eine ähnliche Reizung bestimmter Nerven. Indessen beginnt die höhere Entwicklung erst da, wo dies primitive Schema durchbrochen wird, wo nämlich nicht immer dieselbe Reaktion auf einen Reiz folgt, sondern wo interkurrente Einflüsse die Reaktion modifizieren.

Bei den entwickelteren Tierarten und beim Menschen überwiegen durchaus die modifizierten Reaktionen, wenn sich auch noch Reflexe der konstanten Art erhalten haben.

Dieses Eingreifen modifizierender Einflüsse können wir anatomisch bis zu einem gewissen Grade verfolgen. Die sensiblen Nerven treten in das Rückenmark ein, teilen sich dort in zwei Äste. Der eine davon ist die sogenannte Reflexkollaterale, die die Reflexbewegung auslöst, der andere Ast aber führt in die Grofshirnrinde, allerdings mit vielen Unterbrechungen. Die hierher geleitete Reizung wird nun modifiziert und wirkt so auf den Muskel. Diese modifizierte Handlung nennen wir Willenshandlung. Sie ist nichts anderes als ein Reflex, der durch interkurrente Einwirkungen modifiziert ist, Einwirkungen, die wir uns als Dispositionen in der Grofshirnrinde vorstellen. Das Schema dieser modifizierten Reaktion wäre also das folgende:

---

[1] Vgl. H. Spencer: Principles of Psychology, § 381 f.



Der bei R eintretende Reiz wird nach S hingeleitet, einer sensiblen Ganglienzelle. Der direkte Verlauf ginge nun nach M hin, in das motorische Zentrum, wo er den Reflex auslösen würde. Indessen nimmt die Sache einen anderen Verlauf. Es ist nämlich diesem System der peripheren Nerven und der subkortikalen Zentren, worin sich die Reflexakte vollziehen, ein zweites System überbaut, das aus Grofs- und Kleinhirn besteht. Auf unserer schematischen Darstellung ist dies System mit H bezeichnet. Nun kann der Nervenreiz aus irgendeinem Grunde, statt von S direkt nach M zu gehen, auch nach H abströmen, und hier erfährt er jene modifizierenden Einflüsse, die den einfachen Reflexbogen unterbrechen und sich ebenfalls in M geltend machen, so dafs die endgültige motorische Wirkung modifiziert wird. Denn die Hemisphären (H), das übergeordnete System, sind der Sitz jener Dispositionen, die auf Nachwirkungen früherer Erlebnisse zurückzuführen sind, und von denen die Modifikationen des ursprünglichen Reflexes ausgehen.

So lassen sich auch unsere kompliziertesten Willenshandlungen als modifizierte Reflexe begreifen. Indessen mag sich hier vielleicht ein Einwand erheben. Man wird sagen, dafs doch nicht alle unsere seelischen Prozesse sich einfügen in jenes Schema, dafs weder alle unsere geistigen Vorgänge Umsetzungen sensorischer Reize seien, da sie durchaus aus dem Gedächtnis, d. h. ohne äufseren Anreiz entsprängen, noch

dafs alle geistigen Vorgänge sich in der oben beschriebenen Weise in Handlungen umsetzten.

Gewifs ist im einzelnen Falle durchaus nicht immer ganz leicht aufzuzeigen, durch welche sensorischen Reize die interkurrenten, aus dem Gehirn stammenden Vorgänge angeregt worden sind. Doch läfst sich allgemein durchaus erweisen, dafs solche äufseren Reize notwendig sind. Das zeigen vor allem jene Fälle, wo bei Kranken, die an allgemeiner Berührungsunempfindlichkeit leiden, sofort Schlaf eintritt, sobald man ihnen Augen und Ohren verschliefst. Es ist also kein rein zentrales Denken möglich, ohne dafs äufsere Reize beständig neue Anstöfse gäben, wenn diese auch oft völlig umgewandelt werden. Damit wäre bewiesen, dafs ein Denken ohne äufsere Reize nicht möglich ist.[1]

Aber auch die motorische Reaktion fehlt niemals vollkommen. Man mufs nur bedenken, dafs die motorische Reaktion nicht blofs sich in äufseren Handlungen unserer Hände oder Füfse zu entladen pflegt, sondern dafs die motorischen Reaktionen zum grofsen Teil rein innerlich verlaufen als leise Sprechinnervationen, als Beeinflussungen der Atem- oder Herzbewegungen oder sonst in tausend anderen motorischen Reaktionen, die zum Teil, wie Physiognomik und Mimik, allen zwar sichtbar sind, aber von wenigen nur wirklich beachtet werden. Trotzdem sind sie überaus wichtig als motorische Reaktionen auf sensible Reize, und es gilt durchaus, dafs auf jeden Reiz motorisch reagiert wird. Nun hat die frühere Psychologie alle die z. T. höchst komplizierten motorischen Prozesse als nebensächliche Begleiterscheinungen aufgefafst, bis man zunächst für die Affekte einsah, dafs die körperlichen Vorgänge keineswegs blofse Begleiterscheinungen sind, sondern von grofser Wichtigkeit für das Zustandekommen der Affekte selber. Wenn auch die Lange-Jamessche Theorie, dafs die körperlichen Erscheinungen das Wesen der Affekte ausmachen, noch nicht von allen Forschern zugegeben wird: dafs sie Vorgänge von gröfster Bedeutung, nicht blofs zufällige Be-

---

[1] Vgl. Strümpel (*Deutsch. Arch. f. klin. Med.* 22), Heyne (*ebenda* 47), von Ziemssen (*ebenda* 47), Witte: Ein Fall von totaler Anästhesie. Diss. Leipzig 1894.

gleiterscheinungen sind, das wird von keinem mehr ernsthaft bestritten. Wir gedenken nun zu zeigen, daſs es sich mit dem Denken ähnlich verhält, nämlich, daſs die motorischen Vorgänge, die bei keinem Denken ganz fehlen, nicht zufällige und überflüssige Begleiter sind, sondern von wesentlichster Bedeutung, wenn wir auch keineswegs soweit gehen, zu sagen, daſs sie allein das Denken ausmachen.

Was nun die physiologische Natur der interkurrenten Einflüsse anlangt, so wissen wir nicht sehr viel darüber. Zuweilen können wir beobachten, daſs es mehrere äuſsere Reflexe sind, die sich bekämpfen. Exstirpiert man z. B. einem Frosche das Groſshirn samt dem Sehhügel, so springt er weg, wenn man ihn kneift, aber er rennt überall an. Nimmt man dagegen dem Frosch das Groſshirn ohne den Sehhügel weg, so weicht er im Hüpfen einem ihm entgegengestellten Hindernis aus. In diesem Falle ist also der eine Reflex durch einen anderen modifiziert worden.

Indessen sind solche Modifikationen durch andere äuſsere Reflexe nicht die Regel. Die meisten Modifikationen kommen so zustande, daſs kein direkter äuſserer Reiz zu konstatieren ist, sondern daſs die modifizierenden Einflüsse aus dem Innern, speziell dem Groſshirn, kommen. Es müssen also in dem Groſshirn sich Dispositionen irgendwelcher Art finden, die imstande sind, durch ihre Einwirkung die Reaktion zu modifizieren. Diese Dispositionen im Groſshirn sind zu denken als Residuen früherer, durch äuſsere Eindrücke erregter Reflexe, denn sie wollen erlernt sein, sie können erst durch Erfahrung gewonnen werden.

Über die Vorgänge in der Groſshirnrinde wissen wir wenig Genaueres. Zwar hat die neuere Gehirnanatomie und -pathologie eine Fülle auſserordentlich interessanter Beobachtungen über Lokalisationen etc. zusammengetragen. Indessen sind jene Wissenschaften in ihren Annahmen hier, wo die äuſsere Anschauung wenig mehr aussagt, auf Theorien angewiesen, die sie der Psychologie entnehmen, vor allem der Assoziationspsychologie. Und hier nun zeigt sich, daſs ein guter Teil der modernen Gehirnwissenschaften noch mit diesen bequemen, aber irrigen Lehren arbeitet und so sich in unlösbare Schwierigkeiten verstrickt. Wir kommen später darauf zurück

und konstatieren hier nur, dafs über die Natur jener interkurrenten Einflüsse von der reinen Physiologie her erschöpfende Aufklärung nicht zu erwarten ist, dafs gerade umgekehrt die Psychologie, allerdings unterstützt durch physiologische und pathologische Beobachtungen, die Klärung bringen mufs.

Wir brechen daher die Darlegung der physiologischen Seite des psychophysischen Prozesses ab, obwohl wir später noch öfter darauf zurückgreifen. Eine genaue Darstellung liegt aufserhalb unseres Themas, auch gibt es ausgezeichnete Behandlungen in Fülle. Uns lag nur daran, unser Thema auch nach dieser Seite hin fest zu umgrenzen. Unser Ziel in dieser Richtung ist dies: von Seiten der Psychologie her Einblicke in jenen Teil des psychophysischen Lebens zu erhalten, der sich uns physiologisch als die Modifizierung des Reflexbogens dargestellt hatte. Wir werden aber im Laufe der Untersuchungen zeigen, dafs alle geistigen Phänomene sich physiologisch als modifizierte Reflexe begreifen lassen.[1]

4. Gehen wir nun über zur Betrachtung der Bewufstseinskomponente solcher Reflexakte, so dürfen wir nach dem, was wir oben dargelegt haben, nicht erwarten, dafs etwa der Reflexakt der Inhalt des Bewufstseins sei. Der Reflexakt wird von uns nur indirekt erkannt; der direkten Selbstbeobachtung, d. h. der unmittelbaren psychischen Betrachtung, stellt sich kein psychisches Erlebnis als Reflexakt dar, ja gerade die Umschaltung von Reiz in motorische Reaktion vollzieht sich ganz ohne jeglichen psychischen Begleiter.

Unser unmittelbarer Bewufstseinsbefund ist in allen Momenten unseres Lebens ein beständig zerfliefsender, ineinanderwogender, ewig wechselnder Strom, den man nicht aus einzelnen Elementen mosaikartig zusammensetzen kann. Jeder einzelne Akt, den wir physiologisch isoliert denken können, geht psychologisch ein in diesen Bewufstseinsstrom, niemals kommt ein psychologisches Element isoliert vor, und höchstens in abstracto können wir solche Isolierungen vornehmen, wobei wir uns stets bewufst bleiben müssen, dafs es in Wirklichkeit niemals eine Empfindung oder ein Gefühl ganz isoliert gibt.

---

[1] Für genauere Darstellung der Reflexbogentheorie verweise ich auf die Schriften von Bain, James und zahlreichen anderen.

Eben darum aber, weil das Bewufstsein nicht inhaltlich sich mit dem Reflexakt deckt, können wir auch nicht erwarten, dafs Reiz und Reaktion, ebenso wie die interkurrenten Einwirkungen, sich sauber geschieden im Bewufstsein darstellen. Das Bewufstsein gibt uns nur höchst komplizierte, rasch zerfliefsende Massen, und nur sehr mühselig lassen sich da Unterscheidungen vornehmen.

Diese Tatsache, dafs es keine isolierbaren psychischen Elemente gibt, wird zwar theoretisch von den meisten Psychologen anerkannt, indessen vergessen sie es alsbald wieder und behandeln die blofs in abstracto angenommenen Elemente als reale Elemente.[1] Diesen Fehler gilt es zu vermeiden. Es ist bei allen psychologischen Untersuchungen festzuhalten, dafs es Empfindungen ohne Reaktionen nicht gibt. Auch dort, wo man im Bewufstsein eine Isolierung glaubt vornehmen zu können, mufs man stets sich klar halten, dafs das nur in abstracto geschehen kann.

Indessen tritt auch diese Möglichkeit erst dort auf, wo ganz verschiedene Organe für Reiz und Reaktion vorhanden sind. Beim primitiven Reflex, soweit wir zu Schlüssen darauf berechtigt sind, müssen wir ein dumpfes Begleitbewufstsein annehmen, das unmöglich etwa in ein Reizbewufstsein und ein Reaktionsbewufstsein zerlegt werden kann. Erst allmählich im Laufe der Entwicklung tritt insofern eine Analysierungsmöglichkeit auf, als gewisse Funktionen, die im primitiven, dumpfen Bewufstsein noch wenig geschieden nebeneinander bestehen, klarer hervortreten: einerseits die Zuordnung des Bewufstseins zu einem Objekt, andererseits die Bewertung, die Stellungnahme des Ichs dazu. Und hiermit nun kommen wir auf die wichtigste Grundunterscheidung, die wir machen müssen: die Unterscheidung des Objektbewufstseins vom Bewufstsein der subjektiven Stellungnahme, oder, wie wir auch sagen können, des Rezeptionsbewufstseins vom Reaktionsbewufstsein. Diese beiden Funktionen des Bewufstseins (es sind mehr *Seiten* als „Teile“ eines einheitlichen Aktes) zu trennen, ist von höchstem praktischem Werte. Es ist überall im Leben

---

[1] Vgl. z. B. den Hinweis auf diesen Fehler bei E. Lucka: Die Phantasie, S. 20f. 1910.

sehr wichtig, dafs man das Objektive vom Subjektiven in den psychischen Erlebnissen sondern lernt, und darum soll unser nächstes Ziel das sein, das Rezeptionsbewufstsein vom Reaktionsbewufstsein zu scheiden. Und zwar bezeichnen wir jenes mit den geläufigen Ausdrücken auch als „Empfindung“, dieses als „Gefühl“, wobei sich freilich zeigen wird, dafs dieser letztere Begriff viel weiter gefafst werden mufs, als es gewöhnlich geschieht. Die Untersuchung darüber, welche psychischen Komponenten für die interkurrenten Einflüsse im modifizierten Reflexakt sich nachweisen lassen, wird dann im Hauptteil des Buches geführt.

5. Erst auf höheren Stufen der Entwicklung tritt mit der Verfeinerung und Differenzierung der Sinnesorgane auch eine solche des Bewufstseins ein, und das, was auf niederen Stufen ungeschieden nebeneinander bestand, das objektive Beziehungsbewufstsein und das subjektive Reaktionsbewufstsein, läfst sich bis zu einem gewissen Grade sondern. Gewisse Erfahrungen mufsten zur Scheidung dieser Bewufstseinselemente führen. Dieselbe Speise schmeckte im Zustand des Hungers angenehm, im Zustand der Übersättigung widerlich, obgleich derselbe Reiz vorhanden war. Ebenso fand der Eine denselben Gegenstand schön, den ein anderer häfslich fand. Es mufste also ein objektives Element neben einem subjektiven in dem Gesamterlebnis enthalten sein, und bis zu einem gewissen Grade lassen sie sich in der Tat sondern, obwohl ich betone, dafs jene radikale Scheidung, die manche Psychologen glaubten vornehmen zu können, ein grober Irrtum ist. Irgendeine subjektive Reaktion ist bei jedem objektiven Eindruck, d. h. es gibt keine Empfindung, ohne dafs eine subjektive Reaktion stattfände (und das Gefühl der Indifferenz ist ja selbst eine sehr ausgesprochene Reaktion).

Trotzdem ist diese Scheidung zwischen rezeptivem und reaktivem oder, wie wir auch sagen können: objektivem und subjektivem Bewufstsein, von höchster Wichtigkeit. Sie sind unzertrennlich wie Licht und Schatten, und wenn sie auch stets zusammen auftreten, so ist es doch höchst wesentlich, sie auseinanderzuhalten, und das ist in abstracto bis zu einem gewissen Grade möglich.

Betrachten wir zunächst die Empfindungen, deren Erfor-

schung in der neueren Psychologie ausgiebige, wenn auch nicht immer einsichtige Berücksichtigung erfahren hat. Denn man beging den schon gekennzeichneten schweren Fehler, dafs man die Empfindung für eine isolierte oder wenigstens isolierbare Realität nahm, während sie in Wirklichkeit nur eine Abstraktion ist, die niemals allein vorkommt oder vorkommen kann.[1] Man nennt „Empfindung" das Korrelat des äufseren Reizes, man vergifst aber, dafs das Erlebnis, das in unser Bewufstsein eintritt, stets der äufsere Reiz plus der Reaktion des Organismus ist; das heifst, dafs niemals in unser Bewufstsein das blofse psychische Korrelat des äufseren Reizes tritt, sondern dafs stets das Bewufstseinserlebnis zugleich auch die psychischen Korrelate der Reaktion unseres Ichs mitenthält. Noch immer spukt die unglückselige Anschauung, es sei unser Ich eine photographische Platte, die rein passiv die Eindrücke der Aufsenwelt aufnähme: das Ich ist jedoch ein Organismus, in dem unfehlbar jeder Reiz von aufsen eine Reaktion hervorruft. Was ins Bewufstsein tritt, ist nun ein Komplex des Reizkorrelats und des Reaktionskorrelats, wobei wir vor der Hand die Qualität und Zusammensetzung der Reaktionskomponente ganz aufser acht lassen wollen. Nennen wir diese Summe von Reizkomponente und Reaktionskomponente *Wahrnehmung*, so müssen wir sagen, dafs nur Wahrnehmungen, niemals unverarbeitete Sinnesempfindungen die Elemente unseres Bewufstseins bilden, dafs die Empfindung wohl durch Abstraktion, aber niemals in Wirklichkeit isoliert werden kann.

Die Sache ist an sich leicht einzusehen; trotzdem kann man auch in sonst guten Lehrbüchern der Psychologie finden, dafs von der Farbe Rot oder dem Ton A als blofser Empfindung, nicht im abstrakten Sinne, sondern als Realität gesprochen wird. Indessen, wo ist es wirklich jemals möglich, die Farbe Rot blofs als Empfindung aufzunehmen, ohne dafs wir zugleich begrifflich wissen, dafs es Rot ist, ohne dafs uns dieses Rot als schön, häfslich, auffallend, verblafst vorkommt, dafs wir zugleich den Stoff des Rot, das Tuch, das

---

[1] Das wird z. B. auch von Wundt hervorgehoben. Die meisten Experimente seiner Schule aber verfahren so, als sei die Empfindung ein reales isolierbares Element.

Papier, den Lichtstrahl mitsehen? Alle diese begrifflichen Einordnungen und gefühlsmäfsigen Charakterisierungen sind Reaktionen des Ich, die also die Isoliertheit der Empfindung bereits aufheben. Und selbst wenn wir künstlich alles das zurückdrängen wollten (gesetzt dafs es überhaupt möglich wäre), wenn wir unser Bewufstsein nur auf die eine Empfindung konzentrieren wollten, selbst dann würde im Bewufstsein — als absperrender Rand gleichsam — das Wissen um diese Abstraktionstendenz sein, ganz abgesehen davon, dafs das räumliche und zeitliche Gesamtbewufstsein unseres Ich doch immer nebenherliefe. Nein, in Wirklichkeit ist es unmöglich, die Empfindung zu isolieren, und hierin müssen wir mit der Kantischen Philosophie durchaus übereinstimmen, wenn wir auch bei den a priori vorhandenen Kategorien nicht stehen bleiben können und versuchen müssen, den aus dem Subjekt stammenden Faktor noch weiter zu analysieren und womöglich physiopsychologisch verständlich zu machen.

6. Wenn wir nun auch von vornherein erklären müssen, dafs die Empfindung isoliert niemals realiter darzustellen ist, so ist es doch andererseits von so überaus grofsem Werte, in den Wahrnehmungen den objektiven vom subjektiven Faktor zu sondern, dafs wir versuchen müssen, wenigstens für die abstrakte Loslösung gewisse charakteristische Unterscheidungsmerkmale zu finden. Die Empfindung ist uns weniger ein Teil oder ein Element als vielmehr eine Funktion, eine Seite des psychischen Gesamterlebens.

Es kommt uns dabei nur auf die Sinnesempfindungen an, denn für die sogenannten *Organempfindungen* ist eine Sonderung der subjektiven und objektiven Faktoren ganz unmöglich, weshalb sie auch oft den Gefühlen zugerechnet werden; von uns werden sie lieber als ungeschiedenes Urbewufstsein angesprochen. Wir reden nicht von Organempfindungen, sondern von Organbewufstsein (das sich von den „Gefühlen“ wieder durch genauere Lokalisiertheit unterscheidet).

Anders dagegen ist es mit den Sinnesempfindungen, die wir allein als „Empfindungen“ gelten lassen. Hier haben wir ein charakteristisches Merkmal, das sie ziemlich scharf von den Gefühlen abhebt, dafs wir sie nämlich als etwas von

aufsen Geliefertes, als etwas aufser uns selber Liegendes erleben.[1]

Mit Recht werden die Empfindungen daher vielfach als „Gegenstandsbewufstsein" den Gefühlen als dem „Zustandsbewufstsein" gegenübergestellt. Woher diese Zuordnung zu Gegenständen kommt, ist eine erkenntnistheoretische, keine psychologische Frage und beschäftigt uns daher nicht. Tatsache jedenfalls ist, dafs sich die Empfindungen, d. h. die psychischen Korrelate der Reizungen von Sinnesnerven, aussondern lassen und zwar auf Grund dieser Zuordnung zu Gegenständen. Dieser gegenständliche Charakter, die Objektivation, also genügt, um die Sinnesempfindungen von den subjektiven „Gefühlen" zu sondern. Wenn das Volk und die Sprache Gefühle wie die der „Schönheit" ebenfalls objektiviert, so zeigt doch einige Kritik, dafs es sich hier um etwas anderes handelt, als bei der Objektivation der Empfindung Rot oder Grün. Natürlich sind uns hier objektiv und subjektiv nur psychologische, nicht erkenntnistheoretische Begriffe. Objektiv heifst uns weiter nichts, als die Empfindung ist für unser Bewufstsein einem aufserhalb unseres Ich liegenden „Objekte" zugeordnet, wobei uns dessen erkenntnistheoretische Berechtigung gar nichts angeht.

Mir scheint, es wäre praktisch viel gewonnen, wenn wir den Begriff Empfindung nur für die Sinnesempfindungen allein verwendeten und die „Organempfindungen" oder „-gefühle" schlechthin als Organbewufstsein bezeichneten. Damit fällt zunächst die überflüssige und unlösbare Frage weg, ob Hunger, Durst, Ekel, Reizung der Sexualorgane etc. den Empfindungen oder den Gefühlen zuzuzählen seien; dann aber gewinnen wir den grofsen Vorteil, die Empfindungen in unserem Sinne klar sondern zu können, denn wir haben so für die Empfindung ein deutliches Kriterium, das den Sinnesempfindungen allein zukommt, nicht aber den Organempfindungen, nämlich das Objektivitätsbewufstsein, dafs wir den Inhalt der Empfindung deutlich als etwas unserem Ich Entgegengesetztes erleben. —

Hier freilich scheinen sich Bedenken zu erheben. So will z. B.

---

[1] Es sei hier bemerkt, dafs wir hier „Ich" mit dem Körper, die Ichgrenze mit der Körpergrenze gleichsetzen. Dafs man diese Begriffe auch anders fassen kann, vermag uns nicht abzuhalten, für unsere Zwecke diese Definition als die beste anzunehmen, zumal sie mit dem Sprachgebrauch des Lebens übereinstimmt.

Lagerborg[1] keinen Unterschied zwischen Sinnes- und Organempfindungen gelten lassen. Er schreibt: „Der Unterschied, den der Sprachgebrauch zwischen Sinnes- und Organempfindungen macht, scheint indessen als wissenschaftliche Distinktion überflüssig zu sein, da diese Empfindungen sich ihrem Wesen nach nicht trennen; teils ist nämlich alles, was nicht Nervengewebe ist, also auch dessen Umgebung im Organismus, Aufsenwelt im Verhältnis zum Nervensystem und jede Empfindung somit ein Produkt äufserer Reize, teils gehen auch Sinnesreizungen, bevor sie Empfindungen veranlassen, in organische Prozesse über, teils endlich findet im nervösen Mechanismus in beiden Fällen das gleiche statt.“ Das besteht zwar bis zu einem gewissen Grade zu Recht, es gibt aber dennoch auch Verschiedenheiten, und diese sind eben von mir oben bezeichnet vor allem als das Objektivitätsbewufstsein, insofern als praktisch für uns der Leib eben nicht Aufsenwelt ist.

Jede Einteilung, welche es auch sei, hat sich in ihrer Daseinsberechtigung durch den praktischen Wert zu legitimieren, den sie haben kann; denn im Grunde sind alle Einteilungen teleologisch. Und hierum handelt es sich: Wenn wir die Sinnesempfindungen, denen wir den Namen Empfindungen allein reservieren wollen, absondern, so geschieht es darum, weil wir hier die Möglichkeit gewinnen, rezeptive oder objektive von reaktiven oder subjektiven Elementen zu sondern, was von allergröfster Wichtigkeit ist. Als Grenze zwischen Objekt und Subjekt setzen wir dabei die äufsere Haut unseres Körpers, jene Grenze U, die Mach[2] bereits als Grenze zwischen Aufsenwelt und Ich angesetzt hat. Und wenn wir das tun, so gewinnen wir die Möglichkeit, eine Gruppe von Elementen aus unserem psychischen Erleben auszusondern, die eben das Gemeinsame haben, dafs sie über jene Grenze U hinausweisen, dafs sie Objektivitätscharakter haben. Dafs die Grenze U keine absolute Grenze, sondern nur aus praktischen Gründen angenommen ist, betonen wir ebenso, wie das bereits Mach getan hat. Bei allem, was wir sehen, hören, riechen, schmecken, tasten, haben wir unverkennbar ein Bewufstsein von etwas Objektivem, aufser uns selber Liegendem, was wir bei Hunger, Übersättigung etc. nicht haben. In diesem Objektivitätsbewufstsein also hätten wir ein sicheres Kennzeichen der Sinnesempfindungen, oder wie man am besten kurz sagt, der „Empfindungen“.

7. Läfst sich bei den Empfindungen eine Abstraktion verhältnismäfsig leicht durchführen, da wir sie den äufseren isolierbaren Objekten zuordnen, so ist das bei den übrigen Elementen der Wahrnehmung viel schwerer.

Wir wollen alles, was in der Wahrnehmung zu der äufseren Empfindung hinzukommt, als Reaktionseinheit (später

[1] Lagerborg, Das Gefühlsproblem. 1905. S. 16.

[2] Mach, Erkenntnis und Irrtum. S. 8.

durch „Stellungnahme“) bezeichnen, weil wir im weitesten Sinne alles, was nicht direkt von aufsen erregt wird, als Reaktion unseres Ich fassen können. Viele Psychologen nun nehmen nur die *Gefühle*, und zwar nur die algedonischen (Lust-Unlust), als Reaktionen an. Das ist zu eng. Wenn wir das Rezeptivbewufstsein vom Reaktionsbewufstsein sondern, so müssen wir auch die Urteile, begriffliche Einordnungen etc. als Reaktionen ansehen, denn auch diese sind Reaktionen des Ich auf die Empfindung. Indessen wollen wir diese Dinge vorläufig zurückstellen, da die Hauptuntersuchungen unseres Buches ihnen gewidmet sind. Wir wollen nur diejenigen Elemente untersuchen, deren reaktive Natur von niemand bestritten wird, die Gefühle, d. h. vor allem die algedonischen (Lust und Unlust). Freilich wird sich dabei gleich zeigen, dafs wir mit Lust-Unlust allein nicht auskommen, sondern dafs wir auf eine Reihe reaktiver Phänomene stofsen, die wir auch auf keinen Fall als Vorstellungen, Begriffe etc. bezeichnen können.[1]

Nun hat sich ein Teil der Psychologen deren Beschreibung sehr bequem gemacht, indem sie den gordischen Knoten der Reaktionseinheit nicht sorgfältig auflösten, sondern kurzerhand zerhieben: sie erklärten, alle Gefühle seien entweder Lust oder Unlust; was man sonst noch als Gefühle ansehen könne, seien Komplexe von Vorstellungen. Dafs diese Anschauung falsch ist, werden wir im Hauptteil dieses Buches eingehend widerlegen, wo wir die positive Anschauung über das Wesen der Reaktionen ausführlich begründen werden. Hier wollen wir nur einige Punkte vorgreifend berühren, zu denen wir im späteren Verlauf der Untersuchung weiteres Material beibringen.

Zunächst betrachten wir das Problem der physiologischen Parallelerscheinungen für die Gefühle, womit zugleich die Abgrenzung gegen die Empfindungen zusammengeht.

Die eine Partei bezeichnet Gefühle als bloſse *Eigenschaften der Empfindungen*. Diese nur von wenigen Forschern noch

---

[1] Ich verweise für genauere Darlegung einiger, hier notwendigerweise nur kurz behandelten Punkte auf meine Abhandlung: „Zur Analyse und Begriffsbestimmung der Gefühle“. *Zeitschr. f. Psychol.* 68.

geteilte Anschauung ist mehrfach so scharf zurückgewiesen worden, daſs es genügt, auf jene Schriften zu verweisen.[1] Sie kann als abgetan angesehen werden. Auch ihre neuere Variation, die sich bei Ebbinghaus[2] z. B. findet, daſs die Gefühle Neben- oder Folgewirkungen der Empfindungen seien, besteht nicht zu recht, denn wir werden im Laufe dieser Untersuchungen eine Fülle von Beispielen finden, wo eher die Empfindungen Folgen der Gefühle sind, und jedenfalls lassen sich wohl Gefühle ohne Empfindungen aufweisen, nie aber Empfindungen ohne Reaktionen.

Eine weitere Theorie faſst die Gefühle als eine Art von Empfindungen.[3] Hieran ist gewiſs etwas Richtiges, wenn man damit sagen will, daſs auch sie Komponenten körperlicher Vorgänge sind, indessen läuft die Sache in obiger Fassung auf einen Wortstreit hinaus. Hauptsache ist, daſs man für die Gefühle besondere physiologische Prozesse aufzeigt, deren psychische Komponente sie sind. Wenn man nun jedes Bewuſstsein physiologischer Prozesse als „Empfindung“ bezeichnen will, so kann man das ja tun. Indessen handelt es sich dann weder um eine groſse Entdeckung noch um eine sachliche Klärung. Beschränken wir lieber den Terminus „Empfindungen“ für die psychischen Komponenten äuſserer Reize, und lassen wir den Ausdruck Gefühle für die Komponenten innerer Prozesse, wobei wir die bestimmt lokalisierbaren auch hier als Organbewuſstsein ausscheiden.

Neben dieser Lehre scheint eine dritte uns weniger zu bedeuten, die nämlich, daſs zwar jene körperlichen Empfindungen von Bedeutung wären, daſs jedoch die Gefühle erst durch sie erregt würden und etwas Besonderes neben diesen inneren Empfindungen wären.[4] Diese Lehre führt in den Ge-

---

[1] Man vgl. bes. Kelchners Sammelreferat im *Arch. f. system. Psychol.* **18**, Literaturbericht S. 98f.

[2] Ebbinghaus: Grundriſs. S. 566. Vgl. dazu meine ausführliche Diskussion dieser Frage in *Zeitschr. f. Psychol.* **68**, S. 250.

[3] So besonders Stumpf: Über Gefühlsempfindungen. *Zeitschrift f. Psychol.* **44**.

[4] Vgl. z. B. Störring: Vorlesungen über Psychopathologie. 1900. S. 20ff. Auch für Oesterreich (Phänomenologie des Ich. 1912) sind die

fühlen ein rein psychisches X ein, das in keiner Weise mit dem psychophysiologischen Parallelismus zu vereinen ist. Da dies aber zu einer unabsehbaren Seelensubstanzmetaphysik führen würde, und da keinerlei Notwendigkeit vorliegt, die Gefühle als besondere, rein psychische Gebilde anzusehen, so lassen wir auch diese Lehre beiseite.

Wir nehmen also an, dafs das Gefühlsbewufstsein die Komponente besonderer körperlicher Prozesse ist, die andere sind als die äufseren Sinnesreizungen. Welcher Art diese Prozesse nun sind, darüber herrscht noch grofser Streit. Es gibt zwei Parteien, die „Zentralen“ und die „Peripheriker“, d. h. die Einen wollen die körperlichen Begleiterscheinungen der Gefühle im Gehirn, die anderen lieber in der Peripherie, d. h. vor allem in Zirkulations- und Atmungsvorgängen, aber auch anderen motorischen Prozessen sehen. Noch ist der Sieg für eine der beiden Parteien nicht sicher entschieden, und auch wir können nur versuchen, unsere Stellung zu sichern, ohne Anspruch auf eine Entscheidung zu erheben. Nach der heutigen Lage der Dinge scheint die gröfsere Wahrscheinlichkeit für die peripherische Theorie zu sprechen, d. h. es unterliegt keinem Zweifel, dafs jene körperlichen, vasomotorischen und mimischen Faktoren von gröfster Bedeutung für die Gefühle sind. Ob daneben nicht auch zentrale Prozesse mitspielen, kann dabei als Frage offen bleiben. Ohne Zweifel jedoch sind jene motorisch-körperlichen Vorgänge für die Gefühle von höchster Wichtigkeit und unmöglich als blofse Folge anzusehen. Wir werden daher diesem engen Zusammenhang motorischer und affektiver Phänomene stets Rechnung tragen, obwohl wir es betreffs der Frage nach dem letzten Wesen dieses Zusammenhangs bei einem „non liquet“ belassen wollen. Sicherlich aber gibt bereits die Tatsache eines solchen Zusammenhangs, wie sie bis jetzt als erwiesen gelten kann, uns die Mittel in die Hand, mancherlei Probleme von dieser Seite her zu beleuchten.[1]

Gefühle reaktiver „ichhafter“ Natur, aber sie sind nichts Körperliches, so dafs seine Darlegung, wenn auch nicht ausgesprochenerweise, zur Annahme einer Seelensubstanz führen mufs.

[1] Ich verweise auf die ausführlichen Darstellungen, die diese Probleme neuerdings gefunden haben, speziell auf R. Lagerborg: Das

Wir nehmen daher auch die psychische Reaktion oder Stellungnahme, d. h. vor allem die Gefühle, nicht etwa ohne weiteres als psychische Komponente der reaktiven Hälfte des physiologischen Reflexbogens; ob man das in dieser Entschiedenheit sagen kann, scheint uns vorläufig noch unsicher. Dafs jedoch Zusammenhänge und zwar höchst wichtige bestehen zwischen der physiologischen, motorischen Reaktion und der psychischen Stellungnahme, dem Gefühl, scheint uns unabweisbar, und diese vorläufige Anschauung genügt für unsere Zwecke.

Ein zweiter Irrtum, der sich vielfach in der traditionellen Psychologie findet und den wir entschieden ablehnen, ist der, dafs als Gefühle nur das Eine Paar „Lust-Unlust“ (algedonische Gefühle) anerkannt werden. Das wäre an sich nicht schlimm, wenn es auf eine rein terminologische Abgrenzung hinausliefe, indessen ist das nicht der Fall. Indem nämlich solche Psychologen als psychische Elemente nur Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen (wozu gewöhnlich auch Urteile und Begriffe gerechnet werden) und ev. Triebe anerkennen, schliefsen sie alle jene anderen gefühlsmäfsigen Reaktionen, die es aufser Lust-Unlust gibt, vollständig aus ihrer Betrachtung aus.[1] Das aber ist ein grofser Mangel, denn jene anderen Reaktionen sind von allergröfster Wichtigkeit. Es handelt sich um alle jene subjektiven Charakterisierungen, die wir zu den Empfindungsinhalten hinzubringen und die nicht in Vorstellungen aufzulösen sind. Zu diesen nicht lust-unlustartigen Gefühlen gehören alle jene subjektiven Erlebnisse, wie die des „Bekanntseins“, des „Neuseins“, der „Fremdheit“, der „Gröfse“, der „Kleinheit“ und hundert ähnliche. Alle diese lassen sich keineswegs in „Vorstellungen“ auflösen, denn welche „Vorstellung“ soll etwa dazu kommen, wenn mir etwas „neu“ erscheint. Ebenso hat bereits Höffding nachgewiesen, dafs das Gefühl des „Wiedererkennens“ sich nicht auf Vorstellungen

---

Gefühlsproblem, und Math. Kelchner: a. a. O., wo man auch ausführliche Literaturangaben findet.

[1] Ev. behaupten sie, wie Ebbinghaus, sie liefsen sich weiter analysieren, bleiben aber den überzeugenden Beweis schuldig. Dieser könnte überhaupt nur mit Hilfe „unbewufster“ Vorstellungen zu erbringen sein, was aber in unlösbare, später hier zu berührende Schwierigkeiten verstrickt.

zurückführen läfst, sondern als eine besondere psychische „Qualität“ angesehen werden mufs. Und so ist es mit allen anderen derartigen Zuständen, sie stehen den Gefühlen der Lust-Unlust nahe, bewegen sich meist wie diese in Gegensätzen und sind keineswegs etwa auf Vorstellungen oder Urteile zurückzuführen; im Gegenteil, das Urteil hat sie erst zur Voraussetzung, wenn es eine solche Tatsache des Neuseins oder Fremdseins formulieren will. Auf jeden Fall erschiene es uns als eine grofse Lücke in der Beschreibung psychologischer Erlebnisse, wollten wir diese Zustände unbeachtet lassen, und wir werden im Verlauf dieser Untersuchungen zeigen, von wie grofser Bedeutung diese subjektiven Reaktionen für das gesamte psychische Erleben sind.

Eine gewisse Schwierigkeit liegt nur in der Terminologie. Man könnte geneigt sein, diese anderen subjektiven Zustände anzuerkennen, würde aber vielleicht doch lieber den Namen „Gefühle“ blofs für Lust-Unlust reservieren, für jene anderen Zustände dagegen einen neuen Terminus einführen. Das hat mancherlei für sich, und wir werden zuweilen darum uns auch der Bezeichnung „Stellungnahme“ bedienen. Indessen tun wir es nicht ausschliefslich und zwar darum, weil fast allen diesen Stellungnahmen doch ein gewisser Lust- oder Unlustbestand zukommt, so dafs in der Praxis jene Scheidung doch nicht exakt durchgeführt werden kann. So werden wir den Ausdruck Gefühl für alle jene subjektiven Charakterisierungen beibehalten, über deren Einzelheiten wir im weiteren Verlauf der Untersuchungen noch mancherlei Genaueres zu sagen haben werden.

Die Notwendigkeit der Erweiterung des Gefühlsbegriffes ist an vielen Stellen bereits erkannt worden. So hat für das Wiedererkennen bereits Höffding[1] die Forderung einer besonderen „Bekanntschaftsqualität“ erhoben, vorher noch hatte Avenarius[2], der den Ausdruck „Charakter“ vorschlägt, neben denen der Lust-Unlust noch solche der „Bekanntheit“, „Dasselbigkeit“ etc. aufgestellt, für die er etwas schwerfällige Namen wie Notal, Tautote etc. einzuführen suchte, die aber nicht durchgedrungen sind. Besonderes Verdienst für die Anerkennung der Pluralität der Gefühle mufs man Wundt[3] zusprechen, obwohl auch seine

[1] Höffding, Psychologie. S. 166 ff.

[2] Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung. Bd. II, S. 63 ff.

[3] Wundt, z. B. Grundrifs der Psychol. 9. Aufl. S. 99 ff.

Lehre von der Dreidimensionalität der Gefühle in einem gewissen Schematismus stecken bleibt und nicht sehr viel Anklang gefunden hat. Die beste Darstellung der Mannigfaltigkeit der Gefühle hat wohl Th. Lipps[1] gegeben, der in mehreren Schriften eine ausführliche Klassifizierung dieser Zustände vorgenommen hat. Auch sonst haben viele Forscher sich dieser Richtung angeschlossen, so Ribot[2], Maier[3], Orth[4], Österreich[5] und andere.[6]

Wir glauben, daſs die psychologische Forschung unbedingt den Schritt machen muſs zur Anerkennung dieser nichtalgedonischen Gefühle oder Stellungnahmen. Und zwar möchten wir auch hier hervorheben, daſs ein Zusammenhang mit motorischen Phänomenen besteht, ohne daſs wir auch hier etwa so weit gehen wollen und sagen, es wären die Gefühle etwa zu identifizieren mit diesen motorischen Prozessen. Wir werden auch dafür im Laufe der Untersuchung noch mancherlei Beispiele zu erbringen haben; es sei hier nur an einem einzigen dieser Zusammenhang beleuchtet. Man nehme das Gefühl der Gröſse oder Kleinheit, das wir den Dingen gegenüber haben. Man hat es z. B. sehr ausgesprochen im Verkehr mit Menschen; wir haben ein ganz anderes persönliches „Gefühl“ einem gröſseren Individuum als einem kleinen gegenüber. Das hängt mit sehr bestimmten körperlichen Haltungen zusammen, ob wir hinaufsehen an einem oder hinab, und ähnlichem, und die Sprache, die ja eine vorzügliche Psychologin ist, hat das denn auch festgehalten, indem „zu einem hinaufsehen“ auch das psychische Gefühl der Hochachtung, eines Respektes ausdrückt, der eng verknüpft ist mit jenen motorischen Vorgängen. Bei anderen Gefühlen, denen der Ruhe und Erregung z. B., ist dieser Zusammenhang ebenfalls klar, und auch hier ist das in der Sprache zu erkennen.

Ein dritter Punkt, den es in bezug auf die Gefühle ins

---

[1] Lipps, Leitfaden der Psychologie. 1. Aufl. S. 249—290. Ich verweise hier auf die 1. Aufl., da mir die abgeänderten späteren nicht unbedingt einen Fortschritt zu bedeuten scheinen.

[2] Ribot, Problèmes de psychologie affective. Paris 1910. S. 16 ff.

[3] H. Maier, Psychol. des emotionalen Denkens. 1908.

[4] Orth, Gefühl und Bewuſstseinslage. Berlin 1913.

[5] Österreich, Phänomenologie des Ich. I, S. 15. Leipzig 1911.

[6] Alechsieff, Die Grundformen der Gefühle. *Psychol. Studien* 3, S. 156 ff.

Klare zu bringen gilt, ist die Frage, ob alle Lust unter sich identisch ist, eine Frage, die für die Unlust in gleicher Weise gilt.

Obwohl man es nicht für möglich halten sollte, ist bis in die neueste Zeit hinein diese Frage von sehr ernsten Psychologen bejaht worden. So schreibt z. B. Titchener: „Ist es wirklich wahr, dafs die Freude an einem guten Diner identisch ist mit der Freude an einer guten Handlung? Der Verfasser antwortet darauf mit Ja, wobei er aber ernstlich daran erinnert, dafs die Psychologie noch am Anfang steht und niemand diese Frage mit Sicherheit beantworten kann. Ein gutes Diner und eine gute Handlung unterscheiden sich für ihn — nicht in ihrer Lust: gerade darin sind sie gleich, sondern in beinahe allem anderen.“ [1]

Dieser Standpunkt scheint uns völlig unhaltbar. Es liegt hier der Fehler zugrunde, dafs wieder eine Abstraktion für eine Realität genommen wird. Man kann nicht von zwei blofs abstrahierten, niemals in der Realität isolierbaren Faktoren sagen, dafs sie gleich seien. Es ist so, als wollte jemand behaupten, dafs ein gesättigtes Rot und ein gesättigtes Blau, was ihre Gesättigtheit betrifft, unter sich gleich seien, als ob jemals die Gesättigtheit isolierbar wäre, als ob sie eine lösbare Komponente für sich wäre, als ob man die „Gesättigtheit an sich“ darstellen könnte. Titchener begeht denselben logischen Fehler. Seine Lust an sich, die keinerlei andere Bestimmtheit hat, ist ein reines Abstraktum. Wir werden zwar sehen, dafs wir Gefühlszustände ohne intellektuelle Elemente finden, indessen sind diese etwas viel Bestimmteres als Titcheners Lust, die weiter nichts ist als eine ganz allgemeine Lust, die sich, ohne sich irgendwie zu spezifizieren, mit hunderttausend verschiedenen Empfindungen verbinden kann. Es hat keinen Zweck, über solche Abstraktionen zu streiten. Wir halten diesen Standpunkt für unhaltbar, der übrigens selbst von Psychologen wie Ziehen, die nur Lust-Unlust als Gefühle und zwar nur als Eigenschaften kennen, verworfen wird.

Im Gegensatz zu der Anschauung, dafs alle Lust identisch sei, nehmen wir an, dafs die Mannigfaltigkeit der Gefühle unendlich grofs ist. Diesen Standpunkt hat mit aller Entschiedenheit bereits Wundt eingenommen, der die Mannigfaltigkeit der Gefühle für noch gröfser hält als die der Empfindungen.[2]

---

[1] Titchener, Lehrb. der Psychologie, I, S. 257.

[2] Wundt, Grundrifs der Psychologie. 9. Aufl. S. 98.

Was nun die Beschreibung der Gefühle im einzelnen anlangt, so müssen wir hier die schon oben genannte Tatsache heranführen, dafs die Lust-Unlustgefühle fast immer mit den anderen, nichtalgedonischen Stellungnahmen verknüpft auftreten, d. h. dafs selten Lust-Unlust die einzige gefühlsmäfsige Reaktion ist, sondern meist ist es ein in allen Details unanalysierbarer Komplex, der unsere Gesamtstellungnahme ausmacht.

Ich gebe ein Beispiel: Wenn ich verschiedene Male dasselbe Musikstück höre, so können dabei die Gefühle aufserordentlich variieren, obwohl der objektive Inhalt der gleiche bleibt. Und zwar sind es nicht etwa blofs Intensitätsunterschiede, nein, das eine Mal kann ein Stück, das mich beim letzten Male leidenschaftlich erregt hat, nun ein allgemeines behagliches Wohlgefühl auslösen. Darein mischen sich Betonungen, wie die des Bekanntseins, Vertrautseins etc., die früher nicht da waren. Alle diese, z. T. durch Mischung mit anderen nichtalgedonischen Stellungnahmen entstandenen Gefühle sind jedes für sich etwas ganz Verschiedenes, und guten Beobachtern ist es längst bekannt, dafs man niemals ein Gefühl genau so noch einmal erleben kann. Wenn also dieselbe objektive Gegebenheit uns jedesmal zum neuen Erlebnis werden kann, so setzt das natürlich eine unendliche Mannigfaltigkeit der subjektiven Reaktionen, der Gefühle, voraus, die nicht etwa durch Mischung von allgemeiner Lust mit allgemeiner Unlust in verschiedenen Dosen erklärt werden kann, und auch Vorstellungen helfen dabei nicht viel, wie wir später zeigen werden. Wir sehen uns durchaus gezwungen, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gefühlen anzunehmen. Lust und Unlust sind also nur Sammelnamen für unter sich verwandte, aber auch in sich unendlich mannigfaltige Erlebnisse.

Indem wir nun die Gefühle nicht blofs als allgemeine Lust oder Unlust ansehen, sondern jedem einzelnen Gefühl eine ganz spezifische Eigenart zuerkennen, ergibt sich daraus die Möglichkeit, dafs die Gefühle auch ohne intellektuellen Begleiter im Bewufstsein repräsentativ auftreten können. Der Fall kommt oft vor. Oft haben wir ein ganz bestimmtes Gefühl, für das wir erst mühsam intellektuelle Klarheit schaffen. Irgend etwas erregt in uns eine Unlust, der ein ganz bestimmtes Bezogensein innewohnt, ohne dafs wir gleich intellektuell das

Objekt fassen können. So eignet auch den Gefühlen eine gewisse Beziehung, wenn diese auch hier nicht so klar und überwiegend ist wie bei den Empfindungen, und sie beruht auf dem gemeinsamen Grundcharakter aller psychischen Phänomene, dafs sie nämlich auf einen aufser ihnen selber liegenden Inhalt bezogen werden. (Vgl. oben § 2.) Wie wichtig diese besonders bei den Gefühlen oft übersehene Tatsache für das Denken ist, wird unsere spätere Untersuchung zeigen.

8. Fassen wir kurz zusammen. Wir zeigten, dafs vom physiologischen Standpunkt aus sich alle seelischen Erlebnisse als Modifikationen des primitiven Reflexaktes begreifen lassen, d. h. als Reaktionen auf einen äufseren Reiz, die durch interkurrente, meist aus Residuen früherer Erlebnisse stammende Einflüsse modifiziert werden. Ist diese Reflexbogentheorie auch nicht in jedem einzelnen Falle genau zu beweisen, so ist sie doch im grofsen und ganzen als sicher anzusehen, zumal sie auch mit biologischen Anschauungen sich vorzüglich verträgt.

Indessen nicht auf die physiologische, im Gegenteil auf die psychologische Seite dieser Phänomene ging unser Hauptinteresse. Wir zeigten da, dafs die psychischen Erlebnisse sich der Selbstbeobachtung stets als höchst komplexe Massen darstellen, und dafs eine Analyse in ein säuberliches Mosaik von klar fafsbaren Elementen irreführen mufs. Wir zeigten, dafs das, was die traditionelle Psychologie als verschiedene isolierbare Teile oder Elemente ansieht, in Wirklichkeit eher als Seiten oder Funktionen einer untrennbaren Einheit anzusehen ist, die nur in abstracto isoliert werden können. Indem wir nun aber eine solche Abstraktion versuchten, ergaben sich uns bei der Analyse sehr einfacher Erlebnisse die rezeptive, objektivierende Funktion einerseits und die subjektive, stellungnehmende andererseits, von denen wir jene als Empfindung, diese als Gefühl bezeichneten. Indem wir nun aber die subjektiven Stellungnahmen genauer betrachteten, ergab sich uns weiter, dafs die traditionelle Lehre von den Gefühlen sehr modifiziert werden mufs, dafs die Beschränkung auf Lust-Unlust unhaltbar ist und dafs auch Lust-Unlust ganz anders gefafst werden müssen, als es viele Vertreter der Psychologie tun. Vor allem aber ergab sich uns, dafs das Reaktionsbewufstsein nicht zu

trennen ist von dem, was sonst vielfach als Vorstellung, Begriff etc. angesehen wird.

Das ist nun natürlich höchst wichtig für unser Hauptthema. Dies ist nämlich eine Klarlegung jener psychischen Phänomene, die, aus Residuen früherer Erlebnisse hervorgehend, zusammen das ausmachen, was man im gewöhnlichen Leben als Denken und Phantasie bezeichnet und alle jene Phänomene umfafst, die in der Psychologie als Vorstellungen, Begriffe, Urteile etc. behandelt wurden.

Um diese zu erklären, hat man vor allem die *Reproduktionen* herangezogen, d. h. die Reproduktionen der Empfindungen. Durch diese und ihre Assoziationen glaubte man alle psychischen Erlebnisse erklären zu können. Dies ist nun der Hauptpunkt, in dem unsere Kritik einsetzt. Wir wenden uns aufs schärfste gegen die sensualistische Assoziationspsychologie. Indem diese alles auf Reproduktionen von Empfindungen zurückführte, erklärte sie jene interkurrenten Phänomene für rezeptiver Natur, während wir im Gegensatz dazu ihre reaktive Natur dartun werden. Indem wir Denken und Phantasie nicht als ein *Reproduzieren*, sondern als ein Reagieren, Stellungnehmen, Handeln darstellen, kommen wir in sehr wesentlichen Punkten zu Anschauungen, die stark abweichen von den traditionellen Lehren, aber die, wie ich hoffe, einige wichtige Fragen besser beantworten, ohne dafs wir darum in metaphysische Spekulationen geraten, was vielen Gegnern der Assoziationspsychologie sonst geschehen ist.

Methodologische Vorbemerkungen.

Wenn ich einige Worte zur Methodik vorausschicke, so geschieht das keineswegs in der Absicht zu kritisieren, sondern lediglich, um die von mir gewählte Forschungsweise gegen falsche Vorurteile zu decken, bei welcher Gelegenheit ich allerdings auch erklären mufs, warum ich einiges nicht gemacht habe.

1. Die gesamte Entwicklung der modernen Psychologie ist — wenigstens in Deutschland — eng verknüpft mit der Ausbildung der experimentellen Methode. Mit jugendfrischer Begeisterung und unendlicher Hoffnung drang in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts ein junges Geschlecht in die bis dahin so dunklen Gefilde der Seelenkunde ein, und man glaubte, in der experimentellen

Methodik den Stein der Weisen in den Händen zu haben, der alle verschlossenen Pforten allmählich sprengen müsse. Allenthalben wurden Institute mit luxuriösen Apparaten gegründet, weit über Deutschlands Grenzen hinaus erstreckte sich der Eroberungszug der neuen Wissenschaft, und bis tief in die Kreise der Laien hinein erhoffte man unerhörte Entdeckungen und Aufschlüsse.

Niemand, der diese Arbeit nur einigermafsen kennt, die in jenen Jahren geleistet ist, wird den ungeheuren Fleifs, die entsagende Geduld und den erstaunlichen Scharfsinn verkennen, der aufgeboten wurde, um die neue Wissenschaft wirklich wissenschaftlich auszubauen. Mit einem, vielleicht mit leichtem Schaudern gemischten Staunen wird man die Energie und die zähe Arbeitskraft bewundern, die hier an Probleme gesetzt ist, die dem Laien so klein, oft vielleicht lächerlich klein erscheinen, und ich selber bin der letzte, jener Arbeit den Respekt zu versagen.

Freilich, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, so werden wir sagen müssen, dafs bei aller Anerkennung des Geleisteten die Resultate doch zu der aufgewandten Mühe und den Opfern in einem gewissen Mifsverhältnis stehen. Es liegt mir fern, einen Vorwurf daraus zu drehen. Man kann sagen, dafs es in den Anfängen aller Wissenschaft langsam vorwärts gehe und dafs jenes Mifsverhältnis nur daher komme, dafs man besonders aufserhalb der Fachkreise zu grofse Erwartungen gehabt habe, wozu allerdings vielleicht manche Fachleute die Veranlassung gegeben hätten.

Indessen nicht gegen die Anwendung des Experiments überhaupt wendet sich meine Skepsis. Im Gegenteil, es kann niemand geben, der der Experimentalwissenschaft so von Herzen die schönsten Erfolge wünscht, wie ich das tue. Nur gegen *eine* Art, eine Form des Experimentierens und mehr noch der Verarbeitung der Resultate möchte ich sprechen.[1] Es ist die *Pseudowissenschaftlichkeit*, die sich dabei breit gemacht hat, der dekorative Aufputz von Mathematik und Technik, der mir geeignet scheint, mehr zu verwirren als zu nützen. Auch hier ist der psychologische Grund für dies Verfahren leicht verständlich. Im Bestreben, der jungen Wissenschaft möglichst solide Grundlagen zu geben, im Bestreben, jenes Wort eines grofsen Gegners der Psychologie zu entkräften, dafs sie nämlich niemals zur Wissenschaft werden könne, weil sich keine Mathematik auf sie anwenden lasse, in diesem Bestreben ist sie in eine falsche Überwissenschaftlichkeit, eine Pseudowissenschaftlichkeit, geraten. Nun könnte man ja gewifs diese Pseudowissenschaftlichkeit getrost ihrem Schicksal überlassen, das ein sehr rasches Vergessensein werden wird. Indessen wird durch sie im Publikum und auch unter den Fachleuten selber das törichte Vorurteil grofs gezogen, nur diejenigen

---

[1] Es sei noch bemerkt, dafs meine Bedenken gegen die experim. Methode zunächst die im Thema dieses Buches genannten Gebiete im Auge haben. Für die Psych. der Sinnesempfindungen z. B. liegen die Sachen z. T. wesentlich anders.

Resultate hätten wissenschaftlichen Wert, die der Seele mit den Hebeln und Schrauben der Laboratorien abgerungen und nachher in Kurvendarstellungen und endlosen Berechnungen vorgelegt sind.

Nicht also gegen die Methode der Experimentalpsychologie selbst, sondern nur gegen eine unerfreuliche und unwissenschaftliche Form derselben wende ich mich. Es wird den meisten jener Berechnungen und Kurven so ergehen, wie es das Schicksal der unendlichen und unendlich langweiligen Literatur über das Weber-Fechnersche Gesetz war, dafs sie von Forschern wie James und Bergson mit kühler Handbewegung in den Orkus versenkt wurde. Es ist lächerlich und unwissenschaftlich, wenn man von den Resultaten, die man an 10 oder auch 100 Vpn. gewonnen hat, nun Prozente auf mehrere Dezimalstellen ausrechnet und diese Resultate dann verallgemeinert. Erfreulicherweise regt sich ja auch innerhalb der Psychologenkreise selber bereits Widerspruch gegen jene Pseudowissenschaftlichkeit, und z. B. gerade in den uns hier besonders beschäftigenden Experimenten über die Psychologie des Denkens haben Bühler und andere mit Recht den Schritt getan, dafs sie auf die überflüssige und wertlose und darum verwirrende Verwendung von Apparaten verzichtet haben. Die wahre Wissenschaftlichkeit liegt gerade darin, dafs man auf alles unnütze Beiwerk verzichtet. Wie die moderne Medizin nichts verloren, sondern gewonnen hat dadurch, dafs sie auf allen jenen äufseren Hokuspokus verzichtete, den die Ärzte und Laien früherer Jahrhunderte für das Zeichen der wahren Wissenschaftlichkeit hielten, so wird es auch der modernen Psychologie ergehen. Man wird einsehen, dafs nur der Wert, d. h. die Brauchbarkeit und die Evidenz der Resultate, nicht der dekorative Aufputz einer scheinwissenschaftlichen Methodik ihre Wissenschaftlichkeit ausmacht. Unter diesem Gesichtswinkel möge man auch unsere Untersuchungen ansehen, nämlich dafs man sie nicht nach dem aufgebotenen Apparat abschätzt und sie nicht darum von vornherein für minderwertig hält, weil wir auf Tabellen und Kurven bewufst verzichtet haben, da sie, wenigstens bei den hier in Frage stehenden psychischen Phänomenen, meist überflüssig und unanwendbar sind.

Im übrigen hat gerade die experimentelle Psychologie keinen Grund, auf die analytische Methode herabzusehen, denn diese ist ja ein wesentlicher Bestandteil der meisten wirklich psychologischen, d. h. auf Erforschung des unmittelbaren Bewufstseinsbefundes gerichteten Experimente. Ein grofser Teil der von der Experimentalpsychologie betriebenen Versuche nämlich würde besser der Physiologie zugeschrieben, und auch bei jenen Experimenten, welche, wie die Gedächtnisversuche, die objektive Leistung des Geistes erforschen, handelt es sich nicht um rein psychologische Probleme. Diese liegen dort, wo das Bewufstsein sich selber zuwendet, und die Methode dafür ist die Analyse oder Introspektion. Die Experimente sind in diesem Falle nur Organisationen und Systematisierung der Selbstbeobachtung, auch Abschieben derselben auf eine mit der Problemstellung selber nicht vertraute Vp. Indessen ist

diese Unbefangenheit der Vp. oft trügerisch, denn in Wahrheit ist sie gar nicht unbefangen. Es ist ganz unmöglich, dafs die Vp. nicht schon in kürzester Zeit weifs oder wenigstens Vermutungen hat, wo der Versuchsleiter hinaus will, und aufserdem hat die Vp., die meist psychologisch mehr oder weniger geschult ist, ganz bestimmte psychologische Voraussetzungen. Bekanntlich sind ja gerade die hier in Frage stehenden Experimente über das Denken Gegenstand schärfster Kritik, speziell von seiten der Experimentalpsychologen geworden, die uns z. T. weit über das Ziel hinauszuschiefsen scheint und die wir uns keineswegs zu eigen machen. Wir erkennen durchaus an, dafs durch jene Experimente (wobei es gleichgültig ist, ob Wundt recht hat, wenn er ihnen diesen Namen nicht zubilligen will) eine gröfsere Präzision und ein Zwang zu geregelter Selbstbeobachtung gegeben ist, aber die Selbstbeobachtung, die Analyse, ist darum keineswegs ausgeschaltet.

Es kommt noch ein weiteres hinzu. Bei allen denjenigen Erkenntnissen, die durch gelegentliche oder experimentelle Analyse gewonnen sind, ist die Instanz, vor der ihre Resultate ihre Richtigkeit erweisen müssen, doch wiederum die Selbstbeobachtung, diesmal des Lesers oder Hörers. Niemals wird man einen Dritten von der Richtigkeit der Ergebnisse überzeugen, wenn man ihn nicht instand setzt, diese Ergebnisse in seiner eigenen Psyche nachzuerleben. Nehmen wir die „unanschaulichen Bewufstseinsinhalte“ der Würzburger Schule, so wird man auch den gläubigsten Studenten von deren Dasein nicht überzeugen, wenn man ihm nicht Gelegenheit gibt, derartige Phänomene selbst zu erleben. In anderen Wissenschaften bietet das Experiment den Vorzug der unmittelbaren demonstratio ad oculos; in der Psychologie ist man bei den meisten Experimenten vollkommen auf den guten Glauben an Ehrlichkeit, Urteilsfähigkeit, Selbstkritik der Vp. angewiesen. Davon ist gewifs das erste bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich, bei den anderen ist es keineswegs der Fall, und auch mit unbewufster Selbsttäuschung, veranlafst durch vorgefafste Meinungen etc., mufs man rechnen. Auch wird hier wie überall die stillschweigende Voraussetzung gemacht, dafs es leicht sei, Bewufstseinsinhalte in ganz adäquate Worte zu fassen, was, wie jeder Erfahrene weifs, zum schwersten gehört, was es gibt, was man aber bei den Vpn. oft ohne weiteres annimmt. Bei allen diesen Umständen bietet also das Experiment an sich gar keine Gewähr auf wissenschaftliche Sicherheit, und die Protokolle erhalten erst dann Evidenz, wenn man sie selber in sich nachprüfen kann. Für eine solche, unentbehrlich wichtige Nachkontrolle aber sind die meisten hierhergehörigen Experimente viel zu kompliziert, und auch hier wieder offenbaren sich die grofsen Schäden der dekorativ aufgeputzten Methodik. Das ganze Bemühen aller derartigen Versuche müfste im Gegenteil sein, möglichst einfache Verhältnisse zu erzielen, so dafs jeder sofort nachkontrollieren kann. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir alle unsere später anzuführenden Beispiele und Versuche so eingerichtet, dafs sie

ohne jeden Apparat sofort von jedem so oder ähnlich nachgeprüft werden können.

Alles in allem können wir sagen, dafs überall dort, wo es sich um Erkenntnis des Bewufstseinsbestandes selber (nicht um physiologische Erkenntnisse oder objektive Leistungen) handelt, die experimentelle Methode sich ihrem Wesen nach nur als eine systematische Durchbildung der analytischen darstellt und ohne die Introspektion überhaupt nicht auskommen kann. Wir werden daher später, wenn wir die analytische Methode als solche, wie sie nicht in Laboratorien gebannt ist, betrachten, noch einiges Hierhergehörige zu sagen haben.

Andererseits aber bildet sich in der experimentellen Methode ein Zweig zu einer selbständigen Methode von höchster Bedeutung aus, deren Resultate wohl auf die Länge bedeutsamer werden dürften als die auf die normale Psychologie gerichteten Experimente: die differentielle Psychologie.

2. Diese Entwicklung auf die differentielle Psychologie hat sich im letzten Jahrzehnt immer stärker geltend gemacht.[1] Sie ist zunächst als die unumgänglich notwendige Ergänzung jeder Art von psychologischer Forschung anzusehen, denn erst durch die Kontrolle an den psychologischen Erlebnissen anderer Individuen wird jedes durch irgendeine Methode gefundene Resultat wirklich zur Verallgemeinerung berechtigt. Mit Recht macht sich daher in der neueren Experimentalpsychologie das Bestreben geltend, gerade in den individuellen Verschiedenheiten, die man früher im besten Fall nebenher notierte, das Interessanteste der ganzen Methode zu sehen, und ohne Zweifel liegt in dieser Richtung nicht nur das fruchtbarste Entwicklungsgebiet für die Psychologie selbst, sondern auch für die Anwendung auf Nachbargebiete wie Pädagogik, Ästhetik, Religionswissenschaft etc. — Bedenkt man nach dem, was die neuere differentielle Psychologie an Verschiedenheiten bereits ermittelt hat, mit welcher Naivität manche älteren Psychologen verallgemeinert haben, ja wie es manche noch tun, so wird man nur schwer sich entschliefsen können, ein solches Verfahren trotz aller Apparate, die auf kleinste Sekundenbruchteile die Zeit berechnen lassen, und trotz aller kunstvollen mathematischen Kurven als wissenschaftlich anzusehen, denn jeder Verallgemeinerung müfste, so sollte man annehmen, doch auch die Untersuchung darüber vorausgehen, ob man dazu berechtigt ist; d. h. die differentielle Psychologie ist eigentlich eine Vorbedingung oder mindestens eine Grundbedingung der typischen Psychologie. Dafs auch die differentielle Psychologie vielfach einen recht ausgedehnten Gebrauch von rein dekorativer Algebra macht, mufs zugegeben werden, indessen ist hier diese Methode sicherlich aus-

---

[1] Als grundlegend für die Entwicklung dieser Richtung seien genannt: W. Stern, Die differentielle Psychologie und Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik, beide Werke mit reichen Literaturangaben.

sichtsreicher und wertvoller als dort, wo es sich um typische Feststellungen handelt.

3. Wir haben bei unseren Untersuchungen darum stets individuelle Verschiedenheiten berücksichtigt. Und zwar sind unsere Beobachtungen nicht nur von den verschiedensten Individuen nachgeprüft, sondern wir haben vor allem auch die objektive Methode stärker herangezogen, als das sonst zu geschehen pflegt. Ich habe bei Gelegenheit[1] früherer Untersuchungen zur differentiellen Psychologie bereits mich eingesetzt für diese Methode, die lange nicht genügend geschätzt wird im Kreise der Fachpsychologen. Diese Methode sieht das ganze Leben, die Geschichte, die Kunst, die Religion, die Philosophie, alles als ein einziges ungeheures Laboratorium an, das „Tests" in jeder beliebigen Anzahl liefert und doch noch den grofsen Vorzug vor jedem anderen Laboratorium voraus hat, dafs es völlige Unbefangenheit der Vp. der psychologischen Untersuchung gegenüber gewährleistet. Bei der geringen Bewertung der objektiven Methode hat wohl z. T. auch wieder jene oben gekennzeichnete pseudowissenschaftliche Anschauung mitgespielt, dafs ein „Test", der zwischen Laboratoriumswänden unter Assistenz von an sich ganz unwesentlichen Apparaten gewonnen sei, mehr Wert habe als ein unter anderen Umständen gewonnener „Test", während in Wirklichkeit die Sache gerade umgekehrt sein sollte. Denn das für die psychologische Erforschung allerwichtigste Moment, die Unbefangenheit der Vp., ist sicherlich besser aufserhalb des Laboratoriums zu finden. Nun aber erwäge man: Sollte es wirklich leichter sein, den psychologischen Typus eines Menschen aus seiner Beschreibung einer Zigarette zu bestimmen als aus dem ganzen, reichen Lebenswerk eines Künstlers, von dem wir Briefe und Tagebücher haben, ja dessen Leben und Psyche wir so genau kennen, wie es bei einem Lebenden nie glücken wird! In einer Hinsicht ist es gewifs leichter, aus der Beschreibung einer Zigarette sich ein Bild eines Individuums zu machen, insofern als natürlich bei dem einmaligen wenig komplizierten Prozefs sich leichter ein deutlich umrissenes Bild ergibt, als wenn ich Tausende von Tests habe.

Aber man bedenke auch, dafs diese Einfachheit in der Bestimmung allein auf Kosten der typischen Gültigkeit erkauft wird. Finde ich, dafs sich die Typen sehr deutlich offenbaren beim Beschreiben einer Zigarette, so darf ich, wenn ich sonst nichts von ihm weifs, weiter nichts aussagen, als dafs das Individuum sich eben beim Beschreiben einer Zigarette so verhalten hat (auch das nur in bestimmter Situation, zu bestimmter Zeit etc.). Der Beweis, dafs man verallgemeinern darf, mufs aber erst erbracht werden. Nehmen wir nun diejenigen Tests, die uns das Lebenswerk Goethes etwa bietet. Gewifs ist da alles viel komplizierter, die Linien verschlungener, eine einfache Formel nicht so leicht zu finden. Aber wer hat denn bewiesen, dafs die Einfachheit des Objekts der beste Prüfstein für den Typus eines Menschen sei? Wie will

[1] Vgl. *Zeitschr. f. angew. Psychol.* 7.

man dartun, dafs sich der Typus eines Individuums besser beim Beschreiben einer Zigarette offenbare als beim Schildern einer Geliebten oder einer Mondscheinlandschaft? Sollte nicht gerade das Gegenteil das Plausiblere sein, dafs durch ein Objekt, das zu einer verhältnismäfsig einseitigen Betrachtungsweise zwingt, der psychologische Typus weniger deutlich zur Offenbarung gezwungen wird als gegenüber einem Objekt, das infolge seiner Kompliziertheit unendlich viele Variationen, jedenfalls mehr als der einfache Gegenstand nahelegt! Und nun haben gerade die neueren Untersuchungen zur Typenlehre gezeigt, dafs so einfach, wie man ursprünglich glaubte, die Sache überhaupt nicht liegt, dafs Zweck oder Aufgabe das spezifische psychische Verhalten einschneidend modifizieren.[1] Glaubte man zunächst, ein Visueller verhalte sich immer visuell, ein Motoriker immer motorisch, so zeigen die neueren Untersuchungen, dafs das keineswegs der Fall ist. Manche Menschen, die sonst selten nur in visuellen Bildern denken, stellen doch Worte im Druckbild sich vor, ja überhaupt erscheint der von Meumann aufgestellte Unterschied zwischen Sachdenker und Wortdenker viel wesentlicher als jene ursprüngliche Typeneinteilung, was sich auch bei unseren Untersuchungen ergeben wird. Jene einfachen und durchsichtigen Schemata, nach denen man zunächst die Typen kraft einfacher Experimente sonderte, erweisen sich als künstliche, mit der lebendigen, komplizierteren Wirklichkeit nicht übereinstimmende Produkte. Hierin also zeigen die objektiven „Tests" das Richtigere. Während die Laboratoriumsexperimente nur künstliche, an künstlich vereinfachten Tatsachen gewonnene Erkenntnisse brachten, zwingen die objektiven Tatsachen von vornherein auf den Verzicht, so einfache Schemata zu finden. Dafür aber gewährleisten sie dann auch die Sicherheit, dafs die Ergebnisse auch aufserhalb des Laboratoriums und bei anderen als bei von vornherein künstlich vereinfachten Tatsachen stimmen. Man wird also doch diejenigen Tests, die das ganze Lebenswerk eines Menschen zu bieten vermag, höher einschätzen im Wert als die in einmaligem Experiment gewonnenen.

Dazu kommt, dafs sich der Typus nicht blofs in Einzelzügen offenbart, sondern deutlicher noch in der Gesamthaltung, die sich erst aus dem ganzen Lebenswerke ergibt. Ich kann z. B. zweifeln, ob ein einzelnes mir vorliegendes Bild von der Hand eines „subjektiven" oder „objektiven" Künstlers stammt. Liegt nun jedoch, wie das bei historischen Personen der Fall ist, das „Oeuvre" in der Gesamtheit vor, so werden alle Zweifel hinfällig. Aufserdem läfst in ihrer Weise die Gesamtkomposition eines Werkes so gut wie das Detail den Typus erkennen. Das Wesen des gotischen Stiles offenbart sich in der Gesamtanlage einer Kathedrale so gut wie in jedem einzelnen Fenster und den Krabben der Turmspitze. Goethes Wahlverwandtschaften stellen nur Typisches dar, sowohl im Gesamtproblem wie in jeder einzelnen Personenbeschrei-

---

[1] Vgl. die Untersuchungen Ségals, *Arch. f. d. ges. Psychol.* 12; ferner R. Fernald: The Mental Diagnosis. 1913.

bung. Eine derartige Einheitlichkeit läfst sich nicht künstlich „machen", sie kann nur ganz natürlich erwachsen aus einer psychologischen Disposition, die sich in allen Äufserungen ganz ungewollt in gleicher Weise offenbart. Alles das kann selbstverständlich nicht in dieser Weise bei zufälligen Vpn. nachgeprüft werden. — Dazu kommt, dafs gerade die Schwankungen des Typus oft die interessantesten Dinge über die Entwicklung, Suggestibilität, Selbständigkeit des Individuums enthüllen, die wir erst am abgeschlossenen Lebenslauf studieren können, nicht an dem noch unfertigen, nicht abgeschlossenen Lebenden.

Als Nachteil der objektiven (historischen) Methode konnten die Gegner anführen, dafs die betreffende „Vp." tot ist, dafs also, falls die „Tests" nicht genügen, ergänzende Fragen und aufklärende Experimente ausgeschlossen sind. Indessen, dafs die Vp. tot ist, ist in vielen Fällen nicht ein Nachteil, sondern ein Vorteil; denn bei den Persönlichkeiten, um die es sich handelt, ist meist das wichtigste Material erst nach dem Tode herausgekommen. Um ein Beispiel zu nehmen, so sind wir heute etwa über Goethe aufserordentlich viel besser unterrichtet als über Gerhart Hauptmann, von nicht allgemein bekannten Personen ganz zu schweigen, über deren Personalien wir in der Regel gar nichts wissen.

Die Fülle an Briefwechseln, Gesprächsaufzeichnungen, Dokumenten aller Art ist bei Goethe unübersehbar reich; wir haben Biographien von ihm, die in die geheimsten Winkel seines Daseins hineinleuchten, während es unmöglich ist, auch nur annähernd das gleiche Quantum an Material von Lebenden zu erhalten, denen gegenüber zudem eine Menge Rücksichten obwalten müssen, die der historischen Persönlichkeit gegenüber nicht mehr gelten. Auch haben sich gerade lebenden Persönlichkeiten gegenüber bisher die Ausfragemethoden z. T. als ziemlich unergiebig erwiesen, indem sie nicht ein wirkliches Bild zu schaffen vermochten, höchstens recht wenig brauchbares Rohmaterial lieferten.[1] Was also die Fülle an Material und die Kenntnis ihrer Individualität betrifft, so ist sie bei historischen Persönlichkeiten meist gröfser als bei Lebenden.

Nun wird man vielleicht einwenden, dafs die objektive Methode nur indirekte, erschlossene Resultate ergeben könne, und man wird damit vielleicht ihre wissenschaftliche Bedeutsamkeit herabsetzen wollen. Mit Unrecht! Denn in der Tat erfordern die objektiven Tatsachen zwar erst Rückschlüsse auf die psychischen Funktionen, denen sie ihre Entstehung verdanken; aber welche Wissenschaft, zumal welche Geisteswissenschaft kann ohne solche Schlüsse auskommen? Und gibt es nicht erschlossene Tatsachen in Überfülle, die tausendmal sicherer sind als scheinbar direkte Aussagen oder Belege? Wie oft wertet nicht ein Historiker die Schlüsse, die er aus allen möglichen Anhaltspunkten zieht, viel höher als eine direkte Quelle, eine klar vor ihm liegende

[1] Toulouse: Enquête médico-psychologique sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la neuropathie. I E. Zola, II Poincaré.

Aussage! Und gerade in dieser Kritik an der direkten Überlieferung, die ein naives Zeitalter unkritisch hinnahm, zeigt sich erst die Wissenschaft der Geschichte.

Die moderne Psychologie nun hat diese objektive Methode bisher fast ganz verschmäht. In dem Bestreben, die Psychologie möglichst ganz den Naturwissenschaften gleichzumachen, hat man sich ausschliefslich an deren Methoden gehalten und hat möglichst alles, was nicht nach Art der Naturwissenschaft dokumentiert werden kann, ausgeschieden. Dafs das auf die Dauer nicht ging, haben wir oben dargetan. Eine streng naturwissenschaftliche Methode ist nur für beschränkte Teile der Psychologie anwendbar, und auch da sagt sie nur über die physiologische Seite der Phänomene etwas aus. Für die Phänomene der Psychologie des Denkens und der Phantasie ergibt sie wenig, und so mufste man hier andere Erkenntnisquellen in den durch Introspektion gewonnenen Aussagen zulassen. Damit ist aber erstens das naturwissenschaftliche Prinzip durchbrochen, zweitens ist der Wert dieser Aussagen aus den verschiedenen oben angeführten Gründen recht zweifelhaft, und drittens ist irgendeine zusammenhängende Erkenntnis auch hier nur mit Hilfe von verknüpfenden und ergänzenden Schlüssen zu gewinnen.

Es besteht also keinerlei Bedenken, auch das auf objektive Belege gestützte Schlufsverfahren, also die Methode der Geisteswissenschaft, in die Psychologie einzulassen, schon aus dem Grunde, weil sie längst bereits ihren Einzug gehalten hat. Denn nicht nur die oben erwähnten Aussageexperimente, auch die gesamte, auf „Tests“ sich stützende differentielle Psychologie verwendet sie, denn eine Verwendung experimenteller Tests, blofs in der Form, wie sie geliefert werden, ohne kritische Verarbeitung, wäre das Unwissenschaftlichste, was man sich denken kann.

Im Grunde ist dieses Schlufsverfahren auch dasjenige, was die populäre Anschauung in erster Linie von einem Psychologen voraussetzt. Man rühmt einem Menschen dann psychologischen Scharfblick nach, wenn er auf Grund objektiver Anhalte fähig ist, sichere Schlüsse auf psychische Faktoren zu ziehen. Dafs die Psychologie diese psychologische Fähigkeit, die jeder Historiker übt, ohne in den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit zu kommen, so ganz beiseite gesetzt hat, mag dazu beitragen, dafs man aufserhalb der Fachkreise, unter Philosophen, Juristen, Medizinern, Vertretern der historischen Wissenschaften oft ironisch über die experimentelle Psychologie denkt. Ja, es ist eine Leichtigkeit, eine Fülle von Beispielen aus gepriesenen Arbeiten anzuführen, an denen sich zeigen liefse, wie die Scheuklappen der einseitig naturwissenschaftlichen Methodik die Versuchsleiter in geradezu groteske Widersprüche mit den einfachsten Erkenntnissen des gesunden Menschenverstandes gebracht haben. Nun sind das gewifs Ausnahmen und Kinderkrankheiten der jungen Methodik, die kein ernster Kritiker sehr schwer ins Gewicht fallen lassen wird. Trotzdem wird man aus allem den Schlufs ziehen, dafs die Wissenschaft von der menschlichen Psyche

nicht ausschliefslich die Methoden der Naturwissenschaften, sondern auch die der Geisteswissenschaften wird berücksichtigen müssen. Denn so gewifs wir die Psyche im Zusammenhang mit der ganzen Natur ihrer physiologischen Seite nach betrachten wollen, man mufs doch auch ihre geistige Seite nicht ganz vernachlässigen und den Bewufstseinsphänomenen auch vom Bewufstsein her beikommen.

Noch ein weiteres Bedenken, das von mehreren Psychologen wie Heymans und W. Stern gegen die objektive Methode vorgebracht ist, wäre zu beachten. Man hebt hervor, dafs die historischen Persönlichkeiten in der Regel Ausnahmeindividuen sind, da es ja gerade ihre Ausnahmestellung ist, die sie geschichtlich hat werden lassen. Indessen hat schon W. Stern zugegeben, dafs diese Ausnahmestellung nicht immer aus der geistigen Beschaffenheit zu entspringen braucht, sondern dafs es oft die zufällige Stellung ist oder Ähnliches, was ein normales Individuum hat historisch werden lassen.

Ich möchte noch einen anderen Punkt dabei berühren, der sogar einen grofsen Vorzug aufsergewöhnlicher Menschen für die Typenforschung darstellt. Die Über- oder Abnormalität bedeutender Menschen beruht ja nur in ganz seltenen Fällen auf einer qualitativen Verschiedenheit (durch ein Hinzukommen einer ganz aufsergewöhnlichen oder völliges Fehlen einer gewöhnlichen Fähigkeit), meist sind es nur gradweise, quantitative Steigerungen oder Minderungen einzelner Fähigkeiten, die die Besonderheit ausmachen. Für das Studium einer psychischen Funktion ist natürlich aber ein besonders ausgeprägter Fall bedeutend geeigneter. Das Eigenartige dieser Funktion wird bei einem solchen Menschen viel markanter herausspringen. So z. B. werden wir das Wesen der Phantasie am besten an solchen Menschen studieren, bei denen die Phantasie besonders gut entwickelt ist, und das sind natürlich Dichter und andere schöpferische Geister. Da nun aber ferner die Prävalenz einzelner Anlagen das Wesen des psychologischen Typus, auf dessen Erkennung es uns besonders ankommt, ausmacht, so sind die hervorragenden Begabungen ja recht eigentlich die besten Beispiele für die Typen. Und in der Tat zeigen sich in der Regel die wesentlichen Eigenschaften eines Typus bei hervorragenden Individuen am allerdeutlichsten. Typus ist ja nicht etwa zu verwechseln mit Durchschnitt. Mit vollem Rechte sehen wir einen Voltaire als Typus des Franzosen, einen Dostojewski als Typus des Russen an, in viel höherem Grade als einen beliebigen Pariser oder Petersburger Spiefsbürger, denn gerade am aufsergewöhnlichen Menschen treten in der Regel die typischen Eigenschaften besonders klar hervor. Der hervorragende Mensch ist darum auch ganz besonders geeignet, zur Illustration und Charakteristik von Typen zu dienen, deren Züge bei Durchschnittsmenschen eher verwaschen sind und weniger plastisch sich geltend machen.

4. Mit der Erwähnung übernormaler psychischer Veranlagungen sind wir nun bereits nahe an die pathologische Methode herangekommen, d. h. diejenige, die sich das Studium der abnormalen, haupt-

sächlich der pathologischen Erscheinungen angelegen sein läfst. Es sei dabei bemerkt, dafs wir, indem wir die übernormalen Begabungen den abnormalen Begabungen zurechnen, sie darum nicht auch zugleich als „pathologisch“ brandmarken wollen, wie es zuweilen geschehen ist. Pathologisch nennen wir eine Abnormität erst dann, wenn sie ein Individuum zu biologischer Minderwertigkeit verurteilt und seine Lebenstüchtigkeit bedroht. Dies ist aber bei den übernormalen Begabungen keineswegs immer der Fall, sondern in den meisten Fällen erhöht die Übernormalität die Lebenstüchtigkeit, womit allerdings gewisse Schwächen nach anderen Seiten oft verknüpft sind, so dafs zuweilen in der Tat die Grenzen zum Pathologischen fliefsend werden. — Jedenfalls aber glauben wir, dafs auch die Methode des Studiums pathologischer Erscheinungen für die normale Psychologie gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Denn durch sie allein kann in der Psyche wirklich bis zu einem gewissen Grade das erzielt werden, was das Wesen fast alles Experimentierens auf physikalischem, chemischem etc. Gebiet ist, die Isolation. Wenn ein pathologischer Defekt vorhanden ist, dann können wirklich einmal einzelne Funktionen ausgeschaltet werden, was im Experimentieren mit normalen Individuen nur scheinbar geschieht. — Wir haben darum unsere Untersuchungen stets auf das pathologische Gebiet hinüber ausgedehnt. Dabei ist natürlich zu bedenken, dafs auch diese Methode keine absolut sicheren Ergebnisse gewährleistet, zumal sie ja nur unter steter Kontrolle und Vergleichung mit der normalen Psychologie ausgeübt werden kann. Und hier zeigt es sich, dafs viele Psychiater gerade in ihren Grundanschauungen einer Assoziationspsychologie huldigen, die keineswegs in dieser Form sich halten läfst. Wir mufsten daher notwendigerweise von unseren Resultaten auf dem Gebiete der normalen Psychologie aus zu Umdeutungen mancher Anschauungen der Psychopathologie gelangen. So liegt den Lehren von den Illusionen, der Lokalisation in der Hirnrinde etc. vielfach noch eine recht primitive Assoziationspsychologie zugrunde, die wir fürs normale Seelenleben als unmöglich zu erweisen hoffen. So bedarf also auch die Psychopathologie beständig der Kontrolle von seiten der Normalpsychologie.

5. Als letzte der wichtigeren psychologischen Methoden nun bliebe uns diejenige, die zu preisen heute vielleicht beinahe gefährlich ist, und die doch in fast allen den bisherigen Methoden mehr oder weniger deutlich enthalten ist: die Analyse, die Introspektion. Besonders in Deutschland ist diese Methode fast mit öffentlichem Bann belegt, und manche Gelehrten gedenken ihrer, falls sie überhaupt noch sie erwähnen, mit einem wohlwollenden, ein wenig verächtlichen Lächeln. Und doch tut man ihr bitter Unrecht, und dies Verdammen ist höchst verkehrt. Ist es wirklich gerecht, ein Werkzeug, dessen grofser Wert im Grunde doch nicht weggeleugnet werden kann, darum wegzuwerfen, weil es in den Händen unkritischer Köpfe gelegentlich Unheil angerichtet hat? Und es verhält sich in Wirklichkeit so, dafs dieses Aschenbrödel unter den psychologischen Methoden, das sich nicht aufputzt mit

mathematischen Formeln und imponierenden Apparaten, in der Tat doch auch in der modernen Psychologie die gröfste und wertvollste Arbeit geleistet hat. Man mufs es einmal aussprechen, dafs diejenigen Forscher, die der modernen Psychologie den Boden bereitet haben, Analytiker gewesen sind. William James ist ein Analytiker, Theodor Lipps ist ein Analytiker, Brentano, Höffding, Ribot, Bergson, soweit er sich mit psychologischen Fragen abgibt, sind Analytiker. Freud hat mit Recht den Wert der Analyse wieder zu Ehren zu bringen gesucht, wobei es einerlei ist, wie man sich zu seinen Ergebnissen im einzelnen stellen mag. Und ist nicht selbst Wundt, der gelegentlich so verächtlich von der Analyse spricht, auf analytischem Wege zu seinen zentralen Ergebnissen gelangt? Gewifs, er sucht sie experimentell zu stützen, aber es ist doch im Ernst nicht zu leugnen, dafs die Kerngedanken seiner Psychologie, seine Lehre von der Apperzeption und dem Willen, seine Theorie der Gefühle und vieles andere zunächst nur Ergebnisse der Analyse sind. Und ist es nicht, wenn man genau hinsieht, ebenso bei fast allen jüngeren Forschern, die nicht blofs ein kleines Eckchen experimentell erprobt, sondern irgendwie den zentralen Phänomenen sich genähert haben? Wir haben das bereits oben dargetan, wo wir davon sprachen, dafs die meisten Versuche, soweit sie nicht rein physiologischer Natur sind, organisierte und systematisierte Selbstbeobachtung sind.

Und darum, in Anbetracht dieser schwerwiegenden Tatsachen, sollte man das törichte Vorurteil, die Analyse sei „unwissenschaftlich", endlich fallen lassen. Im Grunde ist sie, besonders wenn sie unterstützt wird von anderen Methoden, doch der einzige Weg, der direkt hineinführt in die Psyche; und ist auch zuzugeben, dafs er zuweilen in die Irre führt, welcher Weg tut das nicht, wenn unkritische Köpfe ihn gehen?

Vor allem Einem Vorurteil möchte ich entgegentreten, dem nämlich, die Analyse sei darum unwissenschaftlich, weil sie nur unsystematisch, bei Gelegenheit, betrieben werde. Gerade hierin sehe ich einen ihrer Hauptvorzüge, und ich will das zunächst durch einen Vergleich illustrieren. Nehmen wir einen Zoologen an, der sich vorgesetzt hätte, ein ganz scheues, schwer zu beobachtendes Tier (sagen wir der Einfachheit halber einen Fuchs oder einen Kuckuck) in seinen Lebensbedingungen zu studieren. Sollte es da nun wirklich die richtige Methode sein, ein Tier oder auch mehrere einzufangen, sie in Käfige zu setzen und täglich mit ihnen zu experimentieren? Ich verkenne nicht im geringsten, dafs auch auf diese Weise interessante und wertvolle Kenntnisse, manche sogar nur auf diese Art gewonnen werden können, das wirkliche, echte, unverfälschte Leben des Tieres wird man auf diese Weise niemals erkennen. Da gibt es kein anderes Mittel, als dafs einer täglich, stündlich auf der Lauer liegt und nun wartet, bis der Zufall ihm eine Erkenntnis bringt, der er nachgehen, und die er nach allen Seiten stützen und sichern mufs. Und es kann nicht geleugnet werden, so unerfreulich das auch vom Standpunkt orthodoxer Methodik sein mag, dafs Zufälligkeiten dabei eine oft äufserst wertvolle Rolle spielen, und dafs

die wertvollsten Beobachtungen z. T. von Leuten gemacht wurden, die von experimenteller Methodik keine Ahnung hatten.

Nun, in gewisser Weise ist der Psychologe seinen Untersuchungsobjekten gegenüber in ähnlicher Lage wie jener Zoologe. Ja, seine Untersuchungsgegenstände sind noch viel scheuer, flüchtiger und schwerer zu beobachten als ein Fuchs oder ein Kuckuck. Auch hier soll ja nicht geleugnet werden, dafs man durch das Experiment, besonders auf einzelnen Gebieten, wertvolle Resultate erzielen kann. Das wirkliche, freie, ganz unbefangene und natürliche Leben der psychischen Phänomene aber wird man im Laboratorium so wenig beobachten können wie am Kuckuck im Käfig. Mag es bei intellektuellen Erlebnissen noch angehen, bei affektiven Erlebnissen geht es fast gar nicht, und da keine intellektuellen Erlebnisse ganz ohne Gefühlsbegleitung sind (die, wie wir zeigen werden, sogar von integrierender Bedeutung ist), so erheben sich da schwere Bedenken. Nein, auch hier mufs man verfahren wie der gewissenhafte Beobachter dort, mufs das freie Leben selber beobachten, mufs gleichsam auf sich selber beständig auf der Lauer liegen, immer gewärtig, ein charakteristisches Phänomen zu erhaschen, festzuhalten, zu verfolgen. Und man wird auch mit glücklichen Zufälligkeiten rechnen müssen, die man wohl vorbereiten und ablauern, aber niemals systematisch beschwören kann. Nein, hier wie dort ist das scheinbar unsystematische Verfahren das wahre System und die scheinbare Unwissenschaftlichkeit die richtige Wissenschaft, während jene Laboratoriumssystematik, wenn sie übertrieben wird, gerade zur Unwissenschaftlichkeit führt, die darum doppelt verderblich ist, weil sie sich ein gelehrtes Mäntelchen umhängt. Dabei ist dann weiter noch für diejenigen, die den Wert einer wissenschaftlichen Arbeit nach dem Fleifs und dem Schweifs abschätzen, die darauf verwandt sind, sehr ernsthaft zu bedenken, welches von beiden Verfahren das bequemere ist. Man frage nur bei den Zoologen an, und wenn auch die Arbeit des Analytikers äufserlich nicht so viel Aufhebens macht, sie kann doch auch unendlich mühselig und qualvoll sein.

Zuweilen ist angenommen worden, zur Selbstanalyse gehöre eine besondere Begabung. Das ist falsch und auch richtig. Es ist falsch, wenn man eine besondere psychische Funktion voraussetzt, einen spezifischen Sinn, den die meisten Menschen überhaupt nicht hätten; so meint es kein ernsthafter Mensch. Es ist eine spezifische Begabung nur im Sinne einer spezifischen Ausbildung einer Veranlagung, deren Keim wohl in jedem schlummert. Es ist ähnlich wie mit der musikalischen Begabung: sie ist bei fast allen Menschen in kleinem Mafse vorhanden, nur bei einigen in besonderem Grade, und diese nun sind befähigt, die Musik weiter zu bringen, während die anderen folgen. So ist es auch mit der Gabe der Selbstanalyse. Sie findet sich bei Forschern wie bei Künstlern, wird nur zu ganz verschiedenen Zwecken von beiden ausgebildet, aber als Funktion handelt es sich um das gleiche: nur die Verwertung der Resultate ist verschieden. Während ein James, ein Lipps,

ein Nietzsche der eigenen oder fremden Seele auflauern, um sie zum Zwecke der Erkenntnis zu analysieren, beobachtet ein Dostojewski, ein Ibsen, ein Hebbel sie darum, um ästhetische Werte auf diesem Wege zu gewinnen.

Und es ist keine so einfache Sache, wie diejenigen sich träumen lassen, die jenes Verfahren als bequem und unwissenschaftlich abtun, darum, weil es nicht in eine sichtbare Systematik zu pressen ist. Die Systematik ist auch hier vorhanden, aber als ein beständiger, oft unbewufster und doch immer auf der Lauer liegender Trieb, der sich zur qualvollen Leidenschaft steigern und den ganzen Menschen mit einer fast schmerzhaften Macht beherrschen kann.

Ich habe, indem ich diese Lanze für die analytische Methode, und zwar auch für die vielbefehdete Form der gelegentlichen Analyse, brach, zum Teil pro domo gesprochen; indessen ist das gewöhnlich der Fall bei methodologischen Erörterungen. Doch bestehen meine Gründe auch unabhängig von meinen Resultaten, und die analytische Methode braucht wahrlich nicht meine Darlegungen, um gerechtfertigt zu werden; ihre Berechtigung hat sie selber schon lange durch die Tat am besten erwiesen, und das einzige, wofür ich eintrete, ist, dafs man das anerkennt und nicht, wie das so oft geschieht, die analytische Methode benutzt, dann aber tut, als sei alles auf anderem „wissenschaftlichem“ Wege gefunden.

Mein eigenes Verfahren nun ist etwa dies: Die Leitgedanken habe ich seit Jahren auf Grund einer ununterbrochenen Selbstanalyse aufgebaut und immer aufs Neue verifiziert. Das, was ich selber gefunden, habe ich dann kritisch abgewogen gegen fremde Ergebnisse, habe mit anderen Psychologen von Fach und solchen Nichtpsychologen, die mir als gute Beobachter bekannt waren, immer wieder meine Gedanken durchgesprochen. Durch Experimente, bei denen mir indessen nicht der größte wissenschaftliche Apparat, sondern die gröfste Ökonomie der Anlage erstrebenswert schien, habe ich alles immer aufs Neue nachgeprüft. Ebenso habe ich sowohl in der objektiven wie in der pathologischen Methode mir Stützen zu schaffen und ev. schwache Stellen meiner Theorie ausfindig zu machen gesucht. In der Hauptsache jedoch bin ich analytisch zu Werke gegangen, und ich hoffe, so sehr auch mein Verfahren der Richtung der Zeit entgegen sein mag, doch bei denen Verständnis zu finden, die Resultate nicht nach dem Apparat, mit dem sie gewonnen sind, sondern nach ihrer Evidenz und ihrer Brauchbarkeit zu werten wissen. Jene Beschränkung ist keineswegs aus Mangel an Gelegenheit geschehen; ich hätte mindestens ebenso gut wie irgend ein anderer auch jene Hilfsmittel zu verwenden Gelegenheit gehabt. Ich tat es nicht, weil sie mir wenigstens für die hier zu behandelnden Gebiete das Wesentliche eher zu verschleiern und zu verwirren als zu erklären geeignet schienen.

Kapitel I.

Analyse der Vorstellungen.

1. Die traditionelle Anschauung über den Inhalt unseres Gedächtnisses, d. h. über die Qualität aller Modifikationen, denen die auf uns einwirkenden Eindrücke unterliegen, ebenso wie über alle ohne unmittelbare äufsere Ursache in der Seele sich bildenden Willensentschlüsse, Urteile, Denkakte ist die, dafs es „Vorstellungen“ seien, die all das bewirken. „Vorstellungen“ — so lehrt man — bilden unsere Urteile, unsere Begriffe, „Vorstellungen“ sind das Material für Denker und Dichter, kurz Vorstellung ist der Passepartout für alle Rätsel des geistigen Lebens und Wirkens. Daneben läfst man eventuell noch die Gefühle, zu denen auch Triebe und Willenserregungen z. T. gerechnet werden, ein wenig gelten, doch nimmt man die Gefühle meist als *Eigenschaften* der Vorstellungen, denen keine Selbständigkeit zukommt, und auch die Triebe und Willensakte sucht man, soweit es geht, in Vorstellungen aufzulösen.

Freilich werden wir, sowie wir uns nach den genaueren Definitionen dieses scheinbar so überaus wertvollen Begriffes der Vorstellung umtun, alsbald erkennen, dafs jene allgemeine Verwendbarkeit und Brauchbarkeit nur daher rührt, dafs der Begriff „Vorstellung“ überhaupt nicht fest gefafst und definiert ist, dafs er bald in diesem, bald jenem Sinne gebraucht wird, und dafs da, wo eine Festlegung auf eine bestimmte Bedeutung vorausgegangen ist, allerlei bewufste oder unbewufste Taschenspielerkunststückchen herhalten müssen, damit der Begriff „Vorstellung“ auch für solche Erklärungen verwendbar wird, für die er nach jener ersten Definition überhaupt nicht pafst.

Dabei darf man den älteren Philosophen, die den Begriff

„Vorstellung“ in dem weiten Sinne für „Bewufstseinsinhalt überhaupt“ verwandten, insofern keinen Vorwurf über diese pauschale Verwendung machen, als es ihnen meist überhaupt nicht auf psychologische Unterscheidungen ankam, und ihnen jene Bezeichnung für die psychischen Elemente im Gegensatz zu den äufseren Objekten vollkommen ausreichte. Eine Zergliederung und Abgrenzung und differenzierende Verwendung des Begriffes lag meist aufserhalb ihrer Interessen. In dieser weiten und allgemeinen Verwendung treffen wir den Begriff der Vorstellung in der Antike, so kehrt er wieder in der neueren Philosophie bei Locke, bei Leibniz, bei Kant und den meisten ihrer Zeitgenossen. Auch für Herbart ist Vorstellung noch der psychische Grundprozefs schlechthin, und selbst bis in die Wundtsche Psychologie hinein hat sich jene weite Verwendung des Wortes erhalten.

2. Indessen ist für Zwecke, die auf exakte psychologische Analyse gerichtet sind, nichts gewonnen mit einer so allgemeinen Bezeichnung. In der Tat sehen wir denn überall in der neueren Psychologie das Bestreben, den Begriff „Vorstellung“ zu präzisieren und zu verengen. Wenn auch noch Schwankungen im einzelnen vorkommen, so hat sich doch ziemlich allgemein der Gebrauch des Wortes Vorstellung für „Reproduktion“ festgelegt, für Reproduktion äufserer Eindrücke. Die weite Verwendung des Begriffes bei Wundt ist von seinen Schülern, wie Meumann[1] z. B., bereits aufgegeben, und man kann heute sagen, dafs „Vorstellung“ im wesentlichen gebraucht wird für Reproduktion von Wahrnehmungen, Erinnerungsbild, zentral erregte Wahrnehmung, was alles dasselbe bedeutet.

An diese Bedeutung werden auch wir uns halten. Ich erwähne daneben nur, dafs sich neben dieser Bedeutung noch ein Rest der früheren, ganz allgemeinen Bedeutung erhalten hat, wenn dieselben Autoren, die zunächst den Begriff „Vorstellung“ auf „Erinnerungsbild“ beschränkt haben, auch von *Wortvorstellungen* sprechen, obwohl das Wort als motorisch-akustisches Phänomen etwas toto coelo verschiedenes ist von

[1] Vgl. Vorlesungen zur Einführ. in die Experim.-Pädagogik, Bd. I, S. 435 Anm.

einer „reproduzierten Empfindung", und auch dafs jenes akustisch-motorische Phänomen begleitende *Bedeutungsbewufstsein* bei den meisten Wörtern (richtiger den Sätzen) nicht auf Erinnerungsbildern beruhen kann und auch laut der inneren Erfahrung nur selten darauf beruht. Wir werden das später ausführlich darlegen. Hier wollen wir nur von vornherein diese Verwendung des Begriffes Vorstellung ablehnen. Sie ist historisch vielleicht verständlich als Überbleibsel jener alten, weiteren Verwendung, mufs aber im Interesse einer logisch klaren Begriffsbestimmung a limine abgelehnt werden. Sie ist ein Beispiel für jene unbewufsten Taschenspielerkünste, die ich oben erwähnte. Wir sprechen daher vorläufig lieber von einem Wortverständnis oder einem Wortbewufstsein und behalten es uns für später vor, dies genauer zu analysieren.

Im Grunde ist der Begriff der „Wortvorstellung" nur eine Spezialisierung des weiteren der „Bewegungsvorstellung", nur dafs infolge der Kombination mit akustischen Phänomenen und den begrifflichen Beziehungen die Wortvorstellung eine besondere Stellung einnimmt. Dafs die „Bewegungsvorstellung" kein reproduktives Element ist, hat man aber schon länger eingesehen. So definiert Ribot: „La représentation d'un mouvement est un mouvement qui commence, un mouvement à l'état naissant."[1] Indessen hat man nicht alle Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen, und besonders durch die Beibehaltung des schillernden Begriffs „Vorstellung" in diesem Falle eine Unklarheit bestehen lassen. Denn es gibt noch Autoren genug, die von „Erinnerungsbild einer früheren Bewegung"[2] sprechen. Diese Anschauung aber ist natürlich falsch. Wenn wir Bewegungen ausführen, so geschieht das keineswegs auf Grund von Erinnerungsbildern früherer Bewegungen. Im Gegenteil, wir haben in der Regel gar keine Ahnung, mit welchen Bewegungen wir gehen, sprechen, arbeiten, und wenn wir bewufste Erinnerungen aufrufen wollen, so hindern wir nur den mechanisch sich abrollenden Vorgang. Die Tatsache, die zur Annahme von Bewegungsvorstellungen geführt hat, ist die, dafs es ein auf Bewegungen gerichtetes Bewufstsein gibt, ohne

---

[1] Ribot: Essai sur l'Imagination créatrice. 2. Aufl., S. 1. 1905.

[2] Ziehen: Phys. Psychol. S. 18.

dafs die Bewegungen selbst eintreten. In falscher Analogie nannte man diese zentralen Einstellungen auf Bewegungen Erinnerungsbilder oder Vorstellung. Sie sind indessen völlig davon verschieden, und die einfachste Selbstbeobachtung mufs überzeugen, dafs dasjenige, was eine Bewegung einleitet, kein Erinnerungsbild der Innervation ist (die an sich unbewufst ist), sondern dafs Ribots Definition zu recht besteht, dafs die „Bewegungsvorstellung" der Anfang, die Einstellung auf eine wirkliche Bewegung und jedenfalls reaktiver, nicht rezeptiv-reproduktiver Natur ist. Das aber ist ein fundamentaler Unterschied, dessen Verkennung ein Grundfehler der Assoziationisten ist. Damit tritt an Stelle des passiven Assoziationsmechanismus ein aktives, teleologisch orientiertes Prinzip. Wir kommen später auf diese Dinge zurück und betonen hier nur das nichtreproduktive Wesen der Bewegungseinstellungen.

Wir lassen also nur das als „Vorstellung" gelten, was eine Reproduktion, ein Erinnerungsbild äufserer Eindrücke darstellt, über deren Natur ich alsbald sprechen werde. Sicherlich aber schliefst in jedem Falle der Begriff „Vorstellung" den Charakter der Anschaulichkeit als wesentliches Merkmal ein. Dieser Begriff der Anschaulichkeit ist bereits seit langem weit über das optische Gebiet hinaus ausgedehnt worden und wird für alle Sinnesgebiete gebraucht.[1] Er bildet einen Gegensatz zum Begrifflichen ebenso wie zum Gefühlsmäfsigen. Nur das Objektive unserer Erlebnisse, die Empfindungen und ihre Reproduktionen sind „anschaulich", wobei zu bemerken ist, dafs, wie ich alsbald zeigen werde, die „Vorstellung" schlechthin nicht als rein anschauliches Phänomen angesehen werden kann, da in ihr, die kein einfaches, sondern ein sehr komplexes Phänomen ist, sehr starke nicht anschauliche Elemente als höchst wichtige Komponente neben der reinen Empfindungsreproduktion auftreten. „Anschaulich" in unserem Sinne sind also allein die Empfindungen und die Reproduktionen von Empfindungen als Element in den Vorstellungen.

[1] Vgl. dazu Messer: Empfindung und Denken, S. 78. Über den Sprachgebrauch Kants in dieser Beziehung: H. Vaihinger: Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft, II, S. 5.

3. Wir sind dabei auf einen äufserst wichtigen Punkt gestofsen, der, obwohl er eigentlich selbstverständlich sein sollte, doch von sehr vielen namhaften Psychologen völlig übersehen worden ist; nämlich den, dafs die Vorstellung nicht die Reproduktion einer Empfindung oder eines Empfindungskomplexes, sondern stets die Reproduktion einer Wahrnehmung ist.

Es ist das eigentlich so leicht einzusehen, dafs es kaum zu lohnen scheint, dabei zu verweilen: Wenn ich mir einen „Baum“ vorstelle, so ist es nicht etwa blofs die Reproduktion der optischen oder taktilen Eindrücke, die in meiner Seele wieder auflebt, es lebt vor allem auch die gesamte subjektive Verarbeitung, die jenes Empfindungsmaterial in der Wahrnehmung empfangen hatte, wieder auf, jene begriffliche Charakterisierung als „Baum“, gewisse subjektive Stellungnahmen, kurz die „Vorstellung“ ist keineswegs blofs eine Reproduktion der optischen und taktilen Empfindungen, sondern ist ein höchst komplexes Gebilde, wie es bereits die Wahrnehmung ist, über deren Zusammensetzung wir im nächsten Kapitel genauer sprechen werden.

Auch aus dem Wesen der Empfindung, die, wie wir nachgewiesen haben, nur in der Abstraktion isoliert dargestellt werden kann, ist einzusehen, dafs es keine Reproduktion davon allein geben kann. Denn wie soll es möglich sein, etwas in der Reproduktion realiter isoliert zu erleben, was man im Original niemals isoliert erleben kann; vielmehr ist in beiden Fällen die Isolierung nur durch künstliche Abstraktion möglich.

Im übrigen wird es nun unsere Aufgabe sein, nachzuweisen, dafs in den „Vorstellungen“ die anschaulichen Elemente keineswegs das Wesentliche ausmachen, ja, dafs die Fähigkeit der Empfindungsreproduktion nicht im entferntesten so ausgedehnt ist, wie die Psychologen der alten Schule annehmen.

4. Untersucht man nämlich die einzelnen Sinnesgebiete daraufhin, wie weit es möglich ist, Reproduktionen zu bilden, die wirklich unzweifelhaft Reproduktionen der Empfindungen, also der psychischen Komponenten äufserer Reize sind, so

wird man konstatieren müssen, dafs das nur bei zwei Sinnesgebieten in gröfserem Mafsstab möglich ist, dafs dagegen auf den übrigen Sinnesgebieten die sogenannte „Reproduktion der Empfindung“ in einem völlig heterogenen Ersatz besteht.

Ich beginne mit den sog. Geruchsvorstellungen. Hier liegt die Sache so, dafs die gröfste Anzahl von Beobachtern bereits bei oberflächlicher Selbstprüfung zugibt, dafs sie „Vorstellungen“ von Gerüchen im Sinne eines wirklichen Erinnerungsbildes der Empfindungen nicht an sich beobachten könne. Von einer ganzen Reihe von zuverlässigen Personen, denen ich diesbezügliche Fragen vorlegte, empfing ich derartige Antworten. Das Auftreten von Geruchsvorstellungen wurde nur von zwei Damen behauptet, doch mufs ich in beiden Fällen ernsthafte Zweifel hegen, da beide mir als aufserordentlich suggestibel bekannt sind und sie wahrscheinlich die Gefühlsbegleitung, die der Begriff „Limburger Käse“ oder „Teerose“ in ihnen hervorrief, mit der Empfindungsreproduktion selber verwechselten.

Eine ausführliche Enquête über das Vorhandensein eines Gedächtnisses für Geruch und Geschmack hat Ribot unternommen. In seiner „Psychologie des Sentiments“ [1] teilt er die Ergebnisse mit. 40% aller Befragten erklärten, keine derartigen Vorstellungen zu haben, 48% indessen behaupteten das Auftreten solcher Vorstellungen für einige Fälle, 12% dagegen glaubten sich fähig, alle ganz nach Belieben hervorrufen zu können. Die Mehrheit der Fälle also behauptet das freiwillige Wachrufen blofs einiger Gerüche. Die häufigst genannten sind: Nelke, Moschus, Veilchen, Heliotrop, Karbolsäure, Feld- und Grasgeruch usw. Was die Bedingungen angeht, unter denen das Bild auftaucht, so wechseln sie sehr. Für die einen ist sie von keiner Gesichts-, Tast- oder einer anderen Vorstellung begleitet. Bei der Mehrzahl erweckt der vorgestellte Geruch nachträglich das entsprechende Gesichtsbild (einer Blume, einer Essenzflasche). Viele müssen zuerst die visuelle Vorstellung erzeugen, und „mit der Zeit“ glückt es ihnen, auch die Geruchsvorstellung zu erzielen. Zwei Personen behaupten, dafs sie beim Lesen einer Landschaftsschilderung unmittelbar die charakteristischen Gerüche erleben. Hier genügt das Zeichen. Ein Romanschriftsteller verspürt zuweilen in gleichen Situationen Durst.

Wie alle Enquêten hat auch diese den Mangel, dafs wenigstens für einen Fremden die Antworten, vor allem die Personen der Antwort-

[1] Psychol. d. Sentiments, 6. ed., S. 144 f.

geber, ganz unkontrollierbar sind. Ribot selber, der persönlich keine Geruchsvorstellungen, sei es auch nur ganz leise, an sich beobachten konnte, war denn auch zum Zweifel geneigt; indes betont er, dafs seine Gewährsleute gebildete, kompetente und absolut zuverlässige Leute gewesen seien. Leider jedoch gibt er uns nicht die Form seiner Fragen und, da sich auch sonst alle Details unserer Kontrolle entziehen, so dürfen wir wohl gegen seine Resultate ernste Bedenken haben.

Zunächst mufs bereits die Aufzählung der Gerüche stutzig machen. Es sind fast alles solche, die mit starken Gefühlen, sei es der Lust, sei es der Unlust verknüpft zu sein pflegen. Das aber führt zu meinem Hauptbedenken. Ist in dieser Enquête überhaupt zwischen dem Reproduzieren der Empfindung als solcher und dem entsprechenden Gefühlston geschieden worden? Haben die Beantworter nicht am Ende „Vorstellung" und „Gefühl" verwechselt? Ich neige sehr stark zu dieser Annahme. Daraus würde sich dann die auffallende Tatsache erklären, dafs nur einige Gerüche reproduzierbar sein sollten! Was würden wir von einem Menschen sagen, der behauptete, nur die Gesichtsvorstellung eines Hauses, nicht aber die eines Stuhles oder eines Blumentopfs, falls ihm nur derartige Wahrnehmungen einigermafsen geläufig sind, in sich erzeugen zu können? Die naheliegende Antwort wird in jenen Fällen sein, dafs eben nur solche „Gerüche" reproduziert wurden, die starke Gefühlsbegleitung hatten, d. h. das Wort rief die Gefühlserinnerung, nicht aber ein „Bild" des Geruches selber hervor. Man versuche es einmal mit der Reproduktion weniger stark gefühlsbetonter Gerüche, frage nach der Erinnerung des Geruchs von bestimmten Zimmern z. B., und man wird die Unmöglichkeit einer „anschaulichen" Erinnerung leicht feststellen können.

Wie schwer es ist, die „Reproduktion eines Geruches" und das entsprechende Gefühl, das ja nach unseren obigen Darlegungen auch eine gewisse Spezifikation einschliefst, auseinanderzuhalten und sich klar zu werden, was von beiden überhaupt vorhanden ist, das kann die Selbstbeobachtung lehren. Ich selber habe das an mir erfahren. Als ich als Student Ribots Untersuchungen las, glaubte ich zunächst, mich ohne weiteres den Leuten zuzählen zu müssen, die alle Gerüche spontan zu reproduzieren vermögen. Erst spätere, wiederholte, peinlich genaue Nachprüfung hat mich skeptisch gemacht. Ich bemerke dabei, dafs ich sehr empfindlich, zuweilen fast krankhaft empfindlich für jede Art von wirklicher Geruchsreizung bin. Ich nahm zuerst, was naheliegt, Gerüche, die starke Gefühlsbetonung hatten. Erst später, als ich systematisch vorging und seltenere, wenig gefühlsbetonte Gerüche heranzog, merkte ich, dafs es mit der wirklichen Reproduktion

eine Täuschung gewesen war. Nicht irgendein schwaches Abbild des Geruches erlebe ich innerlich, wohl aber das Gefühl der Lust oder des Widerwillens, das den Geruch begleitet hatte, und dazu noch allerlei weitere Stellungnahmen, Gefühle, die schwer mit Worten zu fassen sind. Vor allem aber erlebe ich die Bewegungen des Atemeinziehens durch die Nase, eine daher resultierende Reizung der Schleimhäute usw., die von der unkritischen Beobachtung ohne weiteres als Ersatz für die zu reproduzierende Empfindung selber genommen wurden. Ich will diese sekundären, zentral veranlafsten, wirklichen, aber von der ersten Empfindung heterogenen Empfindungen Ersatzempfindungen nennen.

Es mufs dabei zunächst deutlich unterschieden werden das Denken an den Geruch und die Reproduktion des Geruches. Beide sind nicht identisch. Vielleicht nehme ich für diese Unterscheidung, deren Aufzeigung einer der wichtigsten Punkte der vorliegenden Untersuchung ist, besser noch ein Beispiel aus dem visuellen Gebiete, weil da die Verhältnisse günstiger liegen. Es ist also ein Unterschied, ob ich etwa blofs *an München denke*, oder ob ich eine bildliche Vorstellung davon erlebe. Gewifs wird in dem ersteren Falle das Sprechen, das Sprachbewufstsein, sehr wesentlich sein, indessen ist, auch ehe ich innerlich sprach, wenn auch vielleicht nur momentlang, eine seelische *Einstellung* dagewesen, die sich, wenn auch nicht ausgeführt, doch ganz deutlich als eine Beziehung zu München charakterisierte. Sie ist kein „Bild", denn sie ist ganz unausgeführt und erhält ihre Ausführung erst durch die Sprache oder eine zuweilen, aber nicht immer folgende Reproduktion; aber sie ist da, wenn auch nur negativ zu charakterisieren. Am besten erhält man einen Begriff von diesem seelischen Zustand, wenn man an einen Fall denkt, wo die Ausführung, die „*Materialisation*", nicht gleich eintritt. Ich nehme den Fall, dafs wir einen Namen sagen wollen, der uns „auf der Zunge liegt", und den wir doch nicht aussprechen können. Es ist dann in der Seele eine ganz bestimmte Richtung, die sich negativ dadurch kennzeichnet, dafs jeder andere Name, den ich heranbringe, sofort verworfen wird. Wir haben hier diesen Zustand, auf den ich oben hinauswollte, in besonderer Vergröfserung. In Wirklichkeit

geht er jedem Sprechen oder „Vorstellen“ voraus, und ich bezeichne ihn als Einstellung.

Ich werde später auf diesen Begriff zurückkommen. Er ist gebildet ähnlich wie Vorstellung, nur will er besagen, dafs der Geist zwar auf den neuen Inhalt bereits eingestellt ist, ohne ihn indessen tatsächlich schon zu erleben. Die Einstellung kann zu einer Vorstellung führen, ohne dafs die Einstellung zur Vorstellung führen müfste. Die Einstellung ist das innere Gerichtetsein, das *intentionale Erlebnis* oder wie man sonst gesagt hat. Doch lasse ich die genauere Theorie der Einstellung vorläufig beiseite. Es genügt festzustellen, dafs ich etwa einen Geruch *denken* kann, ohne ihn innerlich vorzustellen. Dafs diese Einstellungen in der Regel nur rasch vorübergehende Zustände sind, ist natürlich gar kein Grund, sie aufser acht zu lassen.

Damit jedoch die Einstellung wirklich ins Bewufstsein trete, braucht sie gleichsam eine „Materialisation“, da ihre flüchtige Natur sonst zu wenig „Substanz“ hat, um ein selbständiges Glied in der Kette des Denkens zu bilden. Sie ist einer der transitiven Zustände des Denkens, um mit James zu reden, und drängt zu einem substantiellen *Haltingplace.*[1] Dieser aber ist irgendwie sinnlicher Natur, sei es sensorisch, sei es motorisch.

Da wir nun oben gesehen haben, dafs eine Reproduktion von Geruchsempfindungen offenbar bei der Mehrzahl der Menschen nicht stattfindet, so schafft sich die Einstellung einen anderen Ersatz, indem sie in der obenbeschriebenen Weise die motorischen Nerven in Bewegung setzt und so ein Erlebnis bewirkt, das ähnliche Effekte (besonders aufs Gefühl) hat, wie die zentral erregte Wahrnehmung sie auch haben würde. Aber das ist wohl anzunehmen: die sog. *Geruchsvorstellung* enthält bei der weitaus gröfsten Mehrzahl der Menschen gar kein Element, das etwa als eine Wiederholung oder Neuauflage der Empfindung anzusehen wäre, sondern ist ein ganz andersartiges Erlebnis, das die gleichen Wirkungen,

[1] W. James: Principles of Psychology, Chap. XI. — Textbook Chap. IX.

besonders Gefühlswirkungen hat, und das darum als Ersatz für eine Wiedererweckung der Empfindung angesehen wird.

Wir können also annehmen, dafs in der Regel dort, wo Leute glauben, anschauliche Geruchsvorstellungen zu haben, entweder eine blofse Einstellung[1], bei der die Gefühle eine grofse Rolle spielen, vorhanden ist, oder aber, dafs in besonders lebhaften Fällen Ersatzphänomene eintreten, d. h. es werden gleichsam Illusionen gebildet aus wirklichen Reizungen der Geruchsnerven, die aber völlig anderer Herkunft sind.

Ich könnte mehrere solcher Fälle anführen, die ich an mir beobachtet habe, will aber lieber, um ganz unvoreingenommen zu sein, ein Beispiel von anderen wiedergeben. Es ist einer italienischen Abhandlung entnommen, und die Beobachter sind beide Fachpsychologen. Sie sitzen in einem Kinematographentheater und sehen im Bilde das Abladen eines Heuwagens. Plötzlich verspüren sie mit überraschender Intensität den Geruch frischen Heus. Später ergab sich, dafs hier nicht eine lebhafte Geruchsreproduktion, sondern eine Illusion vorgelegen hatte. Es war nämlich in jenem Augenblick eine starkparfumierte Dame eingetreten, deren Parfum indes, wie sich bei genauerer Prüfung ergab, gar keine objektive Ähnlichkeit mit dem Heugeruch hatte. Der Fall ergibt, dafs erstens Geruchsillusionen sehr leicht mit den Geruchsreproduktionen verwechselt werden (es tritt „Ersatz“ ein), zweitens aber, dafs das wesentliche bei einer Geruchsvorstellung nicht das sensorisch-reproduzierte Element, sondern die innere „Einstellung“ ist, die so stark ist, dafs sie auch völlig heterogene Empfindungselemente in ihrem Sinne umbiegt. Dabei sei vorausgenommen, was später ausführlich begründet werden soll, dafs jene „Einstellung“ nicht etwa selber

---

[1] Was den Begriff „Einstellung“ anlangt, dessen genaue Definition und Analyse einer der Hauptpunkte dieses Buches ist, so ist er bereits früher in der Psychologie, z. T. in ganz verwandtem Sinne gebraucht worden. So wird er besonders von Kries gebraucht und auch an ihn anschliefsend von Levy-Suhl (Über Einstellungsvorgänge in normalen und anormalen Seelenzuständen, *Zeitschr. für Psychotherapie und mediz. Psychol.* II), ähnlich ist die Verwendung, die ihm Betz gibt (vgl. *Arch. f. d. ges. Psychol.* **17** und **20**).

schon reproduktiver Natur ist. Nein, wenn jene Beobachter der Reproduktion eines wirklichen Heugeruchs fähig gewesen wären, so hätten sie den Gegensatz gegen den Parfumgeruch erst recht deutlich empfinden müssen.

Fassen wir nun zusammen, was wir bisher über den Begriff der „Geruchsvorstellung“ festgestellt haben: Erstens ist es offenbar, dafs die meisten Menschen zu einer einigermafsen klaren oder deutlichen Reproduktion von Geruchsempfindungen überhaupt nicht fähig sind. (Dafs einzelne Individuen infolge besonderer Pflege dieses Sinnes die Fähigkeit in dieser Hinsicht ausbilden können, ist keine Instanz gegen die Tatsache, dafs die Geruchsreproduktion bei den meisten Menschen verkümmert, oft überhaupt nicht vorhanden ist.)

Zweitens stellten wir fest, dafs vielfach Gefühlserlebnisse mit den Empfindungsreproduktionen verwechselt werden. Ja, wir konstatierten, dafs es einen Zustand des ganz bestimmten inneren Gerichtetseins gibt, bei dem jene Gefühle eine grofse Rolle spielen, und den wir als „Einstellung“ bezeichneten. Wir sagten davon nur aus, dafs meist Gefühle dabei in Betracht kommen und dafs er unanschaulicher Natur, also nicht sensorisch-reproduktiver Natur ist. Eine genauere Analyse dieses Begriffes schoben wir noch zurück.

Drittens stellten wir noch fest, dafs diese Einstellungen, die an sich etwas flüchtiger und nicht leicht zu fassender Natur (transitional feelings) sind, das Bestreben haben, irgendwie sich zu „materialisieren“, d. h. sich an anschauliche oder motorische Elemente anzulehnen. Diese anschaulichen Elemente können in visuellen Vorstellungen bestehen (bei der Absicht, den Rosengeruch mir vorzustellen, heftet sich die Einstellung an das visuelle Erinnerungsbild einer Rose. Vgl. auch die obigen Beispiele Ribots.) Auch das gedachte oder leise gesprochene Wort kann eine Stütze sein. Oder aber, man schafft sich Ersatzempfindungen durch starkes Einatmen etc., die dann illusionär ausgedeutet werden, wobei, wie das Beispiel mit dem „Heugeruch“ zeigte, die illusionsbildende Kraft der Einstellung aufserordentlich grofs sein kann, so dafs völlig heterogene Empfindungen umgedeutet werden.

Für den weiteren Verlauf unserer Untersuchungen aber wird vor allem die eine Tatsache festgehalten werden müssen,

dafs nämlich die Seele fähig ist, sich auf bestimmte Wahrnehmungsobjekte innerlich „einzustellen“, ohne die Empfindungsinhalte dabei zu reproduzieren. Dafs die traditionelle Assoziationspsychologie das vollkommen übersehen hat, stets von Erinnerungsbildern der Gerüche als etwas ganz Gewöhnlichem und von jedem Individuum Erlebbarem spricht, kann nicht gerade als Beispiel sehr feiner und eindringender Analyse gelten. Und wir werden später sehen, dafs manche Assoziationspsychologen diese mehr als problematischen Empfindungsreproduktionen sogar zu konstituierenden Elementen der Wahrnehmung und der Begriffsbildung gemacht haben.

5. Ähnlich, vielleicht noch deutlicher läfst sich von den Geschmacksreproduktionen nachweisen, dafs die wenigsten Menschen zu deren Bildung befähigt sind. Es wäre wohl manchem Feinschmecker willkommen, wenn er blofs durch Lesen von Speisekarten eine Reihe von Genüssen in schwächerer Ausgabe zentral erregen könnte, doch habe ich noch nie von Derartigem vernommen, sondern er bringt es nur zu vagen „Einstellungen“.

Schon aus dieser Unmöglichkeit läfst sich erkennen, dafs die sogenannte „Vorstellung“ etwas anderes ist als die blofse schwächere Wiederholung der Empfindung. Es ist nicht, wie Hume gelehrt hat, ein blofser Unterschied der Intensität, welcher Empfindung und Vorstellung trennt. Die „Vorstellung“ eines Geschmackes ist nicht die schwächere Auflage der Empfindung, sondern sehr deutlich offenbart sich hier gerade das Fehlen der Empfindung. Wenn ich mir auf einer heifsen und ermüdenden Wanderung durch die blofse Vorstellung eines Glases kühlen Münchners wenigstens einen schwachen Teil der erquickenden Empfindung des Trunkes schaffen könnte, so wäre das sehr angenehm. Leider aber geht das nicht; ich kann mich zwar „einstellen“ auf das Glas, das ich ersehne, aber nur allzu deutlich tritt dabei hervor, dafs die Empfindungen eben nicht wieder aufleben. Bei optischen Vorstellungen, in denen wirkliche Empfindungsreproduktionen auftreten, ist es möglich, sich an den inneren Bildern zu ergötzen. Wenn einer in „Geschmackserinnerungen“ schwelgt, so sind es die blofsen Gefühle, die aufleben, und wenn es zu scheinbaren „Vorstellungen“ kommt, so sind es eben illusionäre Erlebnisse,

vor allem wieder Ersatzempfindungen im oben geschilderten Sinne, wo das Empfindungsmaterial durch den Speichel etc. erregt wird, ähnlich wie ich es bei den Gerüchen beschrieben habe. Man kann sich auf Geschmäcke „einstellen“ und allerlei Ersatzerlebnisse sich schaffen, was der Volksmund so ausdrückt, dafs einem beim Denken an ein köstliches Gericht das Wasser im Munde zusammenläuft; wirklich die Geschmacksempfindung innerlich reproduzieren kann man nicht.

Ribots Enquête ergab nach seiner eigenen Aussage nur sehr vage Antworten. Die wenigen, die er zitiert, zeigen deutlich, dafs die Betreffenden, um eine sog. Geschmacksvorstellung zu haben, sich sehr deutlich die Gesichtsvorstellung oder gar die Wahrnehmung der betreffenden Objekte verschaffen mufsten, was darauf hinweist, dafs die „Geschmacksreproduktion“ eben einen anderweitigen Ersatz haben mufs.

6. Gehen wir nun über zu dem Rest der „niederen“ Sinne, so können wir Tast- und Temperaturempfindungen gemeinsam behandeln. Auch hier ist eine wirklich „anschauliche“ Reproduktion kaum möglich, sondern auch hier sind es wohl stets Gefühle und motorische Empfindungen, die man illusionär in der oben beschriebenen Weise für die „Vorstellung“ stellvertretend annimmt, ohne sich dessen bewufst zu werden. Biologisch ist das völlig erklärlich; denn es ist im Interesse der Lebenserhaltung nicht vonnöten, dafs sich das gebrannte Kind ein anschauliches Erinnerungsbild von der Empfindung bildet, die es beim Sichverbrennen hatte, sondern vor allem von den damit verbundenen Gefühlen; denn auf diese kommt es an. Dafs für das Zustandekommen von Gefühlen Empfindungsreproduktionen nötig wären, ist eine ganz falsche Annahme der Assoziationspsychologie; ich kann sehr wohl Furcht vor dem Feuer empfinden, ohne die geringste anschauliche Reproduktion eines Brandschmerzes. Bei den Hautempfindungen ist aber der Ersatz besonders leicht; denn wir können durch motorische Kontraktionen ohne weiteres solche herstellen, ebenso gehen von jeder Hautstelle durch Reibung der Kleidung, Berührung der Luft etc. beständig Reize aus, die nur gewöhnlich nicht beachtet werden, sondern blofs in ihrer Gesamtheit das „Körper*gefühl*“ ausmachen, die man aber jederzeit durch Konzentrierung der Aufmerksamkeit darauf sich einzeln vors Bewufstsein rufen kann. Diese ver-

wendet die Phantasie ersatzweise für eine wirkliche Reproduktion. Wenn ich mir z. B. sehr lebhaft „vorstellen“ will, ich schnitte mich mit einem Messer in den Finger, so habe ich, so deutlich ich mir auch das Messer visuell vorstelle, wie es in den Finger eindringt, doch nicht etwa das reproduzierte Tastgefühl des eindringenden Messers, sondern ganz andere, viel ausgebreitetere Hautempfindungen, die sich reflektorisch, wohl durch Muskelkontraktionen, erzeugen, und die auch weitere Reaktionen, Zurückziehen der Hand etc. veranlassen können. Auf keinen Fall habe ich jedoch die Tastvorstellung im Sinne einer wirklichen Reproduktion des eindringenden Messers, sondern was in mir bewufst wird, sind Gefühle und kinästhetische Empfindungen, die ich in dieser Gesamtheit als Ersatz für das „Bild“ hinnehme, die aber nicht etwa eine schwächere Wiederholung der vorgestellten Empfindung sind. Mit Recht macht ein älterer Autor[1] darauf aufmerksam, dafs es wohl möglich sei, Empfindungen von dauernder Art vermittels suggestiver Hautreizungen absichtlich zu erzeugen, dafs jedoch raschvergängliche Empfindungen, wie ein Schnitt, ein Stich, ein Schlag nicht in derselben Weise vorgestellt werden können. Bei ersteren konnte dieser Forscher dagegen eine solche Lebhaftigkeit erzeugen, dafs er mit der Hand über die Stelle fahren mufste, als hätte er dort eine wirkliche Hautreizung. — Der Grund für diese Erscheinung ist klar: wir können durch allerlei Kontraktionen, auch durch blofses Achten auf die stets vor sich gehenden leichten Hautreizungen, solche schwachen länger dauernden Empfindungen erzeugen, die als Ersatz für die wirkliche äufsere Reizung eintreten können. Bei den kurzen, starken Reizungen ist dieser Ersatz nicht möglich. Gäbe es dagegen eine wirkliche *Reproduktion* des Empfundenen, so sollte man annehmen, dafs diese bei so starken, scharf umrissenen Erlebnissen wie Stich oder Hieb gerade leichter eintreten würde.

Dafs wir in der Haut von innen her Empfindungen erzeugen können, ist eine leicht konstatierbare Tatsache. Nur sind diese von innen her erzeugten Empfindungen nicht Re-

---

[1] G. H. Meyer. Untersuchungen über die Physiol. d. Nervenfasern (1843), S. 238.

produktionen, sondern ganz selbständige primäre Erlebnisse. Wie stark der Einfluſs der Aufmerksamkeit und innerer — auch unfreiwilliger — Einstellungen auf den Hautsinn ist, tritt am deutlichsten bei Nervösen und Hysterischen hervor. Jeder Arzt kennt Beispiele, wo die bloſse Furcht vor Symptomen gerade an der Haut alle möglichen wirklichen Erlebnisse zeitigt. So kommt es z. B. bei Angst vor Tabes vor, daſs wirkliche Anästhesie der Handflächen eintritt. Die Stigmatisation und ähnliche Fälle gehören ebenfalls hierher.

Ein Fall, den G. H. Meyer anführt, scheint allerdings gegen die hier vertretene Anschauung, daſs es keine wirklichen Tastreproduktionen gäbe, zu sprechen. Es heiſst da, daſs ein gebildeter Mann eines Tages beim Eintritt in sein Haus einen heftigen Schreck erlebte, da er einem seiner kleinen Kinder den Finger in der Tür gequetscht hatte. Im Augenblick seines Schrecks spürte er einen heftigen Schmerz im betreffenden Finger seines eigenen Körpers, und dieser Schmerz dauerte 3 Tage.[1] — Wenn dieser Fall, der übrigens wenig, besonders auf ev. Begleitumstände hin, kontrollierbar ist, tatsächlich so gewesen wäre, so hätten wir es doch nur mit einer seltenen Ausnahme zu tun, die aber auch durch alle möglichen anderen Dinge, etwa durch eine Muskelverkrampfung im Schreck, oder ähnliches erklärbar wäre. Indessen braucht eine solche halluzinatorische Erscheinung noch lange nicht für ein Vorhandensein von Reproduktionen zu zeugen, so wenig wie man etwa den Umstand, daſs man durch mechanische Reizung des Sehnerven Lichterscheinungen erzeugen kann, für die Reproduktionsfähigkeit als Zeugnis anführen darf. Dieser Fall würde höchstens beweisen, daſs es taktile Halluzinationen gibt, aber sehr viele Autoren erklären (wie uns scheint, mit Recht) auch die Halluzinationen so, daſs wirkliche Reizungen im Organ vor sich gehen, die nur illusionär ausgedeutet werden, so daſs alle Halluzinationen im Grunde nur illusionär verarbeitete Empfindungen wären. Der Unterschied zwischen Illusionen und Halluzinationen wäre also darin zu suchen, daſs bei den Illusionen ein auſserkörperlicher Reiz, der falsch gedeutet wird, vorliegt, während es bei den Halluzinationen sich um innerkörperliche Reizungen der Organe handelt, die nun irrtümlich und in abnormer Steigerung ausgedeutet werden, ähnlich wie derartige irrtümliche Deutungen im Traum geschehen. In der Hauptsache jedenfalls dürfen wir annehmen, daſs eine wirkliche *Reproduktion* der Tastempfindungen nicht stattfindet, sondern daſs es fast immer ein ganz anders gearteter, nicht bloſs qualitativ verschiedener Ersatz ist, den wir bei oberflächlicher Beobachtung als *Reproduktion der Tastempfindungen* annehmen.

Indessen wird man noch eine Instanz gegen unsere Zweifel an der

[1] a. a. O. S. 233.

Möglichkeit von Reproduktionen auf dem Gebiete der niederen Sinne heranführen: das Traumleben. In der Tat gibt es eine ganze Reihe von Statistiken, die Traumerlebnisse taktiler, gustativer und olfaktorischer Art bejahen. Es liegen sogar eine Anzahl statistischer Aufstellungen vor. So fanden Wead und Hallam[1] z. B. 6,3% Geschmacksträume und 6,9% Geruchsträume. Nicht sehr verschieden von diesen Ergebnissen sind die Resultate von Calkins[2] und Hacker.[3] Auch bei eigenen Beobachtungen derart fand ich allerlei Geruchs- und Geschmacksträume. Aber beweisen die wirklich das Vorhandensein von Reproduktionen auf diesen Sinnesgebieten? Mir scheint, man mufs hier mit dem Urteil zurückhalten, besonders in Anbetracht der schon im Wachen bestehenden Schwierigkeit zu unterscheiden, ob wirklich eine innere Reproduktion oder ein „Ersatz" vorliegt. Wenn wir die uns sonst bekannte Art des Traumes bedenken, allerlei ganz fremde Sinnesempfindungen illusionär auszudeuten, zu vergröfsern, mit inadäquaten, gesteigerten Gefühlsreaktionen zu umgeben, so werden wir kaum gezwungen sein, die Reproduktionsfähigkeit auf jenen Gebieten anzunehmen. Wenn derartiger, illusionärer, besonders durch Gefühle gefärbter Ersatz schon im Wachleben von vielen Menschen so schlecht beobachtet wird, dafs erst genaue Nachprüfung darauf führt, wieviel mehr mufs das in dem ganz unkontrollierbaren Traumleben der Fall sein! Und besonders wird man diese Annahme naheliegend finden, wenn man sich klarmacht, dafs beständig Druckempfindungen durch das Liegen, die Decken etc., Geruchsempfindungen durch das Einatmen, Geschmacksempfindungen durch den Speichel, durch kleine Speisereste erweckt werden müssen. So verliert die Notwendigkeit der Annahme von rein zentral erregten Reproduktionen auf dem Gebiet der niederen Sinne im Traum sehr an Schlagkraft.[4]

Jedenfalls ist als sicher festzustellen: Von einer allgemeinen Fähigkeit der Reproduktion auf den niederen Sinnesgebieten kann nicht im geringsten gesprochen werden. Mit Ausnahme von seltenen, auch nicht über alle Zweifel erhabenen Fällen darf man mit solchen Vorstellungen nicht rechnen. Was meist dafür gehalten wird, ist ein völlig heterogener Ersatz durch andere Empfindungen, motorische und affektive Phänomene, die nur durch die innere Einstellung eine gleiche „Richtung" empfangen, d. h. dieselben Funktionen erfüllen, wie es

---

[1] Vgl. Study of the Dream Consciousness. *Am. Journ. of Psych.* 1895.

[2] Calkins, *Amer. Journ. of Psych.* 1893, S. 321.

[3] Hacker, Systemat. Traumbeobachtung. *Arch. f. d. ges. Psychol.* **31**, S. 16.

[4] Man vergleiche auch Semi Meyer, Zum Traumproblem. *Zeitschr. f. Psychol.* **53**, S. 214.

eine zentral erregte Empfindung täte. Es ist also möglich, auf diesen Gebieten ohne anschauliche Vorstellungen auszukommen. Was wir bei oberflächlicher Beobachtung für Reproduktion halten, ist in Wirklichkeit ein ganz neues Erlebnis. Und diese ganz neuen, andersartigen Erlebnisse vermögen in unserem geistigen Leben als vollwertiger Ersatz für wirkliche Reproduktionen einzutreten. Es mufs also auf diesen Gebieten die Möglichkeit, ja überwiegende Verbreitung einer symbolischen Phantasie statt einer reproduzierenden angenommen werden. Im übrigen wollen wir keineswegs in Abrede stellen, dafs in jedem Menschen eine Möglichkeit liegt, etwa die Reproduktionsfähigkeit für Gerüche auszubilden, desgleichen wäre der Nachweis, dafs einzelne Individuen tatsächlich diese Möglichkeit ausgebildet hätten, keine Instanz gegen uns. Unser Ziel war es nachzuweisen, dafs beim Durchschnittsmenschen diese Empfindungsreproduktionen unmöglich die grofse Rolle spielen können, welche die Assoziationspsychologie annahm. Dieser Nachweis wird durch vereinzelte Ausnahmen in keiner Weise erschüttert.

7. Gehen wir zu den „höheren“ Sinnen, Gehör und Gesicht, über, so scheint neben anderen Umständen auch dieser eine gewisse Berechtigung zur Absonderung jener von den niederen Sinnen zu geben, dafs hier von wirklichen Empfindungsreproduktionen gesprochen werden kann.

Was die Gehörsreproduktionen anlangt, so wird, wenn man diesbezügliche Fragen stellt, meist ohne weiteres ihre Existenz bejaht. Ja, sie scheinen vor den anderen Vorstellungen, vor allem den optischen Vorstellungen, das voraus zu haben, dafs bei ihnen das gern angeführte Kriterium des Unterschieds zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, dafs letztere viel rascher vergänglich und vorübergleitend sei im Gegensatz zu der beliebig dauernden Wahrnehmung, nicht anzuwenden ist. Im Gegenteil, obenhin betrachtet, scheint es leicht zu sein, sich den Ton *a*, das Gellen einer Pfeife oder ein Donnerrollen in beliebiger Zeitdauer vorzustellen.

Trotzdem ist versucht worden, der Gehörvorstellung das Dasein zu bestreiten und die sog. Gehörvorstellungen als Innervationen des Larynx und anderer Stimmbildungsorgane zu er-

weisen. Und jedenfalls ist das eine nicht zu bezweifeln, dafs ein zum mindesten sehr enger Zusammenhang besteht zwischen Gehörvorstellung und Bewegungen der motorischen Organe, vor allem der Stimmbildungsorgane. Einen innerlich gehörten Ton singe ich vor allem selber mit, wenigstens stelle ich die Stimmorgane danach ein. Es ist tatsächlich kaum zu unterscheiden, ob man einen Ton innerlich hört oder innerlich singt, ob man ein Wort für sich spricht oder hört. Eine sehr genaue Nachprüfung ergibt stets eine Mitbeteiligung der Stimmorgane. Auch wenn man die Zunge zwischen die Zähne klemmt, bleiben doch gewisse Muskelinnervationen, die wir stellvertretend einsetzen für die gehörten Töne, und gerade der Umstand, dafs die „*Gehör*"vorstellung schwächer wird bei diesem Versuch, beweist, dafs die sog. *Gehör*vorstellung mindestens zum guten Teil eine Leistung der Stimmbildungsapparate ist. Darum braucht man sich am Ende auch nicht so sehr über die Fähigkeit des Tonschaffens beim taubgewordenen Beethoven zu wundern. Tatsächlich gehen die „Gehörvorstellungen" nicht allein im Hörorgan vor sich, sondern zum Teil in den Stimmorganen. Dafs auch hier wieder die begleitenden Gefühle eine Hauptrolle spielen und oft für das „reproduzierte" Element eintreten, versteht sich von selber. Die Vorstellung eines Nachtigallengesangs unterscheidet sich von der Vorstellung des Kratzens eines Nagels auf Blech für mein Bewufstsein am allerstärksten durch den Gefühlston: es treten im letzteren Falle bei mir ganz deutlich auch die körperlichen Begleiterscheinungen der Gefühle, Gänsehaut etc. zutage.

Bekannt ist besonders der Umstand, dafs bei geistigen Störungen die Bewegungen der eigenen Sprechorgane als inneres oder äufseres Hören gedeutet werden.[1] So sagte eine Patientin Cramers: „Es kommen mir immer so böse Gedanken, die ich aussprechen sollte, ich kann sie aber zurückdrängen, dann höre ich sie aber ausgesprochen auf dem linken Ohre oder im Kopfe." Dabei ist vor allem bezeichnend für den

[1] Vgl. Cramer: Halluzinationen im Muskelsinn bei Geisteskranken. Klinke: *Arch. f. Psychiatrie* 26. Tigges: *Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie* 48. Bechterew: *Arch. f. Psychiatrie* 30. Koppe: Gehörstörungen und Psychosen. Parish: Über Trugwahrnehmungen. Störring: Vorlesungen über Psychopathologie, 38 ff.

nahen Zusammenhang zwischen Gehörshalluzinationen und Erregungen der Stimmorgane, dafs das Gehörte meist verschwindet, wenn man den Kranken zu lautem Lesen bringt. Ich finde nicht, dafs das eine Gegeninstanz gegen die Annahme einer Hyperästhesie der zentralen Sprechbahn wäre, wie manche Autoren annehmen; im Gegenteil, beim lauten Sprechen erkennt eben der Patient deutlich die eigene Stimme, was beim blofsen unhörbaren Innervieren nicht mit derselben Deutlichkeit der Fall ist.

Besonders für die Musikvorstellung hat Stricker behauptet, dafs sie notwendig mit Bewegungen des Larynx verbunden sei, nach welchen auch Höhe, Tiefe und Distanz abgeschätzt würde.[1] Diese Anschauung, die von Stumpf angegriffen wurde, hat Stricker später dahin geändert, dafs er die Innervation des Tensor tympani als das motorische Korrelat der Gehörvorstellung ansah. Dem hat sich auch Frankl-Hochwarth angeschlossen.[2] Er erklärt, dafs in dem Falle, wo die Sprache mit unserem musikalischen Ausdrucksvermögen verloren geht, beide auf identischen oder nahe benachbarten Zentren beruhen, während in den Fällen, wo sich die Musik trotz Verlustes der Sprache erhält, jene mit den „Ohrvorstellungen“ vom Tensor tympani aus zusammenhängen. Dafs für Schalleindrücke im allgemeinen Bewegungen des Tensor tympani wichtig sind, dafür haben die Experimente von Goltz am Hunde wenigstens einige Beweise erbracht. Indessen sind Beispiele doch recht häufig, dafs in solchen Fällen von Aphasie, wo die Sprache verloren ist, auch das musikalische Ausdrucksvermögen defekt ist.

Die Einwände, die Stumpf gegen die Versuche, die Gehörvorstellung in Bewegungsvorgänge aufzulösen, vorbringt, zwingen wohl zu der Annahme einer inneren Einstellung auf Töne, nicht aber unbedingt zu einer wirklichen deutlichen Reproduktion, die ohne jede motorische Innervation möglich wäre. Gewifs hat Stumpf recht, dafs z. B. für feinste Tonvergleichungen es nicht möglich ist, diese auf Muskelinnervationen zu basieren. „Wenn ich z. B. imstande bin, zwei Töne von den Schwingungs-

---

[1] Vgl. Stricker: Du Langage. Paris 1885. S. 177. Früher hatte bereits Mach (Sitzungsberichte d. Wiener Akademie math.-phys. Kl. 1865) diese Anschauung vertreten, hat sie aber wieder aufgegeben.

[2] Frankl-Hochwarth: Über das musik. Ausdrucksvermögen. *Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilk.* 1892, S. 357. Vgl. Hensen, Hermanns Handbuch III, S. 64—66. Auch Bockendahl: Über die Bewegungen des Tensor tympani. Diss. Kiel. 1888.

zahlen 400 und 401 als verschieden zu erkennen, so könnte dieses nach vorliegender Theorie nur dadurch geschehen, dafs ich zweimal den Kehlkopf aktiviere, um die bezüglichen Töne zu erzeugen, und dafs ich den Unterschied in den beiden Muskelempfindungen wahrnehme.“ [1] Aber man braucht auch die anschaulichen Vorstellungen nicht, um solche Tonunterscheidungen zu machen. Es ist nicht nötig, um zu erkennen, dafs etwas nicht richtig ist, genau zu wissen, was denn das Richtige ist, geschweige denn, es klar innerlich reproduzieren zu können.[2] Jedenfalls wäre aus diesen Tatsachen nur der Schlufs zu ziehen, dafs es aufser Bewegungsphänomenen noch etwas anderes gibt, was uns innerlich Töne repräsentiert. Es ist aber nicht gesagt, dafs dies darum ein wirkliches inneres Hören sei und nicht vielmehr ein blofses „Gefühl“ der Töne, eine Einstellung. Wenn Stumpf annimmt, dafs die relative Schwierigkeit im Treffen und Festhalten des Leittons sich nur aus der Mitvorstellung der betreffenden Tonika begreifen liefse, so mufs ich für meine Person es leugnen, dafs ich in diesem Falle irgendwie die Tonika innerlich hörte, eine nur irgendwie deutliche Vorstellung davon zu haben brauchte. Auch die Antizipation von Tönen im Singen ist nicht etwa ein deutliches Vorstellen, sondern nur eine ganz ungefähre Einstellung. Auch die weiteren Tatsachen, die Stumpf [3] gegen die Strickersche Theorie ins Feld führt, beweisen alle nur, dafs die Bewegungen nicht die Tonvorstellung ausmachen, sie beweisen aber noch nicht die Tatsache des inneren Hörens von Tönen, sondern sind zum grofsen Teil auch mit der unanschaulichen Einstellung zu erklären.

Im ganzen käme es weniger darauf an, uns auf den Tensor tympani oder ein anderes Organ festzulegen, als überhaupt Innervationen im Hörorgane nachzuweisen. Mit Recht weist Wallaschek darauf hin, dafs jene Theorie zu eng ist, dafs wahrscheinlich noch andere Muskelinnervationen in Betracht kommen. Nach Beobachtungen, die er an sich selber gemacht hat, ist Wallaschek der Ansicht, dafs er Musikvorstellungen mit und ohne Larynxbewegungen bilden kann. „Beobachte ich mich vor dem Einschlafen, so merke ich genau, dafs mich die Musikvorstellung mit Larynxbewegung am Einschlafen hindert, während die rein intellek-

---

[1] Stumpf, Tonpsychologie I. Leipzig 1883. S. 161.

[2] Über die Tatsache, dafs ein bewufstes Erinnerungsbild bei der Vergleichung zweier Eindrücke nicht vorauszusetzen ist, vgl. F. Schumann, Beiträge zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen. *Zeitschr. f. Psychol.* **30**, 241 ff.; auch **17**, 118. — Auch ein anderer Forscher: Radoslawow-Hadji-Denkow in seinen Untersuchungen über das Gedächtnis für räumliche Distanzen des Gesichtssinnes (*Phil. Studien* **15**, 318–452) wird bei ganz anderer Untersuchung gerade durch den Begriff des Unterscheidens auf ein solches „negatives Gedächtnis“ geführt, als welches wir hier die Einstellungen charakterisieren; a. a. O. S. 451.

[3] vgl. Stumpf a. a. O. S. 164.

tuelle, ich möchte sagen, kortikale Art des Vorstellens das Einschlafen befördert."[1]

Ich glaube, Wallaschek erwägt hier nicht, dafs es ein Musikerleben gibt, dem das eigentlich „Anschauliche" ganz fehlt. Wir haben dies als *Einstellung*, als Gedanke an die Musik, der wirklichen Musikvorstellung, wo eben innerlich Musik gehört wird, gegenübergestellt. Erstere ist ohne Zweifel möglich, und sie wird sich je nachdem als intellektuelle Auflösung der Akkorde oder auch in das visuelle Notenbild auslaufend dem Bewufstsein klarer manifestieren. Da aber, wo wirklich Musik „innerlich gehört" wird, handelt es sich wohl oft um wenigstens andeutende Muskelinnervationen. Diese können wohl auch im Gehörorgan selber liegen, brauchen nicht notwendig im Stimmorgan zu sein. Die Feststellung Pollaks, dafs die Bewegung des Tensor tympani nicht direkt durch Schallwellen oder Erschütterung des Paukfells, sondern vom kortikalen Nervensystem aus erfolgt, würde natürlich nicht gegen, sondern eher für unsere Theorie sprechen, da wir damit ja ein physiologisches Substrat für die motorischen Innervationen im Ohr bekämen, die uns die Illusion der inneren Musik vortäuschen.[2]

Wenn alle diese Dinge auch keineswegs ein sicherer Beweis gegen das Auftreten von akustischen Erinnerungsbildern überhaupt sind, so zeigen sie doch, dafs die akustischen Vorstellungen bei genauerer Prüfung bei vielen Menschen zum mindesten als aufserordentlich schwach sich ergeben, und dafs in sehr vielen Fällen Innervationen der Stimmorgane mindestens als Verstärkung hinzutreten.

Wie aber ist es nun bei solchen Geräuschen oder Klängen, die man nicht, auch andeutend schwer, innerlich mitsprechen oder singen kann? Eine Akkordvorstellung löse ich z. B. innerlich singend in ein Nacheinander auf und behalte so, vielleicht in nachschwingenden Empfindungen, eine Gesamtwirkung etwa eines Dreiklangs im Bewufstsein. Indessen versichern viele Musiker, ganz deutlich auch mehrere Stimmen innerlich nebeneinander hören zu können. Es bleibt trotzdem noch dahingestellt, ob da nicht nur das Gefühl innerlich erlebt wird, sondern wirklich die anschauliche Vorstellung, denn man kann ein vorzüglicher Musiker und doch ein schlechter Selbstbeobachter sein. Beethoven, dem wir eine Tonphantasie ersten Ranges zuschreiben müssen, hätte wohl kaum so furcht-

---

[1] Wallaschek. Bedeutung der Aphasie für die Muskelvorstellung. *Zeitschr. f. Psychol.* 6, S. 19. — Ferner Psychol. u. Pathol. der Vorstellung Leipzig 1903.

[2] Pollak. Über die Funktionen des Musculus tensor tympani. *Mediz. Jahrbücher*, Wien 1886. S. 555.

bar unter seiner Taubheit innerlich gelitten, wenn ihm ein einigermafsen deutliches inneres Hören seiner Werke möglich gewesen wäre. Denn am Ende ist zum Komponieren und Niederschreiben keineswegs ein genaues vorhergehendes Hörbild nötig, so wenig als wir vorher innerlich hören, was wir sprechen oder schreiben werden. Die oft angeführte Geschichte, dafs Mozart nach zweimaligem Hören die päpstliche Messe von Palästrina aus dem Kopfe niedergeschrieben habe, ist noch kein unbedingter Beweis für das deutliche innere Hören vieler Stimmen nebeneinander. Denn erstens weifs ich nicht, ob je jene Niederschrift später auf ihre Richtigkeit mit dem Original verglichen wurde (und wir werden nachher zeigen, dafs oft unsere sogenannten Erinnerungsbilder in Wirklichkeit Phantasiebilder sind), zweitens aber ist es eine ganz falsche Auffassung, die nur ein Laie haben kann, dafs zum Niederschreiben einer Akkordfolge etwa das anschauliche *Vorstellen* der Akkorde gehörte. Sogar ich, der ich alles andere als ein hervorragender Musiker bin, vermag eine einfache, mir innerlich vorschwebende Akkordfolge niederzuschreiben, ohne dafs ich etwa dieselbe wirklich innerlich „hörte", obwohl natürlich eine gewisse Einstellung vorausgeht. Sowenig ich, wenn ich eine einfache Figur, sagen wir eine Landschaft, aufs Papier zeichne, vorher deutlich eine Landschaft als Vorstellung erlebte, die ich dann gleichsam abzeichnete, sowenig ich ein Siebzehneck, wenn ich es zeichnen will, vorher innerlich genau sehe, so wenig ist es bei Tonwerken nötig, dafs man, um sie zu notieren, sie innerlich „vorstelle". Meist allerdings wird ein inneres Singen voraus- oder nebenhergehen, was schon durch sein bloſses Dasein einen Schluſs, wenn auch nicht auf das Fehlen, so doch auf die Schwäche und Ungenügendheit der Tonbilder nahelegen mufs. Gerade bei den Akkorden ist's oft mehr ein *Wissen um die Akkorde*, ein gefühlsmäfsiges Eingestelltsein, als ein deutliches Vorstellen.

Verlassen wir nun das musikalische Gebiet, und gehen wir zu solchen Vorstellungen über wie Donnerrollen, Meeresrauschen, bei denen es unmöglich ist, sie motorisch darzustellen; hier nun finden wir statt des motorischen Ersatzes, von dem bisher die Rede war, einen Empfindungsersatz, der

von aufsenher stammt, wie wir ähnliches bereits bei den Geruchsvorstellungen etc. konstatieren konnten.

Unsere Phantasie nimmt für die akustischen „Vorstellungen“ ihr Material, wenn sie welches bekommen kann, aus der Aufsenwelt, indem sie, in der Art wie das der Traum noch viel deutlicher tut, dasselbe ihrer inneren Einstellung gemäfs umdeutet. So bemerkte ich, dafs meine Phantasie, als ich mir gelegentlich bei Studien und Versuchen über diese Fragen ein Donnerrollen vorstellen wollte, sich unwillkürlich des dumpfen Rollens eines unweit vorüberrollenden Stadtbahnzuges bemächtigte, und ich plötzlich, ohne dafs ich daran gedacht, in merkwürdiger Klarheit die „Vorstellung“ eines Donnerrollens hatte. Ähnliches habe ich seitdem wiederholt beobachtet. Hier haben wir also Ersatzempfindungen aus demselben Sinnesgebiet.[1]

Ferner scheinen im Gehör jene ganz leisen Eigenreize im Sinnesorgan, die wir auch im Auge als „Lichtstaub“ oder „mouches volantes“ kennen, bedeutend mehr noch als in anderen Organen hervorzutreten und nun auch ihrerseits als sinnliches Material von der Phantasie verarbeitet zu werden. Es dürften wohl diese inneren Empfindungen sein, die — oft neben gewissen gedämpften äufseren Empfindungen — jenes Brausen im Ohre hervorrufen, das wir haben, wenn wir eine Muschel oder auch nur die gewölbte Hand vor das Ohr halten. Nach meiner Beobachtung benutzt die Phantasie gerade dieses allerdings geringe Material, um daraus die Gehör*vorstellungen*, besser Gehör i l l u s i o n e n hervorzubringen, die dann als „Reproduktionen“ wirklich gehörter Töne gelten. Indessen unterscheiden sich diese wirklichen, nur illusionär gedeuteten Reizungen des Hörorgans doch von wirklichen Reproduktionen, worüber bei der visuellen Vorstellung genauer zu sprechen sein wird. Sie treten wohl erst in der Regel dann auf, wenn wir uns bemühen, das Erinnerungsbild ganz deutlich und intensiv festzuhalten, wobei dann dadurch sogar die Illusion entstehen kann, wir hörten wirklich das vorgestellte Geräusch,

[1] Dieser Ersatz kann z. B. auch von anderen Sinnesgebieten, und zwar hier als wirkliche „Vorstellung“, hergenommen werden. So berichtet mir eine psychologisch geschulte Dame, die an sich die „audition colorée“ erlebt, dafs sie, besonders wenn sie sehr hohe Töne vorstellen wolle, helle Farben, ja Lichter innerlich vorstelle.

indem wir solche wirklichen, aber heterogenen Reize illusionär verarbeiten. So mag bei dem bekannten Geigertrick, ein langgehaltenes Pianissimo so zu „spielen", dafs man den Bogen allmählich ganz von der Saite entfernt (aufser auf dem primären Nachbild) auf Umdeuten solcher leisen inneren oder äufseren Reizungen (Singen der Gasflammen etc.) beruhen, wenn die Hörer wirklich etwas „hören".

Ähnliches läfst sich auch in pathologischen Fällen beobachten. Dafs die meisten „Gehörshalluzinationen" nicht auf innere Gehörorganreizungen, sondern auf motorische Innervationen zurückgeführt werden können, haben wir bereits besprochen. Sehr viele solcher „Gehörs"halluzinationen, die nicht direkt auf eigenes Sprechen zurückgehen, sind illusionäre Deutungen äufserer Reize. Oft gehen beide Fälle zusammen, so dafs äufsere beliebige Lautreize als Sprechen gedeutet werden. Ein ungenau vernommenes Gespräch erhält einen auf die Person des Hörenden bezüglichen Inhalt, das Plätschern des auslaufenden Wassers im Bade wird zu Mädchenstimmen.[1]

Wir haben bisher gezeigt, dafs äufsere Reize und zentral erregte als Ersatz oder mindestens als Verstärkung eintreten können, ja in sehr vielen, vielleicht den meisten Fällen wirklich eintreten. Denn auch solche Leute, die an sich ganz sicher ein rein akustisches Vorstellungsvermögen glauben konstatieren zu können, geben doch zu, dafs sie in der Regel innerlich gehörte Töne leise mitsingen. Es bleibt nun die Frage, wie es möglich ist, dafs Elemente, die oft gänzlich heterogen sind, doch als Verstärkung oder Ersatz eintreten können.

Ich möchte dabei zunächst den Umstand, dafs die Ersatzphänomene oft gar keine Ähnlichkeit haben mit denjenigen, die sie ersetzen, noch weiter beleuchten. Das, was wir unkritisch als Kopie hinnehmen, erweist sich bei genauerer Analyse oft als etwas ganz anderes. Ich kann zum Beispiel mir die krächzende Stimme einer mir bekannten Dame *vorstellen*, wobei sich meine Stimmorgane in ganz charakteristischer Weise zusammenziehen, obwohl ich, wenn ich das laut äufsern würde, wohl kaum eine Kopie zustande brächte, die wirklich von anderen eindeutig erkannt würde oder auch mir selber nur

[1] Vgl. Meynert: Psychiatrie 1887. S. 16 ff.

das Gefühl vermittelte, dafs ich's genau getroffen hätte; dabei müfste sie doch nur eine Verstärkung dessen sein, was ich beim leisen inneren „Kopieren“ innerviere. Und zwar ist es keineswegs ein blofser Mangel der äufseren Darstellungsfähigkeit; auch wenn ich die „innere Nachahmung“ genau beobachte, merke ich deutlich, dafs es sich nur um ein ungefähres Andeuten handelt. So ist es auch oft bei dem leisen Mitsingen von Melodien oder dem inneren Sprechen.

Ich kann aus meiner Selbstbeobachtung noch eine weitere Tatsache hierherstellen, die ich schon lange, ehe ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, konstatiert hatte, so dafs ich mit gutem Gewissen sagen kann, dafs sie nicht von meiner Theorie beeinflufst ist. — Ich hatte beim Durchlesen von Klavierwerken oder Partituren die Gewohnheit, während ich die Melodie sang, die Akkorde andeutend auf dem Tische zu greifen, als schlüge ich die Tasten des Pianos an; dabei ergab sich mir, obwohl jene Griffe nur ungefähre Andeutungen waren, doch ein ganz charakteristisches Gefühl, was mir gewissermafsen als Ersatz galt, derart dafs ich etwas vermifste, wenn ich die Akkorde auf dem Tische nicht anschlug. Und damit kommen wir zu unserer Hauptfrage: wie ist es möglich, dafs solche Hilfsphänomene wie diese andeutenden motorischen Innervationen als Ersatz eintreten können für die auditorischen Reproduktionen?

Die Antwort ist in einigen unserer Beispiele bereits vorweggenommen. Es ist die, dafs natürlich das Wesen der akustischen „Vorstellungen“ gar nicht in diesen motorischen Dingen liegt, einerlei ob auditorische Reproduktionen dabei sind oder nicht. — Die Hauptsache macht auch hier die „Einstellung“, jenes unanschauliche Gerichtetsein auf bestimmte Inhalte, was auch dem akustischen Reproduzieren vorausgeht. Ich kann auf eine bestimmte Melodie „eingestellt“ sein, ohne dafs ich sie zu reproduzieren vermag. Ich weifs genau, dafs alle anderen Melodien, die mir einfallen, nicht die rechten sind. Hier haben wir die „Einstellung“ ohne Reproduktion, oder mit gehemmter Reproduktion. Meist aber führt die Einstellung zu einer auditorischen Reproduktion oder einer andeutenden motorischen Innervation. Auch ein völlig Unmusikalischer kann richtig eingestellt sein, ohne sich

die Melodie richtig „vorstellen“ zu können, d. h. die eigentliche akustische oder stimmmotorische Reproduktion beherrscht er nicht. Die Vorstellung also ist Einstellung plus Reproduktion oder plus für sie eintretender vikarierender Phänomene motorischer oder sensorischer Natur. Was wir oben schon bei den Gerüchen, Geschmäcken etc. gezeigt haben, gilt auch hier. Das Wesen der „Vorstellung“ liegt nicht in der Reproduktion, obwohl bei dem Gehörsinne eine wirkliche Vorstellung möglich ist, weil wenigstens viele Menschen hier Reproduktionen bilden können und auch in der Innervation der Stimmorgane ein organisierter Ersatz vorhanden ist. Übrigens kommt nicht nur die Einstellung ohne Reproduktion, es kommen auch Reproduktionen ohne Einstellung vor. So kann ich mich dabei entdecken, dafs mir eine Melodie im Ohre liegt, von der ich nicht weifs, ob ich sie je gehört habe, bei der kein Ort und keine Gelegenheit mir einfällt, bis ich plötzlich die „Einstellung“ dazu habe. Dafs diese Einstellung nicht, wie die Assoziationspsychologie will, in lauter assoziierte Vorstellungen aufgelöst werden kann, werden wir unten ausführlich dartun. Wir möchten hier nur darauf hinweisen, dafs Gefühle dabei eine grofse Rolle spielen. Wenn ich z. B. mir ein Musikstück, etwa den Pilgerchor aus dem Tannhäuser, „vorstellen“ will, so höre ich nicht etwa deutlich alle Stimmen im Geiste, sondern höchstens die Melodie, die ich leise summe. Trotzdem ist noch ein Plus dabei, eine „Stimmung“, gewisse Gefühle, die auch vorhanden sein können, ohne dafs ich die Melodie summe oder innerlich höre. Die Assoziationspsychologie beging den groben Fehler, dafs sie als Inhalt unseres Denkens nur Reproduktionen und höchstens noch Worte gelten liefs. Als ob ich nicht an Beethovens VII. Symphonie denken könnte, darüber sprechen und Urteile fällen, ohne nur im geringsten sie zu reproduzieren, ja vielleicht vermag ich das überhaupt niemals. Ich habe eine „Vorstellung“ von der VII. Symphonie, ohne sie reproduzieren zu können. Davon indessen später.

Stellen wir nun nochmals zusammen, was wir über die „akustischen Vorstellungen“ gefunden haben. Es ergibt sich, dafs zwar ohne Zweifel sehr viele Menschen fähig sind, akustische Reproduktionen zu bilden, obwohl über den Prozentsatz

zur Gesamtheit jede Schätzung fehlt. Daneben aber bilden viele Menschen ihre „akustischen“ Reproduktionen so, dafs sie vikarierende, oft nur andeutende Innervationen der Stimmbildungsorgane eintreten lassen. Auf keinen Fall können diese akustischen oder motorischen Phänomene den ganzen Komplex dessen ausmachen, was wir unsere „Vorstellung“ von akustischen Phänomenen nennen. Im Gegenteil, wir sahen uns zur Annahme einer unanschaulichen „Einstellung“ auf akustische Phänomene veranlafst, die zusammen mit der Reproduktion nun jenes komplexe Phänomen ausmacht, was wir als „Vorstellung“ bezeichnen. Diese Einstellung, die wir auch isoliert nachweisen konnten, ist keinerlei mystisches Phänomen, auch wenn sie nicht die Reproduktion von Empfindungen ist, sondern es ergab sich schon im Verlauf unserer bisherigen Untersuchungen, dafs offenbar Gefühle eine sehr wesentliche Rolle dabei spielen.

8. Dasjenige Sinnesgebiet, auf dem die gröfste Zahl der Menschen wirklich detaillierte anschauliche Reproduktionen zu bilden vermag, ist das Gebiet des Gesichtssinnes. Von hier aus hat mit unkritischer Verallgemeinerung die Assoziationspsychologie ihre These gewonnen, dafs wir von allen unseren Empfindungen Reproduktionen zu bilden vermöchten.

Trotzdem, wenn auch manche der bisherigen Untersuchungen ein prozentuales Überwiegen der lebhaft visualisierenden Individuen festgestellt haben, darf man nicht annehmen, dafs damit gesagt wäre, alle Menschen hätten die Fähigkeit zu anschaulichen visuellen Vorstellungen. Bereits die Untersuchungen Galtons ergaben Fälle genug, wo eine Menge von Menschen, dort vor allem die Mitglieder der Royal-Academy, ohne oder doch nur mit einem sehr dürftigen Material von visuellen Vorstellungen auskamen. Und auch wenn man zugibt, dafs der Prozentsatz der Visuellen, d. h. derjenigen, die visuelle Bilder zu haben pflegen, überaus grofs ist, so darf man darum noch nicht annehmen, dafs im Seelenleben der einzelnen Individuen darum das visuelle Vorstellen die einzige Denkform sei.

Manche Experimente geben da ein entstellendes Bild. So darf man z. B. bei jenen Versuchen, wo einer Vp. ein Reizwort zugerufen wird,

und sie nun sagt, welche inneren Vorgänge darauf folgen, aus den Antworten, falls sich eine Überzahl von Visualisierungen ergäbe, nicht ohne weiteres eine visuelle Veranlagung erschliefsen. Ich selber z. B. habe in der Regel beim Denken nicht sehr deutliche visuelle Vorstellungen; bei derartigen Experimenten aber stellten sich selbst bei mir meist sachliche Visualisierungen oder solche des Schriftbildes ein. Der Grund war der, dafs ich sozusagen mit dem Wort nichts anderes anzufangen wufste und dafs die nächstliegende Umsetzung eben die Visualisierung war. Hätte ich das Wort in einem Zusammenhang gehört, wäre die Visualisierung vermutlich nie eingetreten. Darum darf man die Ergebnisse dieser, nur isolierte Worte verwendenden Experimente blofs mit gröfster Vorsicht aufnehmen.

Betrachten wir nun zunächst die visuellen Reproduktionen an sich, so können wir auch hier im einzelnen Ähnliches wie auf den anderen Sinnesgebieten konstatieren. So finden wir auch hier illusionäre Umbildung.

Zunächst sind es jene Organreize, die wir Lichtstaub oder „mouches volantes“ nennen, die eine Rolle für das Zustandekommen von gegenständlichen Bewufstseinsinhalten ohne äufseren Reiz spielen können. So ist eine Schilderung solcher Phänomene durch Goethe sehr bekannt geworden, der von sich berichtet, dafs er bei geschlossenen Augen nach Belieben allerlei rosettenartige, bunte Gestalten sich vorzaubern könnte, was auch andere an sich beobachtet haben, wenn auch hier oft andere Erscheinungen, wie bei Wundt etwa Gesichter[1], vorherrschen, die aber ebenfalls sich fortwährend wandeln. Meine eigenen Beobachtungen derart erinnern mich immer an ein Kaleidoskop, oft sind es schachbrettartige oder tapetenartige Muster, die ich sehe. Hier handelt es sich ohne Zweifel um Empfindungen der innerorganischen Reize.

Daneben aber kommen auch gerade bei diesen willkürlichen „Vorstellungen“ motorische Elemente in Betracht. So ist das einzige Mittel, das ich habe, jene von selbst ablaufenden Figuren etwas zu beherrschen, das, dafs ich durch gewisse Innervationen der Augenmuskeln dem wirren Geflimmer eine bestimmte Richtung gebe. Will ich zum Beispiel mir ein Dreieck vorstellen, so mache ich mit den Augenmuskeln solche Bewegungen, als wollte ich ein wirkliches Dreieck „mit den Blicken abtasten“, und in der Tat erscheint alsbald in dem dunklen Blickfeld, oft erst nach mehreren Wiederholungen der Abtastbewegung, ein flimmerndes Dreieck, das nicht ganz ruhig steht, sondern hin und her zittert, aber doch deutlich wahrnehmbar ist. Das glückt jedoch nur bei einfachen Figuren.

Auch andere haben die starke Beteiligung motorischer Faktoren an

---

[1] Physiol. Psychol. III, 478, V. Aufl.

der visuellen Vorstellung betont. So will N. Lange[1] die aktive Wiederbelebung der rein qualitativen Seiten der Vorstellung auf motorische, die räumlichen Formen der Vorstellung aktiv wiederholende Prozesse zurückführen. „Bei meinen Versuchen der Registrierung der Erinnerungsbilder der Helmholtzschen Scheibe bemerkte ich allemal leicht, dafs ich zuerst mit den Augen eine der Form des Kreises entsprechende Bewegung machte und auf diese Weise eine deutliche Vorstellung des ganzen Kreises bekam, und erst darauf entstand bei mir durch Assoziation eine deutliche Erinnerung an andere seiner Eigenschaften (der weifsen und grauen Streifen)."

Indessen sind solche inneren Erlebnisse nicht das Material der eigentlichen visuellen Phantasie. Diese ist vielmehr etwas ganz anderes. Es ist mir bei Versuchen, Vorstellungen wie die obenbeschriebenen hervorzurufen, oftmals begegnet, dafs, wenn ich glaubte, aus dem Lichtstaub im Auge etc. bereits das Bild sich formen zu sehen, plötzlich die Vorstellung fix und fertig mir vorüberhuschte, allerdings gleichsam auf einem ganz anderen „Plan" als jene mit dem Lichtstaub im Auge künstlich erzeugten. Ich schliefse aus diesen Beobachtungen, dafs die wirklichen inneren Reproduktionen nicht in denselben Organen, wo der Lichtstaub zu lokalisieren ist, vor sich gehen. Immerhin mögen solche inneren Organerregungen, ähnlich wie wir beim Ohr die illusionäre Verarbeitung von inneren und äufseren Reizungen des Hörorgans fanden, oft eine Stütze und eine Art festen Kern für die wirklichen Vorstellungen abgeben.

Ich spreche zunächst von der Beteiligung motorischer Elemente in der visuellen Vorstellung. So habe ich, wenn ich mir das Gesichtsbild eines hohen schlanken Baumes vorstellen will, deutliche innere Streckungen und Spannungen, die ich auch beim Betrachten habe, allerlei Affektionen des Gleichgewichtssinnes, wie sie auch für die Wahrnehmung charakteristisch sind, und die irgendwie in jeder Wahrnehmung vorkommen. Ich habe, wenn ich mir lebhaft eine gothische Kirche vorstelle, ganz andere körperliche Spannungs- und Haltungserlebnisse, als wenn ich mir das Innere einer Barockkirche vergegenwärtige. Diese Dinge sind in der neueren Ästhetik besonders beobachtet worden. Wenn auch von Lipps widersprochen wurde, so ist doch nicht zu leugnen, dafs in allem, was wir „Einfühlung" uns zu nennen gewöhnt haben,

---

[1] Nic. Lange: Beiträge zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit. *Phil. Stud.* **4**, S. 415. Dazu J. Loeb: Über die optische Inversion ebener Linearzeichnung. *Arch. f. d. ges. Physiol.* **40**.

motorische Elemente eine grofse Rolle spielen, und man wird daher, bis zu einem gewissen Grade, den Ausdruck „innere Nachahmung“ von K. Groos aufnehmen können. Mit diesem Begriff soll die wesentliche Beteiligung motorischer Vorgänge beim Vorstellen z. B. dichterischer Geschehnisse ausgedrückt werden. Ohne darauf einzugehen, ob wirklich im ganzen Umfang diese Theorie standhält, bemerken wir hier nur, dafs für Vorstellungen visueller, wie auch abstrakter innerer Erlebnisse überhaupt die Beteiligung motorischer Elemente nachgewiesen ist.[1]

Ohne Zweifel sind motorische Phänomene bei unseren optischen „Reproduktionen“ in viel höherem Grade beteiligt, als wir ohne genaue Selbstbeobachtung zuzugeben geneigt sind. Ich habe z. B. auch auf visuellem Gebiet motorischen „Ersatz“ an mir beobachten können, indem nämlich an Stelle des optischen Bildes gewisse Lage-, Haltungs- und Hebungserscheinungen als stellvertretend angenommen wurden, so dafs ich — so paradox es klingt — das visuell aufgenommene Bild eines Baumes, einer Statue etc. motorisch wiedererlebte, ohne mir dessen stets bewufst zu werden. Und gerade bei Skulpturen habe ich oft an mir konstatiert, dafs ich das optische Bild einer Statue motorisch rekonstruieren konnte, wenn mir das optische Bild zunächst verloren gegangen war.

Wenn wir aber auch Unterstützung und gelegentlichen Ersatz der visuellen Reproduktionen durch motorische Innervationen annehmen müssen, so werden wir darum nicht etwa die Existenz der visuellen Reproduktion überhaupt in Zweifel ziehen, wie wir bei den niederen Sinnen die Reproduktionsmöglichkeit in Zweifel zu stellen genötigt waren.

Indessen scheint auch unter den einzelnen Elementen der visuellen Reproduktion keine Gleichheit zu herrschen, indem nämlich Formen (wenn es gestattet ist diese Abstraktion vorzunehmen) meist leichter reproduziert zu werden scheinen als Farben. Ich selber reproduziere Landschaften, wenn ich mich nicht ganz speziell auf Farben einstelle, ähnlich wie eine Bleistift- oder Sepiazeichnung. Wenn ich z. B. mir ein

---

[1] K. Groos. Der ästhetische Genufs. 1902. Derselbe: Das innere Miterleben und die Empfindungen aus dem Körperinnern. *Zeitschr. f. Ästh.* 4. V. Lee: Weiteres über Einfühlung. *Zeitschr. f. Ästh.* 5. Weitere Literatur bei Müller-Freienfels: Psychologie der Kunst. Bd. I.

Bild der Stadt Zürich zurückrufe, so sehe ich in vagen zerfliefsenden Umrissen die Grofsmünstertürme, die Limmatbrücken etc., alles aber aufserordentlich schattenhaft. Erst wenn ich speziell an die hellblaue Farbe des Sees denke, geht innerlich in mir etwas vor, von dem ich aber auch bei genauster Selbstprüfung nicht sagen kann, ob ich nun wirklich die Farbe innerlich sehe, oder ob ich nur vermittelst der Einstellung auf „blau" entsprechende Gefühle wachzurufen vermag. Ich möchte also für meine Person die Unmöglichkeit der Entscheidung, ob ich Farben zu reproduzieren vermag oder nicht, offen eingestehen, wobei ich zugeben mufs, dafs ich etwas farbenschwach in der Wahrnehmung bin. Wenn ich mich nicht speziell auf Farben einstelle, sehe jedenfalls ich mehr Formen. Auch andere Psychologen, wie Külpe z. B., nehmen eine sehr geringe Befähigung für die Reproduktion von Farben an[1], weitere, wie Ziehen, behaupten vor allem auch die Farblosigkeit der Träume. Indessen möchte ich dem doch aus eigener Erfahrung, wenn auch vorsichtig, widersprechen. Ich habe verschiedene Träume notiert, wo ich bei Rekonstruktion im Wachzustande jedenfalls eine grofse Farbenpracht in Erinnerung hatte. Indessen weifs jeder Psychologe, wie schwer derartige Dinge zu konstatieren sind, und jedenfalls ist nicht zu entscheiden, wie weit es sich um Ersatzempfindungen, interne Netzhautreize etc. handelt. Ich gebe darum ebenfalls mit grofsem Vorbehalt die Konstatierung mehrerer Personen wieder, die ganz unaufgefordert gelegentlich im Gespräch die Farbenpracht ihrer Träume erwähnten.

Jedenfalls aber dürfen wir, als aufser Zweifel stehend, ein Überwiegen der Formreproduktion gegenüber der Farbreproduktion annehmen, was denn allerdings, bei der engen Verknüpfung, die alle Formwahrnehmung mit motorischen und Gleichgewichtsvorgängen hat, auf eine verhältnismäfsig schwache Beteiligung des rein Visuellen (und das sind die Farben) schliefsen läfst. Wenn wir nämlich eine allgemeine Farbenverblassung oder -veränderung annehmen müssen, so zeigt das, dafs die eigentliche „Reproduktion" in Wirklichkeit sehr wesentliche qualitative (nicht blofs intensive) Verschiedenheiten von der Wahrnehmung einschliefst. Damit aber kommen wir zu einem wichtigen Punkte, der ebenfalls völlig vernachlässigt ist von sehr vielen Psychologen: nämlich der unbestreitbaren Tatsache, dafs bei „Reproduktionen", auch wo wirklich das Auftreten eines anschaulichen Elementes über jeden Zweifel erhaben ist, doch eine oft fundamentale Verschiedenheit der Qualität zwischen „Reproduktion" und Wahrnehmung zu konstatieren ist. Und zwar ist das in einem solchen Grade der Fall, dafs man zweifeln kann, ob man von einer „Reproduktion" im vollen Sinne des Wortes überhaupt noch wird sprechen können.

---

[1] Külpe: Grundrifs d. Psychol. S. 182. Die genaueren Angaben Külpes scheinen mir allerdings z. T. mehr auf jene oben beschriebenen ersten, mit internen Organreizen operierenden „Vorstellungen" hinzuzielen, die etwas anderes sind als die wirklichen, zentral erregten Vorstellungen.

Im übrigen sei aber nochmals darauf hingewiesen, daſs nicht etwa die bloſsen Empfindungen reproduziert werden, sondern daſs die Vorstellung stets die Empfindungsreproduktion plus jenem Komplex von weiteren Phänomenen darstellt, der auch im Original die Empfindung erst zur Wahrnehmung machte. Das gilt vor allem für die Gesichtsreproduktionen, denn unsere Gesichtseindrücke sind so ziemlich alle „dingbildend", d. h. fast alle sind sie eng verflochten mit anderen Erlebnissen, sodaſs wir sie stets nur als Teil eines Ganzen auffassen. Kann ich einen Ton noch in relativer Isoliertheit aufnehmen (daſs sie nicht absolut sein kann, haben wir bereits dargetan), so ist das fast ganz unmöglich bei Gesichtseindrücken, die wir fast stets als Teile einer gröſseren Wahrnehmung auffassen. Das Grün eines Baumes erleben wir in der Regel nicht als grünen Farbenfleck, das Blau des Himmels nicht als bloſsen Farbenton, sondern fast immer erleben wir „Baum" oder „Himmel". So ists auch in der Reproduktion. Wie wir dort „Dinge" sehen, so reproduzieren wir auch „Dinge", und diese „Dingreproduktion" enthält stets mehr als die bloſse Empfindungsreproduktion. Auſserdem ist das, was wir oben *Form* nannten, die *Gestaltqualität*, ja an sich bereits ein höchst kompliziertes Phänomen, das neben dem bloſsen Empfindungsinhalt auch dessen räumliche Anordnung, seine Heraushebung aus gröſseren Reizkomplexen, die zu gleicher Zeit gegeben sind, mitenthält. So kommen wir für unsere visuelle Vorstellungsfähigkeit zu dem Schlusse, daſs es zwar möglich ist, Reproduktionen von Gesichtsempfindungen zu bilden, daſs sie auch im Seelenleben vieler Menschen offenbar eine groſse Rolle spielen, daſs sie aber „rein" fast niemals vorkommen. Denn auſser den motorischen Unterstützungs- und Ersatzphänomenen, die wir nachweisen konnten, kommen zu den eigentlichen Empfindungsreproduktionen eine Menge andersartiger Faktoren: Gefühle, begriffliche Elemente etc. hinzu, die die *Empfindungs*reproduktion zur *Wahrnehmungs*reproduktion ergänzen. Und dabei zeigt es sich, daſs die eigentlichen, direkten Sinnesinhalte, die Farben, verhältnismäſsig schlecht reproduziert werden, daſs es vor allem die abstrakteren und oft stark umgebildeten „Gestaltqualitäten"

sind, die reproduziert werden, die aber ihrerseits keineswegs als reine Empfindungen angesprochen werden können.

Jedenfalls ist auch die Definition der visuellen Vorstellung als *Reproduktion visueller Empfindungen* durchaus abzulehnen; die Empfindungsreproduktion bildet nur einen Teil des Komplexes, als der sich uns die „Vorstellung“ ergab. Wie wenig überhaupt von Reproduktion die Rede sein kann, wird die nun folgende genauere Vergleichung von Wahrnehmung und Vorstellung zeigen.

9. Die ältere Psychologie nahm zwischen Wahrnehmung und ihren Reproduktionen einen bloſsen Unterschied der Intensität an. Daſs das falsch ist, kann schon die einfache Erwägung lehren, daſs dann immerfort Verwechslungen von Vorstellungen mit leisen Empfindungen gleichen Inhalts vorkommen müſsten.

Die neueren Psychologen haben daher meist die Annahme, es bestünde nur ein Intensitätsunterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, fallen gelassen. Indessen scheinen mir die qualitativen Unterschiede, die man zugibt, nicht genügend festgelegt, soweit ich sehe.

Festgestellt hatten wir bisher eine, wenigstens bei manchen Individuen auftretende Verblassung der Farben, während eine gewisse Konstanz der Gestaltqualität, der Formen, als gewöhnlicher angesehen wurde. Doch hängt das mit der teleologischen Richtung des Denkens zusammen, ist nicht eine Eigenheit aller Vorstellungen an sich.

Als besonderes Merkmal der Vorstellungen findet man in der Regel ihre mangelnde Lokalisierung im Raum im Vergleich zu den ganz bestimmt lokalisierten Wahrnehmungen angegeben. Das ist fraglos sehr wichtig. Zwar kann man sich dazu anlernen, seine Vorstellungen auf eine Wand oder ein Stück Papier hinzusehen[1], doch ist diese willkürliche Lokalisation etwas anderes als die der Wahrnehmungen, und wir kommen auf keinen Fall in die Lage, solche willkürlich irgendwo hingesehenen Vorstellungen mit Wahrnehmungen zu verwechseln.

---

[1] Man vgl. dazu die Bemerkungen Galtons: „Inquiry“ Ed. Dent. S. 69.

Das geschieht selbst nicht in solchen pathologischen Fällen, die Störring „Pseudohalluzinationen“ nennt, d. h. zentral erregten Phänomenen, die dieselbe Intensität wie die Wahrnehmungen haben, ja die sogar vor dem Individuum stehen und doch sich nicht einordnen in den Raum, und die zugleich jenen Charakter der Objektivität entbehren, der mit dieser Einordnung zusammenhängt Das unterscheidet sie auch zugleich von den wirklichen Halluzinationen, die dem Halluzinierenden völlig eingeordnet scheinen in den übrigen Raum. Es fehlt also, wie Störring[1] sehr gut ausgeführt hat, jene konstante Abhängigkeit der Inhalte von den Bewegungen des Sinnesorgans und des Gesamtkörpers, die dem Individuum durch Erfahrung bekannt geworden ist und deren Folge jener „Objektivitätscharakter“ ist, der die Wahrnehmungen charakterisiert und seinerseits von uns als Gefühl oder Stellungnahme gekennzeichnet werden mufs. Bei der wirklichen Halluzination dagegen tritt dieses Objektivitätsgefühl in der Tat ein, sie erscheinen in den Raum eingeordnet. Aus diesem Grunde können wir eben die wirklichen Halluzinationen nicht als blofse pathologische Steigerungen von Vorstellungen ansehen, sondern wir müssen unbedingt ein peripheres Moment dabei annehmen, während wir bei den Pseudohalluzinationen eine zentrifugale Theorie gelten lassen können. In diesem Sinne wäre die Halluzination eine besonders gesteigerte Illusion, ev. eine jener Ersatzillusionen, wie wir sie beim normalen Menschen beschrieben haben, nur dafs das erregende äufsere Objekt hier ganz besonders inadäquat ist. So ist es besonders bei Geruchs-, Geschmacks- und Getasthalluzinationen, wo die Leute übelste Gerüche oder Geschmäcke verspüren, für die ein äufserer adäquater Grund fehlt; hier ist ohne Zweifel eine falsche gesteigerte Ausdeutung solcher Reize vorliegend, wie wir sie oben besprochen haben, und die Gefühle spielen dabei eine Hauptrolle, wie denn auch solche Phänomene besonders auftreten bei Krankheiten mit Gemütserregungen. Da, wo keinerlei äufsere Reizung festzustellen ist, gelingt es doch zuweilen, einen Defekt im äufseren Sinnesorgan nachzuweisen. Einige von Uhthoff[2] mitgeteilte Fälle zeigen das sehr deutlich. So hatte ein Kranker schon vor seiner Erkrankung in einem Auge einen Gesichtsfelddefekt konstatiert, später wurde dieser Defekt der Ausgangspunkt für eine einseitige Gesichtshalluzination. Von solchen peripheren Defekten hängen dann die Objektivitätsgefühle ab.

Jedenfalls können wir als Unterschied der Wahrnehmungen von den Vorstellungen, ebenso wie als Unterschied der Illusion und (peripher bedingten) Halluzinationen von den zentrifugalen Pseudohalluzinationen jenes Objektivitätsgefühl annehmen, das durch einen peripheren oder äufseren Grund bedingt ist.

---

[1] Störring: Vorl. über Psychopathol. S. 50 f.

[2] Uhthoff: Beiträge zu den Gesichtstäuschungen bei Erkrankungen des Sehorgans. *Monatschr. f. Psychiatrie und Neurol.* 1899.

Aufser der mangelnden räumlichen Lokalisation ist als wesentlicher Unterschied der Vorstellung von der Wahrnehmung auch die zeitliche Qualität in Betracht zu ziehen. Kein Mensch, auch nicht der am besten imaginativ begabte, ist imstande, sich die visuelle Vorstellung eines Gegenstandes so andauernd vor die Seele zu zaubern, als das bei der Wahrnehmung jedem möglich ist, sobald man dem Objekt gegenübersteht. Der aktualistische Charakter der psychischen Phänomene tritt bei den Vorstellungen viel deutlicher heraus als bei den Wahrnehmungen, wo die Kontinuierlichkeit des Reizes es oft vergessen läfst, dafs auch das Wahrnehmen ein zeitlich verlaufendes Geschehen ist.

Es ist denn auch nicht möglich, die Vorstellung genau bildmäfsig festzuhalten, sondern, wenn wir das wollen, müssen wir beständig wechseln mit der „Fokalisierung", müssen das Ruhen des Objektes in ein Geschehen auflösen, müssen Details durchlaufen, von denen wir rückkehrend wieder die Gesamtheit umspannen können. Gewifs ist das bei der Wahrnehmung ähnlich, auch hier gibt es kein Ruhen, sondern, falls nicht völlige Abstumpfung eintreten soll, mufs man einen beständigen Wechsel der Apperzeption vornehmen. Doch ist das Tempo bei den Vorstellungen ein anderes, und wir könnten sagen, dafs der zeitliche Unterschied zwischen Vorstellung und Wahrnehmung eben in einem bedeutend rascheren Verlauf der ersteren besteht, zumal auch bei wechselnder Apperzeption der gleichbleibende Gesamtreiz in der Wahrnehmung stets das Gefühl des Dauerns aufrecht hält. Daher rührt es ferner, dafs Vorstellungen nicht deutlicher werden, wenn wir versuchen, sie festzuhalten. Im Gegenteil, das erste Auftauchen einer Vorstellung ist in der Regel der deutlichste Moment derselben, wenn nicht das obenbeschriebene diskursive Durchlaufen von Details mit Rückkehr zur Gesamtvorstellung eintritt.

Jedenfalls dürfen wir in dem Unterschied der zeitlichen Eigenschaften, in dem viel rascheren Tempo, eines der wichtigsten Charakteristika der Vorstellung erblicken, was ja auch besonders im Traumleben und in pathologischen Rauschzuständen deutlich hervortritt.[1]

[1] Vgl. Müller-Freienfels: Über Erregungs- und Rauschzustände *Zeitschr. f. Psychol.* 56.

Ein weiterer und, wie mir scheint, ebenfalls fundamentaler Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung ist der, dafs letztere immer schematisiert und typisiert ist. Wenn wir von Reproduktion im wirklichen Sinne reden, so meinen wir ein Neuauflebenlassen einer ganz bestimmten Wahrnehmung. Wir reden von Reproduktion oder Bild einer Landschaft, wenn eine ganz bestimmte Ansicht reproduziert wird. Bilde ich aber solche „Vorstellungen“ wie Stadt, Landschaft etc., so kann man den anschaulichen Inhalt derselben nur sehr selten als wirkliche Reproduktion einer Einzelwahrnehmung ansehen, sondern meist handelt es sich um völlig umgestaltete Gebilde, die gewifs ursprünglich auf Wahrnehmungen zurückgehen, die aber keineswegs qualitativ damit gleich sind. Die allerwenigsten unserer Vorstellungen sind Reproduktionen im Sinne einer Kopie, die meisten sind nur ganz ungefähre Umrifsandeutungen. — Schon unsere Wahrnehmungen sind ja Typisierungen und Schematisierungen. Wir „sehen“ die Menschen und Landschaften, mit denen uns das Leben in Berührung bringt, in der Regel gar nicht als Momentimpressionen, sondern bereits die Wahrnehmung fafst eine Menge von Momenten zusammen. In viel höherem Grade ist das der Fall bei Vorstellungen. Noch weniger als eine Momentphotographie den wirklichen Inhalt einer Wahrnehmung wiedergibt, noch weniger gibt sie den Inhalt einer Vorstellung wieder. Bei dieser geht der Schematisierungsprozefs, der sich schon in der Wahrnehmung geltend gemacht hat, noch weiter. Schliefslich bleibt in der Regel ein psychischer Ersatz, bei dem von Ähnlichkeit mit dem Original, von „Reproduktion“ desselben, kaum mehr die Rede sein kann.

Ich möchte dabei noch ein paar Worte über die Begriffe: Bild, Ähnlichkeit, Reproduktion sagen. Wir reden in der Tat oft von „Bild“, wo eine Ähnlichkeit überhaupt kaum vorhanden ist, und jedenfalls ist der Übergang von Reproduktion zu entfernterer Ähnlichkeit und völlig heterogenem Symbol ganz allmählich. Verfolgen wir das zunächst bei den gewöhnlichen äufseren Abbildungen.

Man nehme eine gute Karikatur, wobei wir natürlich ganz absehen von der komischen Wirkung; um ein möglichst grelles Beispiel zu wählen, erinnere ich an die bekannte Dar-

stellung von Wilhelm Busch: Napoleon bei Austerlitz und Waterloo, wo durch ein paar genial-einfache Striche nicht nur sofortiges Erkennen ermöglicht ist, sondern auch tieferliegende Stimmungen wiedergegeben sind. Wird man trotzdem hier von Ähnlichkeit reden können? Jedenfalls darf man es nur noch in sehr weiter Fassung des Begriffes. Gehen wir aber noch weiter, sehen wir ein Bismarck*bild* des Kladderadatsch etwa von hinten, wo wirklich nur noch die drei Haare kennzeichnend bleiben, so verschwindet völlig die „Ähnlichkeit", und das bloſse Symbol bleibt, das heiſst ein gänzlich andersartiger Ersatz, der nur gleichen Kurswert hat. Wir haben diesen Übergang von Bild zu Symbol ja auch historisch in der Entwicklung der Schrift, etwa dem Übergang der Hieroglyphenzeichen, die zunächst Bilder waren und Ähnlichkeit, d. h. gleiche Gestaltqualität, hatten, zu Zeichen, die zuletzt jede Ähnlichkeit einbüſsten und doch als ein Ersatz angenommen wurden. Es kommt also bei einer Definition eines Bildes nicht sowohl auf eine wirkliche Ähnlichkeit an (wir haben ja auch ganz frei erfundene „*Bilder*", Götter„bilder" usw.), nein auch die Ähnlichkeit ist bloſs eine der Wirkungsgleichheiten, der funktionellen Gemeinsamkeiten, die das tiefste Wesen des Bildes und des Symboles sind.

Wir werden nun darzutun haben, daſs die Vorstellungen in den meisten Fällen kaum mehr als Bilder, wenn dazu eine Ähnlichkeit gehört, angesehen werden können, sondern es handelt sich fast immer, wenn auch nicht in allen Fällen, um einen symbolhaften Ersatz, der mit der Empfindung nicht das Wesen oder auch nur einen Teil der Qualitäten, sondern nur die Wirkung gemein hat. Die Möglichkeit, daſs eine Vorstellung für eine Empfindung eintreten kann, ist also eine rein funktionelle.

Das gilt ganz besonders von „Allgemeinvorstellungen" etc., über die ich später ausführlich reden werde. Aber auch schon bei unseren sogenannten *Individualvorstellungen* handelt es sich meist gar nicht um wirkliche Einzelreproduktionen, sondern um ganz verschwommenen Ersatz, um ein Symbol. Stelle ich mir irgend etwas vor, einen Menschen, eine Stadt, so taucht in mir oft ein zufälliger Einzelaspekt auf, der in Bezug

zu dem Ganzen, das ich damit „meine“, nur rein symbolischen Wert hat.

Jedenfalls ist eins sicher: wenn man unter Reproduktion die exakte Erneuerung oder Wiederholung versteht, so sind die allerwenigsten unserer „Vorstellungen“ Reproduktionen, sondern meist sind es nur ungefähr ähnliche, schematisierte Symbole, die gleichen Kurswert haben.

10. Ich gehe nun noch einen Schritt weiter und weise auf etwas hin, was bisher, wie mir scheint, wenig Beachtung gefunden hat. Vieles nämlich von dem, was wir für Reproduktionen, Erinnerungsbilder halten, stellt sich in Wirklichkeit als Phantasieschöpfung dar. Das ist bei gröfseren Erlebniskomplexen ja bekannt, es gilt aber auch für die einzelne Vorstellung. Gewifs sind alle Phantasieschöpfungen auf ursprüngliche reproduktive Elemente zurückzuführen, in der Gesamtheit sind sie etwas ganz Neues. Der Unterschied ist oft schwer zu machen. Goethe bemerkt, dafs wir bei frühesten Kindheitserlebnissen nicht wüfsten, ob sie uns von anderen erzählt oder von uns selbst erinnert werden. Im ersten Fall hätten wir es mit Phantasie-, im zweiten mit Reproduktionserlebnissen zu tun. Es gilt aber auch von allen anderen, dafs es sehr zweifelhaft ist, ob wir etwas vorstellen können, weil wir etwas wissen, oder ob wir etwas wissen, weil wir es uns vorstellen. Die Assoziationspsychologie hat nur mit dem zweiten Fall gerechnet. Alles „Wissen“ ist ihr ein Haben von Reproduktionen. Dafs das falsch ist, liegt auf der Hand. Ich weifs unendlich viele Dinge, wovon ich nicht die geringste „Reproduktion“ habe. Ich weifs, dafs ein Siebzehneck 17 Seiten hat, ich kann es aber nicht „reproduzieren“. Ich kann tausenderlei Aussagen über Goethe machen, obwohl von einer anschaulich-reproduktiven Grundlage (auch einer sekundären aus Bildern) gar keine Rede sein kann. Wohl aber kann ich mir für viele diese Dinge nachträglich, wenn ich will, ein Phantasiebild ausmalen, das aber keineswegs der Inhalt oder die Grundlage jenes abstrakten Wissens ist, sondern nur eine sekundäre Illustration. Wir kommen später darauf zurück; wir konstatieren hier nur, dafs wir von vielen Dingen ein abstraktes Wissen haben, von dem aus wir anschauliche

Phantasiebilder konstruieren, die aber dann auf keinen Fall als Reproduktionen angesprochen werden können.

Am deutlichsten tritt hervor, daſs wir völlig freie Phantasieschöpfungen einsetzen, während wir Reproduktionen vermuten sollten, dort, wo man die Ergebnisse von Aussageexperimenten prüft. Zunächst zeigt sich dabei, wie lächerlich gering die Zahl wirklicher Reproduktionen bei den meisten Menschen ist, selbst dann, wenn sie einen Raum beschreiben sollen, durch den sie täglich gehen, wenn sie Bilder beschreiben sollen, über die täglich ihr Blick schweift. Läſst man die Aussagen niederschreiben, so ist die erste Tatsache, die erschreckend in die Augen springt, die, daſs eine wirkliche Reproduktion oder einigermaſsen getreues Bild, bei fast keinem vorhanden ist, daſs die meisten nur völlig schematisierte, äuſserst lückenhafte „Reproduktionen“ bilden, die man als Bild oder Reproduktion im eigentlichen Sinne überhaupt nicht, höchstens etwa als Plan oder Karte ansehen kann. So vermochten (um bei einem Versuche zu bleiben, bei dem ich selbst nebst anderen Versuchsperson war) von einem Raume, den alle Versuchspersonen vor kurzem, viele schon sehr oft durchschritten hatten, bloſs ganz wenige die Zahl der Fenster, der Statuen, der Bilder auch nur annähernd richtig anzugeben. Für uns hier noch wichtiger ist die zweite, ebenfalls unabweisliche Tatsache, daſs diese Aussagen überhaupt sich nur zum geringen Teil auf Reproduktionen gründen, sondern daſs die schöpferische Phantasie und das konstruierende Denken eine einschneidende Rolle spielen. Die zur Beschreibung jenes Raumes aufgeforderten Personen blieben eben nicht bei der Erinnerung, sondern konstruierten ein oft völlig heterogenes Phantasiebild, indem sie Dinge erwähnten, die nie in jenem Raume sich befunden hatten, und vor allem solche gesehen zu haben behaupteten, die der Versuchsleiter nur, um eine Falle zu stellen, suggerierend in Fragen genannt hatte. Alle diese Dinge führen mich zu der Annahme, daſs unser Geist viel mehr mit Phantasiebildern als mit wirklichen Reproduktionen operiert, daſs die sogenannten Reproduktionen nicht etwa bloſs nach den Assoziationsgesetzen auftauchende Erinnerungsbilder sind, sondern daſs unser Denken, sofern es überhaupt mit Reproduktionen arbeitet, diese nach Bedürfnis selber teleologisch ausgestaltet.

Worin dieses eigentliche Denken, das etwas völlig anderes ist als der Assoziationsmechanismus der älteren Psychologie, besteht, wird später untersucht werden. Hier stellen wir nur die Tatsache fest, dafs das anschauliche Material dieses Denkens nicht nur getreue Reproduktionen, sondern teleologische Umformungen und Umbildungen sind, die oft gar keine Ähnlichkeit haben mit dem Original, und die nur darum uns nicht völlig in die Irre führen, weil eine getreue Abbildung der Aufsenwelt verhältnismäfsig nur selten von zwingendem Werte für uns ist. Aber selbst da, wo es sich um wirkliche Nachbildung handelt, läfst unser Geist nicht einfach, wie es die ältere Psychologie will, die latent vorhandenen, fertig vorliegenden Erinnerungsbilder aufleben, nein auch diese werden oft erst ganz frei aus allerlei beliebigem Erinnerungsmaterial neu geschaffen, so dafs man sagen könnte: ein Erinnerungsbild ist meist ein Phantasiebild, das nur im Hinblick auf ein früheres Erlebnis hin konstruiert wurde. Man kann das durch ganz einfache Experimente erproben: man fordere nur ein paar Leute auf, etwa die grofsen Buchstaben des gothischen Druckalphabetes zu zeichnen oder genau zu beschreiben. Man wird sehen, dafs nur die wenigsten fähig sind, hier wirkliche Reproduktionen zu bilden, meist lassen sie Phantasiekonstruktionen an deren Stelle treten.

Die Tätigkeit des umformenden Denkens an Stelle des blofs wiederauflebenlassenden Reproduzierens der alten Psychologie tritt ganz besonders deutlich hervor, wenn man die Allgemeinvorstellungen ins Auge fafst, wo ganze Gattungen „reproduziert“ werden sollen. Dafs es sich hier nicht um Reproduktionen, sondern im besten Fall um anschauliche Konstruktionen handelt, liegt auf der Hand und bedarf kaum einer eingehenden Diskussion. Wir kommen später bei der Psychologie der Begriffe darauf zurück.

In neuerer Zeit hat man denn auch in den der Assoziationspsychologie angehörigen Kreisen lebhaft die Schwäche der Lehre von der Reproduktion empfunden und hat das „Verschwommenheitsphänomen“ genauer untersucht, womit man die Tatsache meint, dafs in vielen Fällen eben keinerlei Reproduktion, sondern nur ein vages Schema in der Vorstellung auflebt.[1] Man hat in oft sehr geistreicher Weise durch die „ver-

[1] M. Brod und F. Welsch: Anschauung und Begriff. 1913.

schwommenen“ Vorstellungen das allgemeine Erinnerungsbild, für das man das Symbol (a + x) eingeführt hat, ebenso wie die Begriffe zu erklären gesucht. Gewifs vermeidet man durch diese Theorie einige Fehler der alten Assoziationspsychologie, kommt aber doch nicht so weit von ihr ab, dafs man alle Schwierigkeiten loswürde. Es wird zwar der Tatsache Rechnung getragen, dafs wir oft nur ganz verschwommene Erinnerungsbilder haben, es wird aber nicht der ganz symbolische Ersatz erklärt, der oft für die adäquate Anschauung durch völlig heterogenes Material eintritt. Brod und Welsch wollen statt des von vielen geforderten unanschaulichen Denkens und der unanschaulichen Inhalte insofern einen Kompromifs mit der alten Psychologie herbeiführen, als sie die „Unanschaulichkeit“ als eine Fortbildung und Modifizierung des Anschaulichen zu erweisen suchen.[1] Nicht mit Erfolg, wie uns scheint. Man mufs, um das Wesen der Allgemeinvorstellungen, der Begriffe und des Denkens zu erklären, die anschaulichen Vorstellungen überhaupt als sekundär ansehen, da sie rein symbolischen Wert haben oder überhaupt fehlen können und oft wirklich fehlen. Auch hier also werden wir dahin geführt, dafs in den Vorstellungen das reproduzierte Element nicht das Wesentliche ist, sondern dafs wir unanschauliche Elemente des Geistes anzunehmen haben, Einstellungen, die selbst ein heterogenes reproduktives Element erwecken können und doch richtig funktionieren. Auf keinen Fall ist das Wesen der typisierten und schematischen Vorstellung (ebenso wie das des Begriffs) aus der Reproduktion zu erklären. Das Verblassen genügt nicht, es kommt ein positives nichtreproduktives Plus hinzu.

11. Nun hat sich die Assoziationspsychologie, die alles Denken aus Reproduktionen erklärt, noch ein Hintertürchen gelassen, wodurch sie immer entschlüpfen kann, wenn man sie ergreifen will. Denn schliefslich lag es so deutlich zutage, dafs die Reproduktionen sich nicht überall nachweisen lassen, wo sie die alte Psychologie als dii ex machina einführt, dafs man auf einen Ausweg sinnen mufste. Man fand ihn, indem man die Theorie der unbewufsten oder latenten Vorstellungen ins Leben rief. Überall dort nämlich, wo die einfachste Selbstbeobachtung ergab, dafs Reproduktionen nicht im Spiel waren, wo aber die Assoziationspsychologie doch ihrem Prinzip getreu Reproduktionen zur Erklärung brauchte, überall da sagte sie: Hier sind eben die Reproduktionen unbewufst oder latent. Man braucht diesen Begriff vor allem, um jene Lücken im Vorstellungsverlauf zu verstopfen, wo sich die „Gesetze“ der Berührungs- und Ähnlichkeitsasso-

[1] S. 90.

ziation nicht als ausreichend erweisen, was sehr oft der Fall ist. Indessen wird auch bei anderen Gelegenheiten diese bequeme Hypothese angerufen, so z. B. um die „Allgemeinvorstellung“ und den „Begriff“ zu erklären, bei denen eben jene latenten Vorstellungen wirksam sein sollen. Obwohl wir eigentlich damit etwas voraufgreifen, wollen wir hier die in dieser Hypothese liegenden Schwierigkeiten darlegen, um nicht immer darauf zurückkommen zu müssen.

Der Begriff „unbewufste Vorstellung“ ist an sich schon so gefährlich, dafs er von vielen Forschern bereits als eine Contradictio in adjecto bezeichnet wurde. Denn da man in der Regel für die Vorstellung ihre Bewufstheit als konstituierendes Merkmal annimmt, so ist jene Zusammenstellung mindestens bedenklich. Nun suchen die Vertreter dieser Anschauung, z. B. Ebbinghaus[1], diesen Einwurf als eine „vexatorische Behauptung“, eine „rein terminologische Schwierigkeit“ zurückzuweisen. Wir wollen uns darum nicht an der Bezeichnung stofsen, obwohl sie an sich gar nicht so nebensächlich ist, und direkt zur Kritik der Sache selber gehen. Hier freilich zeigen sich ebenfalls sehr grofse Schwierigkeiten, und die Parteigänger jener Lehre sind keineswegs einig untereinander.

Ich beginne mit Th. Ziehen, der wie überall der konsequenteste Vertreter der Assoziationspsychologie ist. Für ihn ist die unbewufste oder, wie er meistens sagt, die „latente“ Vorstellung identisch mit der bewufsten, abgesehen eben von ihrem Bewufstwerden. Er lehnt zunächst die Anschauung, als bliebe irgend ein unbestimmtes, psychisches Etwas in einer Hirnganglinienzelle zurück, ganz entschieden ab und fährt dann wörtlich fort:

„Vielmehr bleibt von einer sensiblen oder sensorischen Erregung R_c, welcher eine Empfindung entspricht, gar nichts Psychisches zurück, sondern nur eine dauernde materielle Veränderung, welche wir als R_l oder auch im Gegensatz zu der Empfindungserregung R_c als latente Vorstellungserregung bezeichnen wollen. Diesem R_l, dieser zurückbleibenden materiellen Spur, entspricht überhaupt nichts Psychisches. Dieses R_l können wir uns am einfachsten als eine bestimmte Anordnung in bestimmter Weise zusammengesetzter Moleküle der Ganglienzellen denken, also als eine latente Diposition“. Um nun das

[1] Ebbinghaus: Grundzüge der Psychologie, S. 56.

Verhältnis der vollbewufsten Vorstellung zur latenten zu illustrieren, braucht Ziehen das folgende hübsche Bild: „Denken Sie an die Sterne, Räder, Namenszüge und andere Figuren aus Gasröhren, wie Sie dieselben bei Illuminationen sehen. Unangezündet gleichen sie den sog. latenten Erinnerungsbildern; Form und alles andere ist schon als Disposition vorhanden. Aber irgendein Funke mufs erst das aus zahllosen Löchern der Röhren hervorströmende Gas entzünden, damit die latente Form als leuchtende Wirklichkeit erscheint. Ich kann diesen Tatbestand nicht eindringlich genug betonen: der vom Reiz ausgelösten materiellen Rindenerregung entspricht psychisch die Empfindung, dem Residuum dieser Empfindung entspricht nichts. Die Bezeichnung „latentes Erinnerungsbild" ist sehr bequem, enthält aber einen Widerspruch. Erst eine neue ähnliche Empfindung oder die Ideenassoziation können das Residuum der materiellen Erregung so verändern, dafs zu demselben wieder ein psychischer Parallelvorgang, das bewufste Erinnerungsbild oder die Vorstellung hinzutritt."

Soweit Ziehen.[1] Abgesehen vom Bewufstseinsvorgang sind ihm also die latenten Erinnerungsbilder qualitativ völlig übereinstimmend mit der Vorstellung, und in der Tat führt er auch wieder Platons berühmten Vergleich aus dem Theätet an, der die bewufste Vorstellung einer Taube, die man in der Hand hält, vergleicht, die unbewufste Vorstellung dagegen einer Taube, die man im Taubenschlag hat, aber erst haschen mufs. Abgesehen vom Bewufstsein sollen also die Erinnerungsbilder etwas Fertigpräpariertes sein, das nur bewufst zu werden braucht.

Im übrigen ist Ziehen nicht sehr konsequent in der Verwendung dieser „unbewufsten, latenten Vorstellungen", denn, um sie als psychisch wirksam erscheinen zu lassen, mufs er sie doch bewufst werden lassen; da dem aber andererseits die Selbstbeobachtung widerspricht, die durchaus nicht überall, wo Ziehen seinen Hilfsbegriff verwendet, solche bewufste Erinnerungsbilder vorfindet, so versucht es Ziehen mit einem Trick: er läfst die unbewufsten Vorstellungen halbbewufst werden, er spricht von Mitschwingen der latenten Vorstellungen etc., verwickelt sich aber natürlich in noch gröfsere Schwierigkeiten dadurch. Das geschieht z. B. bei seiner Theorie der Allgemeinvorstellungen. Hier lehrt uns die Selbstbeobachtung, dafs wir für die Gesamtheit der Objekte der „Allgemeinvor-

[1] Ziehen: Leitf. der physiol. Psychol., S. 137 f.

stellung" *Pflanze* ein adäquates Erinnerungsbild nicht bilden können. Hier führt Ziehen seine latenten Erinnerungen ins Feld, mufs sie aber auch psychisch werden lassen, denn die Selbstbeobachtung lehrt uns, dafs der motorisch-akustische Wortvorgang allein den Begriff nicht ausmacht, dafs noch andere Bewufstseinsphänomene zum Wortverständnis hinzukommen müssen. Ziehen[1] erklärt dieses nun folgendermafsen:

„Wenn der Begriff Pflanze in uns auftaucht, so tauchen erstens die Sprachkomponenten des Wortes „Pflanze" auf, und zweitens geraten dabei die zahllosen Partialvorstellungen aller einzelnen Pflanzen in leise Miterregung, sie „schwingen mit", wie man es häufig auch bezeichnet hat. Auch für die allgemeineren konkreten Begriffe existiert also jene vermeintliche Einfachheit nicht, im Gegenteil: je allgemeiner ein konkreter Begriff ist, um so komplexer ist er, um so mehr lose assoziativ verknüpfte Einzelvorstellungen schwingen beim Auftauchen desselben mit, und eine scheinbare Einheit wird nur durch die allen diesen Einzelvorstellungen assoziierte Wortvorstellung gegeben. Daher kommt es, dafs, wenn Sie „Pflanze" denken und vom Worte absehend, den Inhalt des Begriffes schärfer fixieren wollen, Ihnen sofort bestimmte einzelne Pflanzen oder Pflanzenteile undeutlich vor Augen treten. Das sind eben jene mitschwingenden Einzelvorstellungen, und zwar vor allem diejenigen, welche Ihnen am häufigsten begegnet sind und welche daher am stärksten mitschwingen."

In welche Widersprüche gerät man mit dieser Theorie! Auf der einen Seite besteht die Theorie der „zahllosen Partialvorstellungen", welche „mitschwingen", andererseits haben wir die Erfahrung einzelner leidlich bestimmter Bilder, die übrigens meist Phantasie-, nicht Erinnerungsvorstellungen sind. Nun sollen diese einzelnen bewufsten Vorstellungen, nach Ziehens Worten, die zahllosen latenten Vorstellungen wirklich *sein*, nicht etwa blofs symbolisch *repräsentieren!* Man sieht, in welche Widersprüche diese Theorie auf ihrer Suche nach einer reproduktiven Erklärung der Begriffe gerät, für die es eben keinen adäquaten reproduktiven, sondern nur einen symbolischen reproduktiven Bewufstseinsinhalt gibt.

Hier gilt es vor allem die Meinung zu widerlegen, dafs für die Vorstellungen eine völlig fertige, nur vom Bewufstsein zu überleuchtende physiologische Grundlage stets vorhanden sei. Und zwar finden wir einen unerwarteten Helfer in einem

[1] Ziehen: a. a. O. S. 145.

anderen Assoziationspsychologen, in Ebbinghaus, der die Unmöglichkeit jener Ansicht ausführlich dartut.

Wir können dabei ganz absehen von den metaphysisch-erkenntnistheoretischen Gründen, die Ebbinghaus ins Feld führt; diese kann man annehmen oder nicht, zu beweisen ist da wenig. Halten wir uns daher an die rein psychologischen Erwägungen, die er anstellt, um die Annahme zu widerlegen, dafs, abgesehen von der Bewufstheit, die bewufsten Vorstellungen den unbewufsten völlig glichen. „Sind nun bewufste Vorstellungen inhaltlich und wesentlich dasselbe wie unbewufste und von diesen nur durch eine besondere Energie oder Lebhaftigkeit unterschieden, so müssen konsequenterweise auch die den beiden Arten entsprechenden nervösen Prozesse im grofsen und ganzen als dieselben gedacht werden und können sich nur etwa durch verschiedene Intensitätsgrade voneinander unterscheiden. Das ist nun aber andererseits wieder völlig unmöglich. Die bewufsten Vorstellungen sollen unter Umständen übergehen in unbewufste, als solche mehr oder weniger lange fortexistieren und dann gelegentlich wieder ins Bewufstsein zurückkehren. Die nervösen Prozesse aber zeigen nichts diesem Verhalten Entsprechendes. Sie kommen und vergehen, und wenn sie nach kurzer Dauer abgeklungen sind, ist es vorbei und aus mit ihnen; sie beharren nicht beliebig lange Zeit, wenn auch in abgeschwächter Stärke. Ja selbst wenn sie an sich eine solche Beharrungstendenz hätten, sie kämen kaum je dazu, von ihr Gebrauch zu machen. Die gegenwärtig im Dienst einer bestimmten Vorstellung funktionierenden Partien des Nervensystems werden unmittelbar nachher zu dem Dienst einer anderen Vorstellung in Anspruch genommen. Wie sollten sie es möglich machen, gleichzeitig noch ähnlich so weiter zu funktionieren, wie es der Inhalt jener ersten Vorstellung erforderte. Natürlich hinterbleiben irgendwelche Nachwirkungen von den vorangehenden Funktionen, da ja die Resultate später kommender Erregungen durch vorangegangene Erfahrungen aufs mannigfachste modifiziert werden. Aber was sich mit völliger Bestimmtheit behaupten läfst, ist, dafs diese Nachwirkungen den Prozessen, von denen sie hinterblieben sind, in gar keiner nennenswerten Weise gleichen, dafs sie namentlich nicht etwa blofs abgeschwächte Formen jener Prozesse selbst sein können. Ein neuer Strick, zum Verschnüren eines Koffers benutzt, ist steif und verknotet sich schwer; hat er diesem Zweck erst mehrere Male gedient, so handhabt er sich allmählich immer besser und bequemer. Von dem Gebrauch des Strickes hinterbleiben also zweifellos gewisse Veränderungen, die eben diese seine bestimmte Verwendung mehr und mehr erleichtern, aber sie bestehen doch natürlich nicht in einer Fortdauer des Verknotetseins in abgeschwächter Form, in kleineren oder minder festen Knötchen etwa, sondern in Strukturveränderungen, die mit Knoten gar keine Ähnlichkeit haben. Sie machen den Strick nachgiebiger gegen neue Verknotungen, aber sie hindern nicht im mindesten, dafs er inzwischen zu etwas ganz anderem

benutzt und z. B. straff ausgespannt werde. Ähnlich mufs es sich mit den Nachwirkungen jener nervösen Prozesse verhalten, die bei dem Vorhandensein einer bewufsten Vorstellung ablaufen. Sie bestehen in Strukturänderungen der funktionierenden Partien, aber nicht in abgeschwächten Intensitätsgraden jener Prozesse; in Änderungen, die mit den funktionellen Vorgängen selbst zuerst als Wirkungen und dann wieder als Ursachen zusammenhängen, von denen aber gar nicht zu sagen ist, wie sie diesen Vorgängen ähnlich sehen können. Ist dem nun aber so, so können auch die nach dem Schwinden und vor dem Auftreten bewufster Vorstellungen irgendwie freilich zu fordernden unbewufsten Modifikationen dieser Gebilde gar keine Ähnlichkeit mit jenen haben."

Damit scheint uns die Theorie von den „leise mitschwingenden, latenten Vorstellungen" völlig widerlegt und zugleich auch die neben jener stehende, mit ihr verquickte andere, dafs überhaupt nichts Psychisches jenen Nachwirkungen entspräche, eine Anschauung, die ja z. B. für die Wahrnehmung, den Begriff etc. durch die Selbstbeobachtung widerlegt werden kann, in dem hier stets noch ein Plus zu dem Empfindungsinhalt oder dem akustisch-motorischen Wortprozefs hinzutritt.

Wir können also mit dem Resultate von Ebbinghaus bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen. Dieses lautet: „unbewufste Vorstellungen sind zwar nichts den bewufsten und uns bekannten Vorstellungen direkt Ähnliches, aber sie sind trotzdem als etwas Psychisches irgendwelcher Art anzunehmen".[1] Nur in einem Punkte, der allerdings uns nicht blofs eine terminologische Schwierigkeit zu sein scheint, gehen wir schroff ab von Ebbinghaus: nämlich in der Bezeichnung „unbewufste Vorstellungen". Wenn nämlich etwas Psychisches vorhanden ist, das den Vorstellungen völlig heterogen ist, dann ist es aufs schärfste abzulehnen, dafs der Ausdruck „Vorstellungen" beibehalten wird, der völlig irrige Anschauungen erwecken mufs. Wir nehmen Dispositionen an, die, wenn sie wirksam werden, auch ins Bewufstsein treten, aber als etwas ganz anderes denn als „Vorstellungen". Jenes Plus, was in den Wahrnehmungen und Begriffen zu den Empfindungen und Worten hinzukommt, geht zwar auf Nachwirkungen früherer Erlebnisse zurück, ist aber etwas völlig von den Vorstellungen, d. h. den reproduzierten Empfindungen, Verschiedenes. Ob

[1] Ebbinghaus: a. a. O. S. 60.

jene Dispositionen im unbewufsten Zustand als etwas „Psychisches“ zu bezeichnen sind, ob ihnen ein psychischer Beleiter zugeordnet werden mufs, das scheint uns hinauszugehen über die Entscheidungsmöglichkeit der Psychologie. Diese kann nur zweierlei feststellen: erstens, dafs die Erlebnisse Nachwirkungen hinterlassen, die in der Form von Dispositionen im Gehirn aufbewahrt bleiben, über deren Natur wir aber nichts wissen; zweitens aber können wir feststellen, dafs sie zuweilen im Bewufstsein sich geltend machen, bei Wahrnehmungen, Begriffen etc. als das zu dem sensorischen oder motorisch-akustischen Kern hinzukommende Plus. Und drittens können sie auch zu wirklichen Vorstellungen führen. Darum aber sind sie noch lange nicht identisch damit. Eine Disposition, die unter besonderen Umständen eine Vorstellung erzeugt, braucht darum dieser Vorstellung nicht wesensgleich zu sein. Aus einer Eichel kann unter Umständen ein Eichbaum werden, der Eichbaum ist bis zu einem gewissen Grade auch präformiert in der Eichel, darum aber sind noch lange nicht Eichel und Eichbaum identisch miteinander.

Wie wir diese Dispositionen und ihre Wirkungen im Bewufstsein zu fassen haben, wird später entwickelt werden. Hier kommt für uns zunächst das negative Resultat in Betracht: Völlig abzulehnen ist die Lehre, welche die in der Seele von Eindrücken bleibenden Nachwirkungen als „unbewufste Vorstellungen“ oder „latente Erinnerungsbilder“ definiert. Denn erstens ist ihre Identität mit den Vorstellungen in keiner Weise festzustellen, vielmehr erweisen sich die Wirkungen, wo sie ins Bewufstsein treten, als völlig heterogen von den Vorstellungen; zweitens aber enthält der Begriff „unbewufst“, der bald als „reinphysiologisch“, bald als „schwachbewufst“ gefafst wird, solche Widersprüche, dafs man a limine die Theorie von den „unbewufsten Vorstellungen“ als den das Denken ausmachenden und komplexierenden Faktoren ablehnen mufs. Damit ist aber natürlich nicht das Vorhandensein von Dispositionen, sondern nur ihr sensorisch-reproduktiver Charakter geleugnet.

12. Fassen wir nun zusammen, was sich in diesem Kapitel über das Wesen der Vorstellung ergeben hat: Zuerst haben wir da ein negatives Resultat, nämlich dafs Empfindungsreproduktionen, anschauliche Bilder der äufseren Eindrücke, welche die Vorstellungen der Assoziationspsychologie nach sein sollten, in diesem Sinne nur in ganz geringem Umfang sich finden. Hingegen enthalten weitaus die meisten „Vorstellungen" keinerlei Reproduktionen von Empfindungen. Das galt fast durchweg für die niederen Sinnesgebiete: Geruch, Geschmack und die Gebiete des Hautsinnes. Bei den höheren Sinnen lassen sich zwar Reproduktionen von Empfindungsinhalten in etwas gröfserer Anzahl und Ausdehnung nachweisen und jedenfalls sind sie hier nicht ganz so unbedeutend, wie auf dem Gebiet der niederen Sinne. Indessen wiesen wir auch hier nach, wie stark da Hilfs- und Ersatzphänomene mitspielen, und zugleich zeigte es sich, dafs auch dort, wo anschauliche Elemente nachzuweisen sind, diese keineswegs ohne weiteres als Reproduktionen angesprochen werden können, sondern dafs sie oft, obwohl sie für Reproduktionen vikarierend eintreten und letzten Endes über viele Umformungsstadien hinweg auch auf Reproduktionen zurückgehen, dennoch Phantasiegebilde und jedenfalls oft totale Umformungen sind: typisiert, schematisiert, in vielem umgeändert und jedenfalls alles andere als getreue Reproduktionen.

Daneben freilich hatten sich uns auch einige positive Resultate ergeben, die nun in den folgenden Kapiteln genauer gestützt werden müssen. Da in dem Komplex verschiedener Elemente, als der sich uns die „Vorstellung" darstellt, der reproduktive, anschauliche Faktor nicht das Wesentliche sein kann, so mufsten wir daneben auch einen unanschaulichen Faktor annehmen, den wir „Einstellung" nannten. Er ergab sich uns als ein seelisches Element unanschaulicher Natur, aber mit ganz bestimmten Beziehungen und Bedeutungen, über dessen Wesen im einzelnen wir noch nichts festlegten, obwohl gelegentlich eine — sagen wir vorläufig — gewisse Verwandtschaft mit den Gefühlen und motorischen Phänomenen sich ergab.[1] Das Nähere werden die folgenden Kapitel erbringen.

[1] Zu meiner Freude finde ich, dafs Th. Ribot in einem Aufsatz

Jedenfalls dürfte sich aus der Analyse der „Vorstellungen“ mit unabweisbarer Notwendigkeit ergeben, dafs der Versuch der Assoziationspsychologie, mit Empfindungsreproduktionen den Inhalt unseres geistigen Lebens zu erklären, völlig scheitern mufs. Die Reproduktionen als Erinnerungsbilder von Empfindungen sind so vereinzelt, so selten, so rudimentär, dafs damit überhaupt nichts anzufangen ist. Die „Vorstellungen“, mit denen die Assoziationspsychologie arbeitet, gibt es nur in vereinzelten Fällen, in den meisten anderen sind sie nichts mehr als blofse Konstruktionen, deren Unhaltbarkeit sich bei einigermafsen unbefangener Selbstbeobachtung ganz unzweifelhaft ergibt. Auch die Versuche, die Assoziationspsychologie zu retten, sei es durch die Theorie der „verschwommenen“, sei es durch die Theorie der „latenten“ Vorstellung, können nicht als ausreichend angesehen werden. Bedenkt man diese Tatsachen, so kann man sich nicht wundern, wenn neuere Forscher mit aller Energie die Schwäche der Assoziationspsychologie gekennzeichnet haben. So urteilt Bühler, der ebenfalls den Nachweis unanschaulicher Elemente erbracht hat, auf Grund seiner Experimente: „Es genügt ein Blick in die Protokolle, um sagen zu können: etwas, was so fragmentarisch, so sporadisch, so durchaus zufällig auftritt im Bewufstsein wie die Vorstellungen in unseren Denkerlebnissen, kann nicht als Träger des festgefügten und kontinuierlichen Denkgehaltes angesehen werden.“ [1]

(Le rôle latent des images motrices: *Rev. phil.* 1912) der gleichzeitig mit meiner ersten diesbezügl. Abhandl. (*Zeitschr. f. Psychol.* 60) erschien, zu Anschauungen gelangt, die bis in kleine Details hinein mit den meinen übereinstimmen. Ich zitiere nur einige besonders wichtige Sätze: „Tout état de conscience est un complexus dont les éléments kinesthétiques forment la portion stable, résistante. Si l'on me permet une métaphore, ils en sont le squelette.“ Und ferner: „Les représentations visuelles sont toutes motrices.“ „La représentation est, généralement, en raison directe de sa complexité et des éléments moteurs qu'elle contient.“

[1] Bühler: Tatsache und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. *Arch. f. d. ges. Psychol.* 9, S. 31 ff.

Kapitel II.

Die analytische Funktion im Wahrnehmen und die Aufmerksamkeit.

1. Schon bei der Analyse der „Vorstellungen“ hat sich uns überall die Notwendigkeit ergeben, auf die Wahrnehmung zurückzugehen, da diese den Ausgangspunkt für alle höhere Geistestätigkeit bedeutet.

Denn zwei Punkte müssen hier scharf betont werden, worin wir von der herkömmlichen Anschauung abweichen. Erstens nämlich nehmen wir nicht an, dafs alles höhere Denken materialiter auf die Empfindungen zurückgeht, in dem Sinne, dafs alle höheren geistigen Phänomene nur reproduzierte Empfindungen, also anschauliche Phänomene seien. Im Gegenteil, wir werden zeigen, dafs an unserem Denken auch ein grofser Prozentsatz von psychischen Erscheinungen teilhat, die keineswegs auf das von aufsen gelieferte Empfindungsmaterial zurückgehen, wenn sie sich auch vielfach im Kontakt mit jenen gebildet haben.

Zweitens aber ist uns das Wahrnehmen nicht etwa ein Gegensatz zum Denken oder ein Rohmaterial dazu, nein, das Wahrnehmen ist bereits ein Denken, ein Denken, das sich nur direkt an den äufseren Gegebenheiten betätigt, welches das Rohmaterial, die durch die Sinne gelieferten Empfindungen verarbeitet. Diese Empfindungen, die niemals isoliert in unserem Bewufstsein erscheinenden psychischen Begleiter der Sinnesreize, sind das äufsere Material der Wahrnehmungen; sie werden jedoch vom Denken sofort verarbeitet und gestaltet, und die verarbeiteten Empfindungskomplexe heifsen uns also Wahrnehmungen, die demnach stets einen objektiven

Faktor, die Empfindungen, und einen subjektiven Faktor, die denkende Verarbeitung oder, wie wir auch sagen werden, die subjektive „Stellungnahme“ einschliefsen. Die Analyse dieses subjektiven Faktors ist zunächst unsere Aufgabe.

Keineswegs nämlich ist jene subjektive Verarbeitung bloſs ein passives Aufnehmen. Unser Geist ist keine photochemische Platte, die alles festhält, was auf sie projiziert wird. Das Wahrnehmen ist ein ganz aktives Stellungnehmen unserer Seele. Und zwar betätigt sich diese Aktivität in doppelter Hinsicht. Einmal nämlich ist das Wahrnehmen eine Analyse, indem es aus der Gesamtsumme der auf uns eindringenden äuſseren Reize einen bestimmten Komplex herauslöst, betont und gewissermafsen isoliert. Wir nennen das auch: die *Aufmerksamkeit* auf etwas richten und als „Aufmerksamkeit“ bezeichnen wir hier das die Wahrnehmung begleitende Bewuſstsein der Aktivität.

Zweitens aber umfafst das Wahrnehmen auch eine synthetische Funktion: jene herausgehobenen und betonten Empfindungen werden zu gleicher Zeit zusammengefafst, als eine Einheit aufgenommen und von ganz bestimmten typischen Reaktionen begleitet, generalisiert und typisiert. Ich nehme den Komplex von Grün- und Braunempfindungen, der eben durch das Fenster hindurch auf mein Auge wirkt, nicht bloſs als eine Mehrheit von Empfindungen auf, sondern ich fasse sie zusammen, generalisiere und typisiere sie als Wahrnehmung „Baum“.

Die Wahrnehmung enthält also mehr und zu gleicher Zeit weniger, als uns die Sinne an Empfindungsmaterial liefern. Weniger insofern, als längst nicht alles, was auf unsere Sinne eindringt, wirklich wahrgenommen wird, sondern stets findet eine Auswahl statt. Dagegen enthält die Wahrnehmung auch immer mehr als die bloſsen Empfindungen, indem sie dieselben mit einem Aufmerksamkeitsbewuſstsein begleitet und sie zusammenfafst als typisches Phänomen, in typischer Weise darauf reagiert und sie in typische Formeln, Begriffe und Urteile verarbeitet, obwohl das letztere nicht immer der Fall ist.

2. Ehe wir nun zur Analyse dieser heraushebenden und

betonenden Funktion des Wahrnehmens einerseits und der zusammenfassenden und typisierenden Funktion andererseits übergehen, wollen wir zunächst sagen, wie wir sie nicht erklären, das heifst, wir wollen zunächst die vielfach noch gültigen und geglaubten Lehren der Assoziationspsychologie abweisen, die beide Funktionen des Wahrnehmens durch „Vorstellungen“ und deren „Assoziation“ erklären wollte.

Für die analytische, heraushebende und betonende Funktion des Wahrnehmens hat Herbart einen Versuch der Erklärung unternommen, der besonders in der Pädagogik grofse Nachwirkungen gezeitigt hat. Er nennt das, was wir hier analytische Wahrnehmung genannt haben, *Apperzeption*, begreift allerdings darunter auch die logische Einordnung, während er die synthetische Wahrnehmung ziemlich unerklärt läfst.[1] Alles wird bei ihm von „Vorstellungen“ geleistet, wobei übrigens zu bedenken ist, dafs bei ihm „Vorstellung“ nicht blofs in dem oben umschriebenen engen Sinn zu fassen ist, sondern viel weiter als psychisches Grundelement überhaupt. Herbart unterscheidet apperzipierende und apperzipierte Vorstellungen. Die Apperzeption von neuen Vorstellungen geht vor sich, indem „ältere gleichartige Vorstellungen erwachen, mit jenen verschmelzen und sie in ihre Verbindungen einführen“.[2] Er konstruiert nun unter Anwendung von allerlei mathematischen Formeln die Gesetze, wonach sich die Vorstellungen heben und senken, in Beziehung treten mit älteren *Apperzeptionsmassen* etc. — Es hat keinen Zweck, genauer auf Herbarts Lehre einzugehen. Sie hat in ihrer reinen Form nur wenig Anhänger mehr; teils hat man die intellektualistische Seite der Lehre anders ausgebaut, teils hat man auf die Bedeutung der Gefühle hingewiesen und durchbrach damit bereits das strenge Prinzip des Assoziationismus.[3] Gerade diese letztere Entwicklung aber zeigt bereits den Weg, den wir hier zu gehen gedenken.

Indessen hat der Intellektualismus Herbarts auch in der modernen Assoziationspsychologie noch Nachfolger, die zwar vieles anders gestalten, vor allem auch physiologische Stützen suchen, aber doch im Grunde eine der Herbartschen Lehre verwandte noch weiter pflegen. Als einen solchen typischen

---

[1] Vgl. Messmer: Kritik der Lehre von den Unterrichtsmethoden. S. 32.

[2] Herbart: Psychologie als Wissenschaft II. § 125. Dazu besond. Lehrb. der Psychologie. S. 327.

[3] Diese Richtung wurde besond. von Lazarus und Steinthal beschritten. Ebenso vgl. K. Lange: „Über Apperzeption“.

modernen Assoziationspsychologen nehme ich Th. Ziehen heraus.[1]

Er erklärt das heraushebende und betonende Wahrnehmen folgendermafsen: „Wir haben also den Fall, dafs mehrere Empfindungen zugleich vorhanden sind und gewissermafsen in einen Wettbewerb eintreten, welche das nächste Erinnerungsbild wecken, also den Gang der Association bestimmen darf. Dies ist nun vor allem von zwei Momenten abhängig, erstens von der Stärke und zweitens von der Übereinstimmung der bezüglichen Empfindung mit einem latenten Erinnerungsbild der Hirnrinde".[2] Als dritter Faktor kommt die Stärke des Gefühlstons hinzu, durch die, nach Ziehen, erklärt wird, warum das Neue, Plötzliche und Unerwartete unsere Aufmerksamkeit fesselt. Als vierter Faktor für die heraushebende Wahrnehmung kommt dann noch die „Konstellation" in Betracht, ein Begriff, auf den wir zurückkommen und für den Ziehen das „Suchen" oder die „gespannte Erwartung" als typische Beispiele nennt. Diese vier Faktoren nennt Ziehen gemeinsam den „*assoziativen Impuls*" der Empfindung.[3]

Wenden wir uns nun zu einer Kritik dieser Anschauung, so wird sich zeigen, dafs die vier Faktoren sich auf einen einzigen zurückführen lassen, dafs dieser einzig übrigbleibende aber eine Durchbrechung und Zerstörung der Assoziationspsychologie bedeutet.

Halten wir uns an den ersten Punkt, die Stärke der Empfindung. Ziehen schreibt: „Je stärker die Empfindung, resp. der ihr parallele materielle Prozefs R_e ist, um so mehr kommt ihr offenbar die Fähigkeit zu, latente R_l's in R_v's zu verwandeln, d. h. Erinnerungsbilder zu wecken und den Gang der Ideenassoziation zu bestimmen."[4] Ist dem nun wirklich so? Im lautesten Strafsenlärm gehe ich umher und höre von allem nichts, nur das leise Sprechen meines Begleiters. Nur wenn ein Laut so stark, so ungewohnt ist, dafs er mein Gefühl erregt, erst dann beachte ich ihn. Es ist also nicht die Stärke der Empfindung an sich, sondern die subjektive Reaktion, das Gefühl, das über die Auswahl entscheidet.

[1] Dafs ich mich zunächst an Ziehen halte, liegt darin, dafs er der konsequenteste Vertreter des Assoziationismus ist und gerade darum besonders geeignet, um an seiner Darstellung die Schwächen der Lehre zu erweisen.

[2] Ziehen, a. a. O. S. 206 f.

[3] a. a. O. S. 208 f.

[4] a. a. O. S. 206.

Noch ein anderes Beispiel mag das lehren: Vor meinem Fenster befand sich in einiger Entfernung ein Schiefsstand. Wenn das Schiefsen anfing, erschrak ich zuerst und meine Aufmerksamkeit wurde auf das Schiefsen gelenkt; schon nach dem zweiten oder dritten Schusse aber „hörte“ ich überhaupt nichts mehr. Es kann also nicht die „Stärke des Reizes“ gewesen sein, die entschied; denn diese blieb immer gleich; es war vielmehr die Wirkung aufs Gefühl, die der erste Schufs erregte, die nachher, als der plötzliche Laut klassifiziert war und die Nerven angepafst waren, wegblieb. Also nicht der objektive Reiz, sondern die subjektive Reaktion, das Gefühl, entscheidet. Dabei ist allerdings zuzugeben, dafs starke Reize leichter das Gefühl erregen als schwache, weil die Akkomodation unseres Nervensystems hier schwieriger ist, sie überhaupt als ein stärkerer Eingriff auch eine stärkere Reaktion herausfordern. Indessen bleibt es dabei, dafs erst die subjektive Reaktion, nicht der objektive Reiz an sich, unsere Aufmerksamkeit einstellt; denn wird die subjektive Reaktion, das Gefühl nicht erweckt, so kann zehnmal der äufsere Reiz in gleicher Weise einwirken, er wird nicht beachtet. So liefse sich also Ziehens erster Faktor auf den dritten, den „Gefühlston“ zurückführen.

Mit dem zweiten steht es ähnlich. Ziehen behauptet: „Ich habe z. B. öfters eine Tulpe deutlich gesehen; es wird nun sehr wesentlich sein, ob eine neue Gesichtsempfindung der Tulpe den früheren ähnlich, d. h. gleichfalls deutlich und scharf ist, oder ob sie, weil das Objekt, die Tulpe, zu fern ist oder von den peripherischen Netzhautteilchen gesehen wird, undeutlich und verschwommen und daher den früheren Gesichtsempfindungen unähnlich ist. In letzterem Falle wird nämlich offenbar das Wiedererkennen erschwert sein, da die Empfindung ein mit ihr völlig übereinstimmendes latentes Erinnerungsbild nicht findet. Die undeutliche Empfindung der Tulpe findet keine genau auf sie abgestimmte Bahnen. Daher wird schon die erste Reproduktion, die Weckung früherer ähnlicher Erinnerungsbilder, ebenso aber auch die assoziative Erregung der assoziativ mit dem Erinnerungsbild der Tulpe verknüpften Erinnerungsbilder äufserst erschwert sein.“— Hier wirft Ziehen zwei Dinge zusammen, die gar nichts mit ein-

ander zu tun haben. Er verliert den Faden und verwechselt das Hervorheben, die Aufmerksamkeit, mit dem Wiedererkennen, das etwas ganz anderes ist. Erstens nämlich ist das Wiedererkennen keineswegs eine Bedingung für die Aufmerksamkeit, d. h. oft lenkt sich meine Aufmerksamkeit gerade auf Dinge, die ich nicht „wiedererkenne", die ich nicht „unterbringen" kann. Zweitens aber bedeutet die Möglichkeit des Wiedererkennens, (nach Ziehen also: das Vorhandensein eines klaren Erinnerungsbildes), durchaus nicht, dafs sich nun meine Aufmerksamkeit auf die betreffende Empfindung richtet. Ich habe z. B. ziemlich deutliche Erinnerungsbilder von den Gegenständen meiner täglichen Umgebung; trotzdem beachte ich sie fast niemals. Ist dagegen etwas geändert daran, widerspricht es also meinem „latenten Erinnerungsbild", so bemerke ich es sofort. Wir sehen also, Ziehens Forderung der Übereinstimmung zwischen Empfindung und Erinnerungsbild als einer Bedingung für die heraushebende Wahrnehmung, das Aufmerken, ist direkt falsch. Gerade das Gegenteil ist richtig. Über Dinge, die ich zu sehen gewohnt bin, gleitet der Blick hin. Er stockt jedoch sofort, wenn er etwas Neues, Ungewohntes entdeckt oder auch etwas, was undeutlich oder zweifelhaft ist. Bei allen diesen Dingen aber ist klar, dafs nicht die objektive Gegebenheit an sich die Ursache ist. Es kann etwas objektiv neu oder objektiv unklar sein, ohne dafs meine Aufmerksamkeit sich darauf richtet. Es mufs erst die subjektive Reaktion des Stutzens, des Zweifels, der Neugier, kurz also Gefühle erwecken, um nun genau wahrgenommen zu werden. Man glaube aber nicht, dafs erst das Wahrnehmen, dann das Gefühl eintrete. Das wäre falsch. Ein Reiz natürlich geht voraus, dem psychisch eine, wenn auch nie isoliert ins Bewufstsein tretende Empfindung zugeordnet ist, eine „Perzeption", um mit Wundt oder Lipps zu reden; erweckt diese eine gefühlsmäfsige Reaktion, dann erst wird die „Perzeption" apperzipiert, d. h. die „Wahrnehmung" kommt zustande. Das wird später genauer dargelegt weredn. Hier genüge die negative Feststellung: die Ziehensche Lehre von der Notwendigkeit einer Übereinstimmung zwischen Empfindung und Erinnerungsbild ist falsch. Das Gegenteil ist richtig: Gerade die Nichtübereinstimmung zwischen Erinnerung und Neueindruck er-

regt die Aufmerksamkeit und zwar durch Vermittlung des Gefühls; so würde auch der zweite Faktor der Ziehenschen Aufzählung, nach seiner Berichtigung, sich auf den dritten, den „Gefühlston", zurückführen lassen.[1]

Betrachten wir nun gleich den vierten Faktor Ziehens: die Konstellation. Ziehen gibt hier als Beispiele das Suchen oder Erwarten. Er schreibt: „Die Gesichtsvorstellung des gesuchten und erwarteten Gegenstandes erfüllt mich fortwährend: zahllose Empfindungen treten auf; trotz ihrer Schärfe und Intensität fesselt mich keine. Sobald hingegen nur in der Peripherie des Gesichtsfeldes der gesuchte Gegenstand, sei es auch noch so schwach und undeutlich, auftritt, bemerke ich ihn und richte meine Aufmerksamkeit auf ihn; derselbe bestimmt nun meine weiteren Bewegungen und Vorstellungen. Die Konstellation ist hier das Bestimmende für die Aufmerksamkeit und neben derselben auch das der gesuchten Empfindung anhaftende Lustgefühl, welches ja eben das Suchen begründet." [2] Indem Ziehen die letzte Einräumung macht, gibt er bereits selber zu, dafs eine rein intellektualistische Erklärung der Konstellation unmöglich ist. Indessen ist auch sonst seine Analyse anfechtbar. So ist der Versuch, das „Suchen", die „Erwartung" auf Vorstellungen basieren zu wollen, unhaltbar. Gewifs *können* auch Vorstellungen, Erinnerungsbilder, dabei auftreten; sie sind aber nicht das Wesentliche. Erstens macht das bloſse Vorhandensein der-

[1] Man könnte hier einwenden, dafs zuweilen doch das „Wiedererkennen" die Aufmerksamkeit errege, so wenn ich aus einer grofsen Menschenmenge das Gesicht eines Freundes erblicke. Nach Ziehen würde er mir darum auffallen, weil ich ein deutliches Erinnerungsbild habe. Das ist nicht der wahre Grund: entweder fällt mir jener Freund darum auf, weil ich ihn nicht erwartet hatte, d. h. ich werde überrascht durch seinen Anblick. Dann aber ist nicht das Vorhandensein des „latenten Erinnerungsbildes" die Ursache meiner Aufmerksamkeit, sondern das Gefühl der Überraschung. Oder aber ich habe den Freund erwartet; dann aber fällt dieses Beispiel unter den vierten Punkt, ist ein Fall der *Konstellation*, wofür ja Ziehen ausdrücklich das Erwarten als typisch aufzählt. In keinem von beiden Fällen ist die Übereinstimmung von Empfindung und Erinnerungsbild als solche die Ursache, sondern stets ist ein Gefühl die Ursache der Aufmerksamkeit der heraushebenden Wahrnehmung.

[2] Ziehen, a. a. O. S. 208, 209.

selben nie „das Suchen“ aus, dies ist vor allem durch affektive Zustände, Gefühle, motorische Erscheinungen charakterisiert; zweitens aber können jene Gesichtsvorstellungen, ja anschauliche Vorstellungen überhaupt, vollkommen fehlen. Ich selber habe z. B., wenn ich jemand erwarte oder suche, durchaus nicht „fortwährend“ das anschauliche Erinnerungsbild des gesuchten Objektes. Und wie soll es nun bei allen denjenigen Individuen sein (die, wie wir oben gezeigt haben, sehr zahlreich sind), welche anschauliche Erinnerungsbilder überhaupt nicht zu bilden vermögen? Oder aber, wie ist es solchen Gegenständen gegenüber, von denen wir der Natur der Sache nach, keine Erinnerungsbilder haben können? Z. B. habe ich, wenn ich die Druckbogen in Korrekturfahnen suche, doch vorher keine Erinnerungsbilder der zu findenden Fehler! Nein, ich bin nur ganz allgemein „eingestellt“ auf Druckfehler, ebenso wie der Liebhaber, der seine Geliebte erwartet, auch dann, wenn er an ganz anderes im Augenblick denkt, dennoch gefühlsmäfsig eingestellt ist auf das Objekt seiner Sehnsucht. Kurz es geht nicht an, die „Konstellation“ intellektualistisch, durch Reproduktionen von Empfindungen zu erklären, wie Ziehen und die Assoziationspsychologie will; nein, auch dieser Faktor ist durchaus auf gefühlsmäfsige Einstellungen zurückzuführen. Da wir später auf den Begriff der Konstellation noch genauer zu sprechen kommen, so genüge hier die Feststellung, dafs durch „Vorstellungen“ oder „Erinnerungsbilder“ allein derartige Phänomene niemals zu erklären sind, dafs jedoch, sowie wir den unbedingt nötigen Schritt tun, Gefühle dazu heranzuziehen, auch dieser Faktor nur als eine besondere Form des allein übrigbleibenden dritten Faktors Ziehens sich darstellt.

Das aber bedeutet die gänzliche Unzulänglichkeit der assoziationistischen Erklärung; denn damit, dafs das Wahrnehmen und die Aufmerksamkeit nicht auf Vorstellungen, sondern auf Gefühle zurückgeführt wurde, ist das Hauptprinzip der Assoziationspsychologie, die Erklärung aller Phänomene durch Vorstellungen und ihre Assoziationen, ausgeschaltet.

3. Wir müssen also den Gedanken aufgeben, mit Hilfe von Vorstellungen das Wahrnehmen und die Aufmerksamkeit erklären zu können, und müssen einen anderen Weg einschlagen.

Diesen aber hat uns bereits die Fortentwicklung der Herbartschen Psychologie gewiesen, ihn weist auch dasjenige, was sich der Kritik von der modernen Assoziationspsychologie als haltbar erweist. Dieser Weg aber führt zu affektiven Phänomenen, der gefühlsmäfsigen Reaktion, die ihrerseits wieder eng verknüpft ist mit motorischen Erscheinungen. Dabei ist es natürlich klar, dafs Ziehen unter „Gefühlston“ ebenfalls nicht genau dasselbe versteht wie wir. Ihm ist er eine blofse „Eigenschaft“ der Empfindung, für uns ist Gefühl eine selbständige Reaktion des Ich, für welche die Empfindung blofs die Auslösung ist. Denn es ist offenbar, dafs die Angst, die ein furchtsamer Mensch abends im Wald bei plötzlichem Rascheln neben sich erlebt, nicht eine blofse Eigenschaft der Empfindung oder einer dadurch ausgelösten Vorstellung ist, sondern eine durch jene Empfindung ausgelöste Stellungnahme und Zustandsveränderung des gesamten Ich. Und auch das Lustgefühl, das ich beim Anblick eines Velasquezschen Bildes erlebe, ist keine „Eigenschaft“ der betreffenden Farbenempfindungen.

Wir beginnen unsere Analyse des Wahrnehmungsaktes mit derjenigen Form, die wir vorläufig als die *unwillkürliche* bezeichnen wollen, wobei wir die genauere Kennzeichnung der Unterschiede von der willkürlichen zurückschieben.

Ich gebe zunächst einige Beispiele: Ich blicke aus meinem Fenster; mein Blick gleitet über die grünen Baumwipfel, ohne irgendwie dieselben besonders zu beachten. Plötzlich stutzt er. Reflektorisch erfolgt eine Einstellung auf einen ungewohnten schwarzen Fleck, und nun tritt bei genauerem Hinsehen die Wahrnehmung eines grofsen Raben ein, der sich behäbig auf einem Aste niedergelassen hat. Warum erfolgte dieses Herausheben? Die Antwort ist einfach: von allen den Reizen, die auf mein Auge eindrangen, erregte dies ungewohnte Schwarz allein mein Gefühl und zugleich damit jene motorische Reaktion, die ich als „Stutzen“ bezeichnete, wobei wir zunächst den Zusammenhang von Gefühl und motorischer Reaktion aufser Spiel lassen. Jedenfalls schliefst diese affektiv-motorische Reaktion auch eine genaue Fixierung ein und führt damit zu der heraushebenden Wahrnehmung jener Empfindung. Wir können also sagen: die heraushebende Wahrnehmung ist in

diesem Falle eine Folgeerscheinung der affektiv-motorischen Reaktion, wobei zu bedenken ist, dafs es sich nur um eine logische Folge, nicht um eine wirklich nachweisbare zeitliche Folge handelt, da der ganze Prozefs so schnell vor sich geht, dafs die einzelnen Stadien desselben durchaus zu einer Einheit verschmelzen. Wir treten damit in Gegensatz zu der landläufigen Anschauung, die der Ansicht ist, wir stutzten, weil wir etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hätten. Im Gegensatz dazu stellen wir die Sache so dar, dafs wir etwas wahrnehmen, weil wir stutzen, wobei natürlich eine Empfindung vorausgegangen sein mufs. Indessen erfolgt die Wahrnehmung so rasch, dafs wir uns dieser Empfindung als solcher gar nicht bewufst werden.

Im übrigen ist selbst das Gefühl des Stutzens oder ein anderes nicht immer notwendig. Es genügt auch die blofse motorische Einstellung, die allerdings doch wieder von einem Tätigkeitsgefühl begleitet wird. Man mache den Versuch. Man fixiere auf einem Spaziergang möglichst scharf allerlei Gegenstände. Sofort wird sich die Aufmerksamkeit darauf richten, wir werden sie herauslösend wahrnehmen, selbst wenn wir uns bemühen, an anderes zu denken. Das blofse motorische Fixieren durch den Blick, das von einem Aktivitätsbewufstsein begleitet wird, genügt, um die Aufmerksamkeit auf den fixierten Gegenstand zu richten. Wir können also vorläufig sagen: die heraushebende Wahrnehmung, das Aufmerken, kommt zustande durch eine affektiv-motorische Reaktion, eine Stellungnahme unseres Organismus.[1]

Die Tatsache ist der Praxis, z. B. der pädagogischen Praxis, bekannter als der Theorie. Um Kinder zum genauen Betrachten anzuleiten, lehrt man sie zunächst fest fixieren. Oder man gibt ihnen auf, die Dinge zu zeichnen oder zu beschreiben, weil diese Tätigkeiten zu einem genauen Fixieren und damit zu einem genauen Wahrnehmen

[1] Man komme nicht mit dem Einwand, dafs jenes bekannte „in ein Loch stieren“ nicht zur heraushebenden Wahrnehmung, eher zum Gegenteil führe. Eine genaue Betrachtung dieses stieren Hinblickens ergibt, dafs es sich um gar kein scharfes Fixieren handelt, sondern um eine äufsere Haltung, die nur eine partielle, scheinbare Ähnlichkeit mit wirklichem Fixieren hat.

zwingen. Die Hauptsache ist, dafs das Kind Stellung nimmt zu den Dingen, indem es entweder gefühlsmäfsig oder motorisch darauf reagiert, was beides meist zusammen vorkommt. Das ist besonders durch das Prinzip der modernen Arbeitsschule ausgenutzt worden, die ja von vornherein darauf ausgeht, die Schüler zu selbständiger Stellungnahme zu führen. Während die alte, auf die Assoziationspsychologie aufbauende Pädagogik glaubte, die „Apperzeption" durch Weckung möglichst vieler „alter" Vorstellungen heraufbeschwören zu können, geht die moderne Pädagogik den entgegengesetzten Weg und sucht Gefühl und Tätigkeit der Kinder anzuregen, wodurch entschieden bessere Erfolge erzielt werden. Auch aus anderen Lebensgebieten ist bekannt, dafs durch Mittätigkeit die Wahrnehmung und die Aufmerksamkeit verstärkt werden. So pflegen viele Leute im Konzert die Noten mitzulesen, wodurch sie ihre Aufmerksamkeit viel besser konzentrieren als beim blofs „passiven" Hören. Bei gespannter Aufmerksamkeit pflegen Schulkinder ganz instinktiv die Worte des Lehrers mitzusprechen.[1]

Alles das zeigt, dafs die heraushebende Wahrnehmung eine Wirkung der Stellungnahme unseres Ich ist, die teils sich dem Bewufstsein direkt als Gefühl darstellt, teils indirekt sich als motorische Reaktion ergibt. Diese motorischen Reaktionen können verschiedener Art sein. Sie können wahrnehmungskonstituierend sein; das sind vor allem die reflektorisch eintretenden Adaptationsbewegungen, Anpassungen z. B. des Ciliarmuskels und der Mm. recti interni. Sie können aber auch blofs als Anregung jener Adaptationsbewegungen wirken, dann nenne ich sie wahrnehmungs-anregende Faktoren.[2] Solche sind die Affektbewegungen, wofür wir das Stutzen als Beispiel hatten, es können dazu aber auch gerechnet werden alle anderen Tätigkeiten, die zu einem Fixieren zwingen, was, wie gezeigt, von der Pädagogik ausgenutzt wird. Genau zu trennen sind dabei konstituierende und anregende Faktoren nicht immer, es hat auch keinen grofsen praktischen Wert es zu tun: Hauptsache bleibt die Tatsache, dafs überhaupt Reaktionen erfolgen müssen, damit die heraushebende Wahrnehmung zustande kommt.

---

[1] Vgl. hierzu Messmers schneidende Kritik der Herbart-Zillerschen Apperzeptionslehre: Kritik der Unterrichtsmethoden, S. 26 ff.

[2] Diese Unterschiede sind nicht immer beachtet worden. Man hat den kinästhetischen Empfindungen allerlei unmögliche Wirkungen zugeschrieben, wie das z. B. Lay getan hat. Man vergleiche dazu auch die Kritik Meumanns: Vorl. z. Einf. in die exp. Pädag. II. 200.

4. Es gilt nun zu fragen, welche psychischen Momente in der Wahrnehmung zur äufseren Empfindung hinzukommen, nachdem wir festgestellt haben, dafs physiologisch eine motorische Reaktion und Adaptation die Folge des Reizes ist. Erwähnt hatten wir schon die Gefühle, die vielfach auftreten, die aber sich zuweilen von dem eigentlichen Aufmerksamkeitsbewufstsein absondern lassen, wenn sie auch oft damit verschmelzen. Dieses Aufmerksamkeitsbewufstsein ist ein charakteristisches Tätigkeitsbewufstsein, das den Akt des Wahrnehmens begleitet.

Wir müssen hier eine kleine Einschaltung machen; denn unter Aufmerksamkeit wird in der gewöhnlichen Sprache und auch in der Psychologie nicht nur das den einzelnen Wahrnehmungsvorgang begleitende Aktivitätsbewufstsein verstanden, man versteht darunter auch jenen *allgemeinen Zustand des Gespanntseins*, den der Lehrer vom Schüler verlangt. Offenbar sind das zwei verschiedene Dinge, obwohl in gewissem Sinne die zweite Bedeutung, die des allgemeinen Zustands, sich z. T. auf einzelne Aufmerksamkeitsakte zurückführen läfst. — Um diese beiden Dinge auseinanderzuhalten, machen wir den Unterschied, dafs wir das den Wahrnehmungsprozefs begleitende Aufmerksamkeitsbewufstsein als funktionelle Aufmerksamkeit bezeichnen. Dieser stellen wir jenen allgemeinen Zustand des Gespanntseins als die dispositionelle Aufmerksamkeit gegenüber. Von dieser werden wir später gelegentlich sprechen, Hier haben wir es nur mit der funktionellen Aufmerksamkeit zu tun. Und unsere Frage lautet also, welche Verwandlungen gehen mit einem Empfindungsinhalt vor, wenn wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten; mit anderen Worten, wodurch wird psychisch, für unser Bewufstsein, jene Hervorhebung, jene Betonung erzielt, die das Wahrnehmen kennzeichnet?

Wir hatten physiologisch den Wahrnehmungsprozefs als eine reflektorisch eintretende Stellungnahme unseres Organismus gekennzeichnet, der einerseits durch Adaptationsbewegungen eine Anpassung des Organs herbeiführte, andererseits durch allerlei Reaktionsbewegungen etc. den ganzen Körper in Mitleidenschaft zog.

Wir werden nun in doppelter Hinsicht den Charakter der Wahrnehmung kennzeichnen. Erstens nämlich sind alle jene komplizierten motorischen Vorgänge von einem ausgeprägten Tätigkeitsbewufstsein begleitet, zweitens aber tritt als Folge dieser Anpassungen ein Klarer- und Deutlicherwerden des Empfindungsinhaltes ein, was zusammen

von der Seele bei der Schnelligkeit, mit der diese Dinge vor sich gehen, als ein einheitliches Phänomen aufgefafst wird.

Halten wir uns zunächst an das Tätigkeitsbewufstsein, so lassen wir dies allein durch die motorischen Vorgänge entstehen. Es ist rein peripher, nicht an zentrale Vorgänge geknüpft. Dies scheint ganz offenbar, denn wir können mit grofser Leichtigkeit die Probe machen: sowie wir irgend etwas fixieren, sofort tritt jenes Tätigkeitsbewufstsein ein. Hemmen wir jede Bewegung, auch die kleinsten Spannungen des Auges, so hört das Aktivitätsbewufstsein, ja die Wahrnehmung überhaupt sofort auf. Das ist nicht ganz leicht auszuführen, doch scheint mir darüber kein Zweifel möglich. Es ist sogar beim rein zentralen Denken der Fall. Selbst hier hört jedes Aktivitätsbewufstsein in demselben Mafse auf, als es uns gelingt, die dabei mitwirkenden motorischen Innervationen völlig zu hemmen, wozu vor allem auch das leise Mitsprechen gehört. Das „Aktbewufstsein" bei der Wahrnehmung ist also ausschliefslich auf die motorischen Reflexe zurückzuführen, welche die Anpassung des Organs bewerkstelligen. Dazu kommen noch weiter die anderen Reaktionen, die ebenfalls in jeder Wahrnehmung ihre Rolle spielen.

Indem wir das Tätigkeitsbewufstsein an die motorischen Reflexe in der Wahrnehmung geknüpft denken, was sich durchaus mit der Erfahrung deckt, treten wir also jenen Anschauungen entgegen, die eine „rein psychische Aktivität" annehmen, welche in Wirklichkeit nichts ist als eine schlecht analysierte physische, deren psychische Komponenten für „rein psychisch" gehalten werden. Wir stimmen also mit der modernen „Funktionspsychologie" vollkommen soweit überein, dafs wir das Wahrnehmen als einen „Akt" oder eine „Funktion" ansehen; wir lehnen aber durchaus die Nichtbeachtung der motorischen Phänomene, die manche „Funktionspsychologen", aus theoretischen Gründen fordern, ab, weil dadurch das Problem unlösbar wird. Wir heben also ebenfalls wie viele neuere Psychologen den Aktcharakter der Wahrnehmung hervor, betonen aber, dafs er durch die Reaktionen, vor allem die motorischen Reaktionen, sich bildet. Die blofs passive Reizaufnahme, die reine Perzeption (wenn sie überhaupt vorkommt) ist kein Akt; sie wird es erst, indem sie zur Wahrnehmung wird, d. h. indem die Stellungnahme des Ich, die stets einen motorischen Faktor einschliefst, hinzutritt.

Allerdings hat der Begriff „Akt" noch einen anderen Sinn bei einigen neueren Psychologen. Akterlebnisse heifsen diesen erst „solche Akte des Bewufstseins, die durch ihren Inhalt über sich hinaus auf andere Inhalte hinweisen". Man betont also beim Wahrnehmungsakt,

dafs er sich auf etwas richtet, was von ihm wahrgenommen wird. — Bei dieser Auffassung des „Aktes", wird darin schon einbezogen dasjenige, was wir die synthetische Funktion der Wahrnehmung nennen, und die wir in einem besonderen Kapitel behandeln. Es sei hier nur bemerkt, dafs wir auch das Aktbewufstsein in dieser Bedeutung durch Gefühle und motorische Stellungnahmen erklären, was im folgenden Kapitel genauer dargelegt wird.[1]

Welcher Natur nun sind die psychischen Begleiter der motorischen Vorgänge in der Wahrnehmung? Da wir den Begriff „Empfindung" nur für äufsere Sinnesempfindungen reserviert haben, können wir sie zu diesen nicht rechnen, obwohl auch Hautempfindungen mitspielen. Diese machen indessen nicht den Kern des Phänomens aus. Dieses ist vielmehr zunächst ein allgemeines Bewufstsein der Muskelbewegung, das man bereits ein „Gefühl" nennen kann, da es nur ungenau lokalisiert ist. Der Name Gefühl ist indessen auch darum angebracht, weil es in den meisten Fällen verschmilzt mit unzweifelhaften Gefühlen, Lust, Unlust, Neugier, Wifsbegier, angenehme oder unangenehme Erwartung, Überraschung, Schreck und hundert anderen Gefühlen, welche wir als die Komponenten jener weiteren Reaktionen ansahen, die ebenfalls durch einen Reiz ausgelöst werden, wenn er „wahrgenommen" wird. Wenn man daher auch zweifeln kann, ob man das Muskelbewufstsein allein als Gefühl ansprechen kann, in seiner Gesamtheit stellt sich das Aufmerksamkeitsbewufstsein fast immer als „Gefühl" dar, weil eben wirkliche Gefühle mit jenem Muskelbewufstsein verschmelzen. Dieses, wie ich zeigte, recht komplizierte Gefühl tritt also zu dem Wahrnehmungsinhalt und bewirkt diese Betonung, als welche sich psychisch uns die Wahrnehmung darstellt, wozu, wie wir weiter sehen werden, auch noch eine Veränderung des Inhaltes selber kommt.

Gegen solche Betrachtungen nun hat Dürr in seiner Monographie über die Aufmerksamkeit Bedenken erhoben. Er schreibt: „Die ganze Hypothese (der auf motorische Phänomene sich aufbauenden Aufmerksamkeitslehre) beruht auf der durch und durch unwahrscheinlichen Voraussetzung, dafs durch das Zusammensein eines Bewufstseinsinhaltes mit gewissen anderen Inhalten der Bewufstseinsgrad des ersteren über

[1] Vgl. z. B. Geyser: Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. 2. Aufl. Ähnliche Auffassungen bei Husserl, Messer und zahlreichen anderen.

die ihm selbst zukommende spezifische Aufdringlichkeit hinausgesteigert werden könne.“ [1] Nun ist von vornherein zu bemerken, dafs wir eine Steigerung des „Bewufstseinsgrades“ im Dürrschen Sinne allerdings gar nicht behaupten, freilich nur darum, weil diese ganze Theorie vom „Bewufstseinsgrad“, die Dürr entwickelt, uns nicht richtig erscheint, was später zu zeigen sein wird.

In der Tat ist die Änderung, die durch das Hinzutreten des Aufmerksamkeitsgefühls stattfindet, keine Änderung des Inhalts an sich; sie leiht ihm vielmehr nur — bildlich gesprochen — ein anderes Gewicht, eine andere Schwere. Und diese Tatsache ist ja jedem aus unmittelbarem Erleben bekannt. Die Wahrnehmung eines Gegenstandes, der mit starken Gefühlen verknüpft ist, stellt sich uns als ein ganz anderes, wichtigeres Erlebnis dar als die Wahrnehmung eines ganz gleichgültigen Objektes. Dafs aber in der Tat auch durch das blofse Vorhandensein eines begleitenden Umstandes die Wahrnehmung verändert und in ihrer Wirkung gesteigert werden kann, möge noch ein Gleichnis zeigen. Jedermann weifs, dafs ein Bild durch einen geeigneten Rahmen aufserordentlich „gehoben“ wird. Nicht nur die ästhetische Wirkung, auch die einfache tatsächliche Wahrnehmung des Bildes, ohne dafs dieses selber geändert wurde, ist verwandelt, die Farben treten stärker hervor etc. Jeder einigermafsen ästhetisch geschulte Mensch hat das beobachtet, er weifs, dafs ein Kunstwerk, das in eine neue Umgebung gestellt wird, ein „ganz anderes“ werden kann. Das ist natürlich für unser Thema probandum nur ein Vergleich. Immerhin kann man sich die Wirkung des Gefühls so vorstellen. Durch das blofse Vorhandensein dieser anderen gleichzeitigen Erlebnisse erhält der Inhalt an sich eine ganz andere Schwere, ja er scheint uns ganz verwandelt. Ein Gesicht, auf das durch irgend einen Zufall nachträglich unser Gefühl aufmerksam geworden ist, sehen wir, wenn wir es wiedersehen „mit ganz anderen Augen“ an. Und so ist die Wirkung des Aufmerksamkeitsgefühls. Durch sein blofses Dasein hebt es die Dinge, auf die es sich richtet, rückt sie gleichsam in eine andere Beleuchtung und erzielt so jene Betonung, die wir als zum Wesen der Wahrnehmung gehörig erkannten.

---

[1] Dürr: Die Lehre von der Aufmerksamkeit. S. 158.

Im Grunde ist die Aufmerksamkeit keine Isolation, sondern im Gegenteil eine stärkere Instrumentierung, eine Verstärkung. Isolierung tritt nur ein gegen die anderen Inhalte in reflektorischer Art, während der fixierte Inhalt durch die affektiven und motorischen Phänomene unterstrichen wird.

Indessen ist mit diesen begleitenden Gefühlen die psychische Beschreibung der Wahrnehmung nicht abgeschlossen. Man pflegt als eine weitere Eigenschaft der Wahrnehmung vor der unverarbeiteten Empfindung (der „Apperzeption" vor der „Perzeption" in Wundts Sinne) die gröfsere Klarheit und Deutlichkeit anzuführen. In der Tat besteht das zu Recht. Und wir erklären diese Fakta als Folgen der besseren Anpassung der Organe, eine bessere Akkomadation der Linse, Verengerung des Gesichtsfeldes und Ausschlufs störender Nebeneindrücke, alles Dinge, die blofs die Folge der besseren organischen Anpassung sind, keineswegs aber eine Änderung im Prozesse der Aufnahme. Dieser bleibt völlig derselbe, nur die Bedingungen der Reizaufnahme ändern sich, der „Gegenstand", denn man kann dieselben Wirkungen gröfserer Klarheit und Deutlichkeit auch ohne Änderung des Aktes durch Vornehmen eines Vergröfserungsglases, einer Brille etc. erzielen. Klarheit und Deutlichkeit kommen also nicht etwa dem Prozesse der Wahrnehmung zu, sondern allein ihrem Gegenstand, dem Reiz.

Diese Anschauung, so einfach sie scheint, wird indessen nicht von allen Psychologen geteilt; so will vor allem Wundt in der Klarheit und Deutlichkeit etwas ganz anderes sehen als die „Stärke der Empfindungselemente". Er will Klarheit und Deutlichkeit als Eigenschaften der psychischen Funktion des Apperzipierens ansehen, nicht blofs, wie wir das tun, als Eigenschaften des zu apperzipierenden Gegenstandes, d. h. dem durch das Organ möglichst adäquat erfafsten Reiz und seinen psychischen Komponenten. Die gröfsere Klarheit und Deutlichkeit kommt unserer Ansicht nach bereits dem auf die Netzhaut projizierten Bilde zu, da es durch andere Einstellungen der Linse bereits besser aufgenommen wird: nach Wundt sind Klarheit und Deutlizhkeit etwas anderes. Er sagt aber, wie auch seine Anhänger[1] empfinden, nun nicht etwa, worin denn die Klarheit und Deutlichkeit besteht, sondern er beschränkt sich nur auf die rein negative Behauptung, dafs nicht etwa die „Stärke"

[1] Vgl. z. B. Barth: Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. S. 245.

der Empfindungselemente wachse. Es ist mit der „Stärke“ der Empfindungen überhaupt eine zweifelhafte Sache. Ein Forscher wie Henri Bergson[1] z. B. leugnet die Intensität für psychische Inhalte überhaupt. Der Unterschied von Wundts Anschauung und der unseren ist nun der, dafs er diese Klarheit und Deutlichkeit den „Vorstellungen“ zuschreibt, während wir sie schon den Empfindungen zuschreiben, wobei wir — ebenso wie Bergson — in dieser Klarheit keineswegs eine Verstärkung, der Empfindung, sondern eine qualitative Verschiedenheit infolge besserer Anpassung sehen, wie wir sie auch durch Vornehmen einer Lupe erzielen können, die auch die Empfindung als Funktion nicht verstärkt. Vor allem aber kommt auch das negative Faktum, die Ausschaltung ablenkender Umstände als „Verstärkung“ in Betracht. So kann man die Tatsache, dafs wir, wenn wir unerwartet eine Turmuhr schlagen hören, den zweiten Schlag deutlicher zu vernehmen glauben als den ersten, vollkommen ausreichend erklären durch die inzwischen eingetretene Adaptation, wozu vielleicht noch eine Perseveration käme: jedenfalls aber sind zentrale Änderungen wie sie Wundt anzunehmen scheint, nicht notwendig zur Erklärung dieser Phänomene. Die Hypothese Wundts[2], die scheinbare Verstärkung der Empfindungen als einen von den Muskelempfindungen und Bewegungen ausgehenden Assoziationsprozefs zu deuten, was Wundt speziell für die Klarheitszunahme von Erinnerungsbildern annimmt, scheint uns in der von Wundt gegebenen Form nicht haltbar. — Ich erwähne noch ein Beispiel, das P. Barth gibt, um den auch auch ihm nicht genügend erklärten Klarheitsbegriff Wundt etwas verständlicher zu machen. Barth sucht in Wundts Sinne die Klarheit als die „nähere Beziehung zum Selbstbewufstsein“ zu deuten. Er schreibt[3]: „Ich gehe nachts auf der Landstrafse und sehe in der Ferne einen eben bemerkbaren, also auf der „Intensitätsschwelle“ befindlichen matten Lichtschein, ohne weiter darauf zu achten. Da fällt mir ein, dafs in der Richtung, in der es liegt, auch das Haus sein mufs, das mein Ziel ist, dafs der Lichtsinn von diesem ausgeht. Er wird nun aufmerksam betrachtet, tritt dadurch auf die „Klarheitsschwelle“, wird bewufster, weil eben zu meinem Selbst oder Selbstbewufstsein in Beziehung gebracht, und er wird auch, infolge der Spannung der Muskeln, die meine Augen nach ihm gerichtet halten, durch „assoziative Miterregung“ intensiver.“ Mir scheint gerade dieses Beispiel zu zeigen, dafs der Wundtsche Klarheitsbegriff überflüssig ist. Es ist zwar erfreulich, dafs Barth nicht, wie das ein Assoziationspsychologe getan hätte, ein anschauliches Erinnerungsbild haftbar macht für die Aufmerksamkeit; denn ein solches braucht nicht da zu sein; es genügt die unanschauliche „Einstellung“. Die nähere Beziehung zum Selbstbewufstsein aber sind die in jener Einstellung unbeschlossenen Gefühle, es sind diese

---

[1] Bergson: Les Donnés immédiates de la Conscience. Chap. I.

[2] Wundt a. a. O. S. 340.

[3] Barth a. a. O. S. 245.

aber etwas wesentlich Verschiedenes von einer gröfseren Klarheit, vielmehr ist deren Wirkung die oben von uns beschriebene. Wenn überhaupt eine gröfsere Klarheit eintritt, so geschieht das durch bessere Adaptation der Linie, ist also eine Änderung des Reizes, nicht des Empfindens selbst. — Nein, es scheint uns durchaus, dafs der Wundtsche Begriff der gröfsten „Klarheit und Deutlichkeit“ als Veränderung des psychischen Vorganges nicht nur unklar, sondern durchaus entbehrlich ist. Die betonende Funktion der Wahrnehmung läfst sich vollkommen ausreichend zurückführen erstens auf das begleitende Spannungsbewufstsein und die Gefühle, die beide die psychischen Komponenten der motorischen Prozesse sind, und zweitens auf die Änderung des Reizes durch Anpassung der Linse, durch die die Strahlen schon verändert werden, ehe sie die Netzhaut erreichen. Nachher ist die Empfindung ihrem Wesen nach, wenn auch nicht dem Inhalt nach, die gleiche wie immer. Es kommt keinerlei andere Funktion in Betracht. Die Apperzeption ist nur die besser adaptierte Perzeption, plus dem begleitenden Tätigkeitsgefühl und anderen affektiven Elementen.

Auch die Arbeit Dürrs, die die Charakterisierung des wahrgenommenen Inhaltes noch um die weiteren Eigenschaften der *Lebhaftigkeit* und *Eindringlichkeit* vermehrt, scheint in dieser Beziehung nicht viel Nutzen zu stiften. Denn nicht nur, dafs er es an einer genügenden Analyse dieser Begriffe fehlen läfst, er schreibt der Funktion des Wahrnehmens Dinge zu, die gar nicht dieser selbst zukommen, sondern den Begleiterscheinungen. Dafs dabei sein Begriff des „Bewufstseinsgrades“ überhaupt viel Bedenkliches hat, wird auch von anderen Psychologen zugegeben. Jedenfalls läfst sich die Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit durchaus auf die Disposition des Subjektes zurückführen, die einem Eindruck günstig oder ungünstig sein kann, was sich als ein stärkeres oder schwächeres Reagieren kundgibt, und so die Aufmerksamkeit in unserem Sinne als motorisch-affektives Phänomen bedingt.

5. Es bleibt uns nun noch eins übrig, unsere Stellungnahme zur „Apperzeptionstheorie“ Wundts in ihrer Gesamtheit zu kennzeichnen, nachdem wir seine Auffassung vom „Klarerwerden“ der apperzipierten Vorstellung abgelehnt haben. Wir stimmen mit Wundt durchaus darin überein, dafs er die assoziationistische Erklärung der „Apperzeption“ und der Aufmerksamkeit ablehnt und an ihre Stelle eine voluntaristische setzt, d. h. eine solche, die im wesentlichen auf Gefühle und Willensreaktionen zurückgeht.

Hier freilich scheiden sich die Wege. Denn Wundts Darstellung ist hier zum mindesten nicht frei von Unklarheiten und Widersprüchen, was denn auch zu schärfster Kritik

von seiten der Assoziationspsychologie Anlafs gegeben hat. Denn obwohl er einerseits die „Apperzeption“ in Teilphänomene auflöst, so spricht er doch wiederum an anderer Stelle von der Apperzeption wie von einem besonderen Vorgang, den er sogar in der Rinde des Stirnhirns lokalisiert.[1] Das hat dann Anlafs zu grimmigen Angriffen gegeben, wozu mindestens die Darstellung, wenn auch vielleicht nicht die Absicht Wundts die Gelegenheit gegeben hat. Man warf ihm vor, er schmuggele einen metaphysischen Begriff, eine „Überseele“ in die Wissenschaft ein[2], oder man erklärt die Wundtsche Lösung für eine blofse Wortlösung.[3] Aber selbst, wenn wir mit Wundt annehmen, dafs die Auffassung der Apperzeption als eines besonderen metaphysischen Vermögens auf einem Mifsverständnis beruht, selbst dann, wenn wir uns nur an die Zerlegung derselben in Teilvorgänge halten, bleibt mancherlei Bedenkliches. Wundt stellt folgende vier Teilvorgänge zusammen, die gemeinsam den Apperzeptionsprozefs bilden sollen. 1. Klarheitszunahme einer bestimmten Vorstellung oder Vorstellungsgruppe, verbunden mit dem für den ganzen Prozefs charakteristischen Tätigkeitsgefühl. 2. Hemmung anderer disponibler Eindrücke oder Erinnerungsbilder, 3. muskuläre Spannungsempfindungen mit daran gebundenen, das primäre Gefühl verstärkenden sinnlichen Gefühlen, 4. verstärkende Wirkung dieser Spannungsempfindungen auf die Empfindungsinhalte der apperzipierten Vorstellung durch assoziative Miterregung. Von diesen vier Teilvorgängen sollen jedoch nur der erste und zweite wesentliche Bestandteile eines jeden Apperzeptionsvorganges sein.

Wir betonen nun im Gegensatz zu Wundt[4], dafs gerade Nr. 3, die Spannungsempfindungen und die damit verknüpften Gefühle nie fehlen, dafs sie, d. h. die ihnen zugrunde liegenden motorischen Prozesse vielmehr das Wesen der Wahrnehmung ausmachen. Ferner ist Punkt 1, die Klarheitszunahme (allerdings im oben gekennzeichnetem Sinne der besseren Adaptation des Reizes) eine Folge dieser motorischen Prozesse.

---

[1] Wundt Grundrifs 9, S. 249.

[2] So z. B. Ziehen: a. a. O. S. 203.

[3] Münsterberg: a. a. O. S. 454.

[4] Wundt: Phys. Psychol. II, 341.

Diese beiden Punkte, motorisch-affektive Stellungnahme und bessere Adaptation des Reizes genügen vollkommen, um die Aufmerksamkeit zu erklären. Punkt 2 und Punkt 4 bestehen wohl zu recht, sind aber nur Nebenwirkungen jener beiden Hauptwirkungen. Diese Erklärung nun scheint uns nicht nur einfacher zu sein, sie scheint auch die in der Wundtschen Darstellung liegenden Unklarheiten zu vermeiden.

6. Wir haben bisher in der Hauptsache nur von der unwillkürlichen Aufmerksamkeit gesprochen und zwar darum, weil hier das eigentliche betonende und heraushebende Phänomen am reinsten herauskommt. Dieses bleibt vollkommen das gleiche in der sogenannten willkürlichen Aufmerksamkeit, die man vielleicht besser als vorhereingestellte Aufmerksamkeit bezeichnen würde. Sie untsrscheidet sich nämlich von der „unwillkürlichen“ dadurch, dafs bei letzterer die Aufmerksamkeit von aufsen unerwartet erregt wird, dafs bei der sogenannten willkürlichen Aufmerksamkeit eine Einstellung der Seele vorausging. Wir haben bereits oben die Einstellung als ein allgemeines Gerichtetsein der Seele beschrieben, ein gefühlsmäfsiges Phänomen, und bei dieser vorläufigen Definition wollen wir es hier noch belassen.

Wir betonen nur, dafs sie kein reproduktives Erinnerungsbild ist, dafs ein solches zwar vorhanden sein kann, dafs dies aber keineswegs die Hauptsache ausmacht. Bei jeder gespannten Erwartung, bei allem Suchen, bei Gespanntsein ist in der Regel keine Gesichtsvorstellung vorhanden, wohl aber ein gefühlsmäfsiges Gerichtetsein, eine motorische Tätigkeitsbereitschaft. Eine allzugenaue visuelle Vorstellung kann sogar schädlich sein: nehmen wir den Fall, dafs wir jemand an einem Treffpunkt erwarteten und dabei ein ganz scharf umrissenes Bild des anderen hätten, wie er im Paletot und Zylinder daherkommt, so werden wir sicherlich ihn, wenn er unerwartet ganz anders kommt, schwerer erkennen, als wir ihn in dem Falle erkannt hätten, wenn wir nicht ein so bestimmtes Bild uns gemacht hätten. Und nur in ganz seltenen Fällen können wir uns ein ganz treffendes Bild machen.

Durch die allgemeine Einstellung nun wird der obenbeschriebene Mechanismus der Aufmerksamkeit vorbereitet und erfolgt nun aufserordentlich rasch. Wenn man die willkür-

liche Aufmerksamkeit als *aktive*, die unwillkürliche als *passive* bezeichnet hat, so ist das natürlich nur sehr cum grano salis zu verstehen, denn die sogenannte „passive" schliefst natürlich auch eine Aktivität ein, nur dafs hier das Aktivitätsbewufstsein nicht auch schon vorausgeht, wie das bei der vorherigen Einstellung der Fall ist. Ebenso ist es mit der Charakterisierung der willkürlichen Aufmerksamkeit als der *vorbereiteten*, der unwillkürlichen als der *unvorbereiteten*. Es handelt sich dabei nur um eine Vorbereitung im Bewufstsein, denn auch die unwillkürliche Aufmerksamkeit setzt eine gewisse Vorbereitung, wenn auch nur als allgemeiner unbewufster Disposition voraus. Wenn einer schreckhaft veranlagt ist und abends im Walde überall Gespenster sieht, so ist natürlich die schreckhafte Veranlagung auch in gewissem Sinne eine Vorbereitung. An demselben Beispiele läfst sich aber auch zeigen, dafs die Bezeichnung „willkürlich" nicht immer pafst für die vorhereingestellte Aufmerksamkeit; denn derselbe furchtsame Mensch will vielleicht sich beherrschen und trotzdem richtet sich beständig seine Aufmerksamkeit auf allerlei verdächtige Phänomene, darum, weil er innerlich infolge seiner Furcht eingestellt ist auf Schreckgesichte.

Alles in allem jedenfalls können wir sagen, dafs ein prinzipieller Unterschied zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Aufmerksamkeit nicht besteht, dafs das Gefühl des Ursacheseins ein Begleitumstand des Aufmerksamkeitsphänomens ist, welch letzterer in seinem Wesen eine motorische Reaktion zur besseren Erfassung und zur Stellungnahme von Eindrücken ist, die in unser Leben eingreifen. Das Gefühl des Selbstursacheseins, des sogenannten *Willens*, tritt dabei dann auf, wenn die Reaktion nicht unmittelbar von aufsen her ausgelöst wird, sondern eine innere Einstellung vorausging. Am Wesen des Phänomens selber ändert das ausgehende Willensbewufstsein nichts. Es ist vielmehr eigentlich nur der dem Aufmerksamkeitsphänomen selber vorausgehende Bewufstseinszustand, der bei der „unwillkürlichen" Aufmerksamkeit fehlt.

7. Dabei sei gleich darauf hingewiesen, dafs das, was wir pauschal als „Wahrnehmung" bezeichnen, in der Regel nicht etwa ein einheitlicher Akt ist, sondern gewöhnlich eine ganze

Reihe von Akten, die sich nur auf dasselbe Objekt beziehen. Ich spreche darum auch von Wahrnehmungsreihen. Meine Wahrnehmung eines komplizierten Objektes nämlich ist in der Regel keineswegs mit einer einheitlichen Fixierung erschöpft, sondern meine Apperzeption einer Landschaft, ja eines einzigen Menschen ist ein beständiges Umapperzipieren; das Auge gleitet hinab und hinauf, „tastet“ Einzelheiten ab, wie man es genannt hat, und kehrt wieder, durch die Detailfixierungen bereichert, zum Gesamtanblick zurück. Dieses Durchlaufen einzelner Wahrnehmungsstadien nenne ich eine Wahrnehmungsreihe, und es ist besonders für die Pädagogik äufserst wichtig, den Schüler zu gewöhnen, statt einmal das Ding anzustarren, die Wahrnehmungstätigkeit in solche Reihen aufzulösen. Besonders in der Kunstwissenschaft hat man erkannt, dafs eine genaue Beobachtung nur durch ein „Analysieren“, ein „Beschreiben“ möglich ist. Statt der begrifflichen Formulierung können auch andere Tätigkeiten wie Zeichnen, Formen etc. als Anregung für solche Wahrnehmungsreihen dienen. Nur aber, indem man die Aufmerksamkeit in beständiger, wacher und wechselnder Tätigkeit erhält, ist es möglich, sie zu einer gewissen Dauer zu bringen. Ohne beständiges Umadaptieren, beständiges Wechseln des Blickpunktes, ist es ganz unmöglich, die Aufmerksamkeit wachzuerhalten. Man mag noch soviel rein „psychische Energie“ aufbieten; wenn man wirklich ohne jegliche Muskeltätigkeit einen Punkt fixieren will, so erlischt die Aufmerksamkeit, alles verschwimmt: nur durch muskulare Aktivität und Gefühle kommt die Aufmerksamkeit zustande und je mannigfacher und wechselnder man sie gestaltet, um so lebendiger wird sie.

8. Das was wir oben als dispositionelle Aufmerksamkeit der bisher behandelten *funktionellen*, d. h. dem heraushebenden und betonenden Tätigkeitsbewufstsein in der einzelnen Wahrnehmung gegenübergestellt haben, ist im letzten Grunde nur eine ganz allgemeine und unbestimmte Einstellung. Es ist jener Zustand der Erwartung und Spannung, der doch nicht genau weifs, was er erwartet und worauf er gespannt ist. Wenn ich einem anderen zurufe: „Aufgepafst!“ oder „Vorsicht!“, so entsteht hier eine ganz unbestimmte Einstellung auf irgend etwas, die natürlich nicht reproduktiv erklärt werden kann, sondern nur als ein Gefühl, eine Stellungnahme, eine Tätigkeitsbereitschaft. — Psychisch ists ein Gefühl des Gespanntseins, physiologisch

eine motorische Disposition, deren Bild Ribot ausgezeichnet gegeben hat. Es handelt sich teils um positive Prozesse, d. h. Adaptationen, die dem Eindruck entgegenkommen wollen, teils um negative, die eine Konzentration befördern, indem sie alle Ablenkung unterbinden. Die Kritiker Ribots haben meist aufser Acht gelassen, dafs er hauptsächlich die dispositionelle Aufmerksamkeit im Auge hat und allerdings der von uns analysierten funktionellen nicht immer genug Rechnung trägt.[1]

Indessen wird die rein dispositionelle Aufmerksamkeit bald ermatten, wenn sie nicht in eine Kette von funktionellen Prozessen aufgelöst wird: in diesem Falle ist dispositionelle Aufmerksamkeit nur ein Sammelname für eine ganze Reihe von funktionellen Phänomenen. Ein geschickter Lehrer wird darum sich nicht damit zufrieden geben, ganz allgemein Aufmerksamkeit als Disposition von seinen Schülern zu verlangen, sondern er wird ihre funktionelle Aufmerksamkeit Schritt für Schritt zu erzielen wissen, indem er beständig von neuem ihr Interesse erweckt, ihre Mittätigkeit anspornt, so dafs die Gesamtheit der funktionellen Aufmerksamkeiten dann eine durchgehende dispositionelle darstellt.

9. Stellen wir nun nochmals die physiologischen Prozesse zusammen, welche das hervorhebende und betonende Wahrnehmen ausmachen, so können wir drei Gruppen unterscheiden, die ich bezeichnen will als die adaptiven, die affektiv-reaktiven und die Hilfsprozesse.

Was zunächst die adaptiven Prozesse im Wahrnehmen anlangt, so umfassen wir damit die Gruppe jener Bewegungen, welche die Organe instand setzen, die Empfindungen überhaupt und dann in der besten Form aufzunehmen. Wir hatten oben vor allem die Gesichtswahrnehmung besprochen. Beim Ohr spielen derartige Adaptationsbewegungen natürlich ebenfalls eine bedeutsame Rolle. Dafs für das Abtasten mit der Hand Bewegungen nötig sind und welche da in Betracht kommen, ist ebenfalls klar. Das Gleiche gilt vom Geruchssinn, wo verstärktes Einatmen, Weiten der Nasenflügel etc. ebenfalls ein deutlich umschriebenes Bild abgeben.

Weniger leicht sind die affektiv-reaktiven Prozesse zu beschreiben, die zeitlich zuweilen den adaptiven vorausgehen. Was darunter zu verstehen ist, dürfte nach unseren Untersuchungen klar sein. Es sind lauter Reaktionen des ganzen Organismus oder solcher Teile derselben, die mit der eigentlichen Adaptation nichts zu tun haben. Nach der älteren

[1] Ribot: Psychologie de l'Attention. Paris 1892.

aber unrichtigen Theorie würde man sie als „Ausdrucksbewegungen“ kennzeichnen. Indessen ist es offenbar, dafs das Wesen des Stutzens in der Verwunderung, des Zurückweichens im Schreck nicht im „Ausdruck“ der Gefühle gesucht werden darf; es sind vielmehr Reaktionen, die sich biologisch als wichtig für die Erhaltung des Ich erweisen. Damit haben wir bereits einige der hierher gehörigen Prozesse genannt. Selbst wenn man nicht das Wesen der Affekte ausschliefslich in diesen körperlichen Erscheinungen sehen will, so mufs man doch zugeben, dafs die Beziehungen viel enger und tiefer sind, als es die „Ausdruckstheorie“ annimmt. Vor allem darf man zu diesen affektiv-reaktiven Prozessen nicht blofs die äufserlich sichtbaren rechnen, sondern mufs auch alle die inneren, vasomotorischen einbeziehen, für welche die Ausdruckstheorie völlig hinfällig wird. Man könnte deren biologische Bedeutung darin sehen, dafs sich so dem ganzen Organismus die Änderung der Konstitution mitteilt. Jedenfalls ist sicher, dafs bei lebhafter Aufmerksamkeit stets solche Prozesse auftreten, die nicht der Aneignung der Empfindung direkt dienen, die indessen indirekt doch zur Verstärkung des Phänomens beitragen, indem sie mit dem Aktivitätsgefühl der adaptiven Aufmerksamkeit verschmelzen und nun jene Zustände bilden, die wir als freudige oder erschreckte Aufmerksamkeit alle kennen. Sie treten ungleich stark hervor in den einzelnen Fällen, fehlen aber bei einigermafsen lebhafter Aufmerksamkeit nie.

Die dritte Gruppe bezeichnete ich als die Hilfsprozesse bei der heraushebenden Wahrnehmung. Es sei gleich bemerkt, dafs nicht immer ganz scharf geschieden werden kann, zumal im einzelnen Falle alle jene Einzelprozesse zu einer komplexen Wirkung zusammengehen. Diese Hilfsprozesse sind nicht so unbedingt nötig wie die adaptiven, denn sie dienen nur indirekt der Adaptation. Wir hätten darum hierher zunächst alle jene Phänomene zu rechnen, die wir bereits oben erwähnt hatten und die nur negativ wirken, insofern als sie andere Funktionen ausschalten, um die möglichste Konzentration auf das eine Sinnesgebiet zu erzielen. Dazu kommen noch weitere Bewegungen, welche die Adaptation des Organs verstärken

sollen, so Vorbeugen des Körpers etc. Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, hier vollständig zu sein.

Zweitens kommen auch Nachahmungsbewegungen in Betracht. Karl Groos[1] hat sogar alles ästhetische Wahrnehmen auf eine „innere Nachahmung“ zurückführen wollen, und jedenfalls ist in seiner Theorie, wenn man sie auch nicht in ihrem ganzen Umfang annimmt, ein richtiger Kern. Schon bei Tieren, bei Affen z. B., bemerken wir jene Tendenz zum Nachahmen, die wir auch beim Menschen im lebhaften Affekt beobachten. Bei affektbetonter Wahrnehmung ahmen wir ganz unbewufst nach. Ein Junge, der einer Prügelei aufgeregt zusieht, ahmt die Prügel nach, die die Kämpfer austeilen. Derartige Nachahmungen verstärken die Wahrnehmung, und ich selber habe, wie das ähnlich auch Lichtwark und V. Lee taten, bei ästhetischer Unterweisung stets als sehr vorteilhaft gefunden, wenn man die im Kunstwerk dargestellten Haltungen und Gesten nachahmt. Nichts unterstützt so sehr die Wahrnehmung.

10. Aber es gibt noch weitere Hilfsbewegungen, die zwar auch affektiven Ursprungs sind, die aber zugleich dadurch, dafs sie infolge ihrer Bedeutung für die interindividuelle Mitteilung soziale Bedeutung erlangt haben, ganz besonders ausgebildet worden sind. Hier wäre der Begriff „Ausdrucksbewegungen“ eher am Platz. Ich denke dabei an jene hinweisenden und betonenden Gesten, zu denen wir auch die Sprache rechnen müssen, speziell in der Form des Urteils.

Ich möchte alle die hier in Betracht kommenden Hilfsbewegungen als Mitteilungsbewegungen zusammenfassen. Damit ist nicht gesagt, dafs sie ihrem Ursprung nach auf Mitteilung gerichtet gewesen seien, dafs man sie etwa absichtlich zum Zwecke der Mitteilung eingeführt habe. Nein, sie waren ursprünglich rein affektiver entladender Natur, als sich jedoch dabei die Möglichkeit der Mitteilung ergab, wurde dieser Nebenwirkung eine besondere Ausbildung zu teil, als deren Frucht wir heute die Sprache anzusehen haben.

Die ersten Mitteilungsbewegungen waren, wie gesagt, affektiver Natur. Sie waren etwa Greifbewegungen aus dem Wunsch

---

[1] Karl Groos: bes. Der ästhet. Genufs. 1902.

des Besitzes heraus oder wenigstens Hindeutungsgesten, die den Affekt der Aufmerksamkeit zugleich verstärkten und dann entluden, wie das ja bei fast allen Affektäufserungen der Fall ist. Das Kind deutet aus Affekten heraus auf alles, was seine Aufmerksamkeit erregt und begleitet diese Gesten auch mit Geschrei. Sobald es die Erfahrung macht, dafs es durch solche Fälle etwas erreicht, bringt es instinktiv ein gewisses System in die Sache. Indem diese ursprünglichen Bewegungen des Affektausdrucks zur Mitteilung werden, verlieren sie keineswegs ihre Bedeutung als Verstärkung und Betonung der Aufmerksamkeit. Wir haben oben davon gesprochen, dafs es die beste Anregung zur Beobachtung ist, wenn man Urteile fällt. Diese verstärken und unterstreichen gleichsam die Beobachtung. Die Praxis z. B. des neueren Unterrichts in der Kunstgeschichte beginnt mit der genauen „Analyse“ des Bildes, d. h. der Umsetzung in Urteile, und jeder, der darin Erfahrung hat, weifs, wie sehr verstärkend das wirkt gegenüber der blofsen Anschauung.

Wir fassen also das „Urteil“ (es ist hier stets von dem „beschreibenden Wahrnehmungsurteil“ die Rede) als eine konventionelle Ausbildung von affektiven Gesten zu verschiedenen Zwecken. Wir versuchen zunächst das Schema einer Entwicklungslinie zu entwerfen.

Den Beginn macht die Greifbewegung, welche die natürlichste Reaktion nach aufsen auf einen affektbetonten Eindruck beim Kinde ist. Es sieht ein Licht oder den Mond und greift danach, später merkt es, dafs Greifen nicht immer zum Ziel führt, und es beschränkt sich auf ein andeutendes Greifen, woraus sich das Hindeuten entwickelt, welches infolge der Wirkung auf andere Menschen nun weitere Werte bekommt und besonders durch Unterstützung von Lauten eine zweckdienliche Ausbildung erfährt. Soweit ist die Entwicklung auch beim Tiere gediehen. Auch hier haben wir die Lautäufserung als Affektausdruck, die von anderen verstanden wird; dahin gehören z. B. die Warnungsrufe der Wachtiere bei Herden. Allmählich nun überwiegt beim Kinde das Objektive über das Subjektive, das Sachliche wird stärker neben dem Affektiven im Urteil. Das Kind deutet auf ein Licht und sagt vielleicht „da!“ dazu. Das heifst nun nichts anderes als: „Wie

hell das Licht ist!“ Es ist ein primitives Urteil. Allmählich lernt es auch die allgemeingültigen Worte und sagt auf das Licht deutend: „Licht!“, was in seiner Sprache noch immer bedeutet „Wie schön das Licht ist!“ und jedenfalls bereits der sprachliche Ausdruck der heraushebenden Wahrnehmung ist, welche das Licht isoliert. In unvollkommener Form haben wir in solchen „Einwortsätzen“ dennoch ein vollständiges Urteil der Absicht nach. Erst allmählich geht dann das Erlernen der Sätze soweit, dafs sprachlich korrekt Subjekt und Prädikat nebeneinander gestellt werden. Indessen wird das Sprechen durchaus als motorischer Mechanismus erlernt, bei dem das Gehör nur die Kontrolle hat.

Wir werden im Kapitel IV die Analyse der Urteilsakte fortsetzen. Hier sei nur festgestellt, dafs das Urteil, d. h. die sprachliche Formulierung, nicht nur der Mitteilung an andere dient, sondern auch vor allem für das Individuum selbst eine Fixierung der analytischen Wahrnehmung darstellt. Als solche ist es ein motorischer Mechanismus, der sich an die Wahrnehmung anschliefst und diese in feste Formeln prägt.

11. Zum Schlufs sei nochmals erwähnt, dafs alle möglichen Tätigkeiten, ohne unmittelbar in den Wahrnehmungsakt einzugehen, dennoch die Wahrnehmung anregen können. Wir haben bereits oben einige Beispiele solcher wahrnehmungsanregenden Tätigkeiten gegeben. Eine Aufzählung aller einzelnen ist unmöglich. Indem sie das Aktivitätsbewufstsein überhaupt steigern, tragen sie auch direkt zur Steigerung der Aufmerksamkeit als Bewufstseinsphänomen bei, während sie indirekt vor allem anregend wirken, zum genauen Beobachten zwingen. Statt einer langen Aufzählung aller möglichen in Betracht kommenden Tätigkeiten, stelle ich nur einen Notizbucheintrag eines ausgezeichneten Selbstanalytikers, H. F. Amiel, hierher.[1] Er schreibt: „C'est en enseignant qu'on s'instruit, en racontant qu'on observe, en affirmant qu'on examine, en montrant qu'on regarde, en écrivant qu'on pense, en pompant qu'on fait venir de l'eau dans son puits.“

[1] H. F. Amiel: Fragments d'un Journal intime, I, S. 120. 1905.

Kapitel III.

Das Wahrnehmen in seiner synthetischen Funktion.

(Dingbildung, Typisierung, Generalisierung.)

1. Wir wenden uns nunmehr zu jener Funktion der Wahrnehmung, die mit der heraushebenden oder betonenden immer gemeinsam auftritt, und die wir als die synthetische bezeichnet hatten, weil sie aus der Fülle der Empfindungen eine besondere Zusammenfassung und Vereinheitlichung vornimmt, die wir als Dingbildung, Typisierung und Generalisierung bezeichnen, und die dann in besonderer Ausprägung zum „Begriff“ führt. Indessen wäre es falsch, blofs dem „Begriff“ jene Dingbildung und Typisierung zuzuschreiben. Auch die vorbegriffliche Wahrnehmung, die wir besonders beim Tier, aber auch beim Menschen noch genug finden, kennt bereits Typisierung und Substanzialisierung. Ich habe oben schon an einem Beispiel erläutert, was ich mit der typisierenden und substanzialisierenden Wahrnehmung meine. Wenn ich eine Anzahl in bestimmter Ordnung auf mich eindringender grüner und brauner Farbenreize zusammenfasse, nicht als Empfindungen, sondern als ein festes einheitliches „Ding“ nehme, dem ich den Namen „Baum“ beilege, so habe ich eben eine synthetische Wahrnehmung gemacht. Dabei kann, wie gesagt, der Name, das Wort, fehlen, und in diesem Falle haben wir es nur mit einer typisierten Wahrnehmung zu tun, noch nicht mit einem Begriff. Ein Begriff wird erst dort aus der typisierten Wahrnehmung, wo in einem Worte eine besondere Fixierung jener Typisierung vorgenommen ist. Die Zahl der typisierten Wahrnehmungen, die wir bilden, ist aber unendlich viel gröfser als die Zahl unserer Worte. Wir können sie wohl mit Worten

umschreiben, aber nur ungenügend. — Wir lassen vorläufig die Fixierung im Worte beiseite und halten uns blofs an die typisierte und substanzialisierte Wahrnehmung.

2. Betrachten wir auch hier zunächst, wie der Assoziationismus diese Dinge erklärt. In der Tat glaubt er, durchaus mit Empfindungen und Erinnerungsbildern auszukommen, und schafft nun die folgende recht geistreiche, aber ganz schematische und unzureichende Konstruktion: „Von einem sinnlichen Gegenstand werden Partialvorstellungen in verschiedenen Hirnteilen niedergelegt; diese Partialvorstellungen stehen in assoziativer Verbindung; daher werden beim Aufleben der einen Partialvorstellung durch Assoziation die andern wachgerufen. Die Gesamtheit der assoziativ verknüpften Partialvorstellungen bildet die Vorstellung des Gegenstandes.“ „So besteht z. B. die Vorstellung „Rose“ aus drei Partialvorstellungen, welche ebensovielen qualitativ verschiedenen, von der Rose ausgelösten Sinnesempfindungen entsprechen; hierzu treten zwei Sprechelemente, die Bewegung des Aussprechens des Wortes und die akustische Vorstellung des gehörten Wortes.“ [1] — Es ist nun nach unserer früheren Darstellung offenbar unmöglich, mit der Geruch- und Tastvorstellung so zu hantieren, wie es Ziehen tut. Wenn ich also eine Gesichtsempfindung, die von einer Rose ausgeht, habe, so tauchen nach Ziehen sofort Geruchs- und Tastvorstellungen auf. Das aber ist schon darum unmöglich, weil die Erinnerungsbilder von Geruchs- und Tastempfindungen von den meisten Menschen überhaupt nicht erlebt werden können! Sind diese darum unfähig, eine „konkrete Gesamtvorstellung“ von der Rose zu bilden? Andererseits zeigt mir auch die exakte Selbstwahrnehmung sofort, dafs, wenn ich von fern ein bestimmt geformtes Rot empfinde und es als „Rose“ erkenne, dann dabei keineswegs Geruchs- und Tastvorstellungen mitgewirkt haben, die doch nach Ziehen assoziiert werden. Auf diese Art läfst sich weder die Typisierung noch die Substanzialisierung, die in der Wahrnehmung liegen, erklären. Ein paar um eine reine Sinnesempfindung, wenn es diese gäbe, sich herumgruppierende Erinnerungsbilder machen noch lange nicht die Verdinglichung der Inhalte aus, ein

[1] Ziehen, a. a. O., S. 140 f.

Problem, dem Ziehen darum auch aus dem Wege geht; und ebensowenig erklären sie den typischen Charakter, der die Momentanempfindungen zur Wahrnehmung erhebt.

Nun hat man die Unzulänglichkeit dieser Erklärung durch Assoziationen schon lange eingesehen und hat dem abzuhelfen gesucht, indem man den Assoziationsbegriff modifizierte. Statt einer sukzessiven Assoziation schuf man die „simultane Assoziation“. Besonders Wundt[1] hat diese Assimilationstheorie begründet, die gewisse Vorzüge hat vor der Assoziationstheorie alten Stils, im Grunde aber deren Hauptfehler auch nicht vermeidet. Der Vorzug vor der Assoziationstheorie besteht darin, dafs sie die Teile des Gesamterlebnisses nicht sukzessiv auftauchen und nebeneinander bestehen läfst, sondern ihre Verschmelzung ineinander betont, so dafs die grellen Widersprüche der anderen Lehre mit der Selbstbeobachtung in dieser Hinsicht vermieden werden. Des weiteren bietet sie den Vorzug, dafs nicht nur Erinnerungsbilder wie bei Ziehen, sondern auch Gefühle und motorische Reaktionen berücksichtigt werden. Trotzdem liegt auf diesem Gebiete auch der Mangel; denn noch immer ist die Assimilationstheorie zu intellektualistisch. Sie schreibt den „Vorstellungen“, die allerdings bei Wundt ein sehr vager Begriff sind, eine viel zu grofse Rolle zu. Zwar ist auch hier Wundt bedeutend vorsichtiger als Ziehen, der die Erinnerungsbilder in der Gestalt, wie sie deponiert waren, wieder anklingen läfst, ohne zu fragen, wie sie zu dem neuen Eindruck passen. Wundt dagegen deckt sich nach dieser Hinsicht, indem er betont, dafs in der Regel sich nicht nachweisen läfst, dafs irgend eine einzelne früher vorhanden gewesene Vorstellung als Ganzes auf den neuen Eindruck assimilierend gewirkt habe. „In den meisten Fällen ist dies schon dadurch ausgeschlossen, dafs die assimilierende Wirkung sehr vielen Einzelvorstellungen zugeschrieben werden mufs, die sich in zahlreichen Eigenschaften voneinander unterscheiden. — Wir haben demnach den Assimilationsprozefs als einen Vorgang aufzufassen, bei dem nicht eine bestimmte Einzelvorstellung, sondern bei dem eine Menge solcher Verbindungen, die sämtlich nur annähernd mit dem

[1] Wundt, Grundrifs, S. 278 f.

neuen Eindruck übereinzustimmen brauchen, auf das Bewufstsein einwirkt.“ [1]

Damit ist nun ohne Zweifel eine Schwierigkeit behoben, die der Assoziationspsychologie vorzuwerfen war, nämlich die Unmöglichkeit, anzugeben, welches einzelne Erinnerungsbild denn in der Wahrnehmung jedesmal gewirkt habe. Es bleibt aber die Schwierigkeit der intellektuellen Elemente überhaupt, die nun einmal nicht nachgewiesen werden können, und die von Wundt angenommene Verbindung vieler früheren Vorstellungen bleibt doch einigermafsen hypothetisch. Wenn ich etwas als ein Haus oder einen Menschen erkenne, so kann ich davon keinerlei „Vorstellungen“ nachweisen, die mit der Empfindung verschmelzen, und bereits Berkeley hat gezeigt, welche grofsen Schwierigkeiten in den „Vorstellungen von allgemeinen Dingen“ liegen. Auch die Wundtsche Theorie ist bei all ihren Vorzügen vor der Ziehenschen eine Konstruktion. Kann ich wirklich darum ein Dreieck wahrnehmen, weil sich die Elemente früherer Dreiecke, die in meinem Gedächtnis sind, assimilieren? Nein, das Hinzutreten anschaulich-intellektueller Elemente ist und bleibt unbeweisbar, und die Zuflucht zu „verschwommenen“ Vorstellungen, die man neuerdings gesucht hat, ist höchstens ein Notgerüst, weiter nichts.

Wir werden nun denjenigen Teil der Wundtschen Theorie, der uns allein wertvoll und fruchtbar zu sein scheint, beibehalten und die Vorstellungen, die Wundt noch einbezieht, ganz preisgeben. Wir sagen also: dasjenige, was der Wahrnehmung ihren typischen und dingbildenden Charakter verleiht, sind gerade nicht Vorstellungen, sondern Gefühle und Tätigkeitseinstellungen, mit einem Worte subjektive Stellungnahmen, nicht intellektuelle objektive Elemente, wie die Assoziationspsychologie wollte.

3. Beginnen wir zunächst mit der „Verdinglichung“, der Substanzialisierung, und was damit zusammenhängt, der Einordnung in den Raum. Was bewirkt es, dafs wir gewisse Eindrücke z. B. des Gesichtssinns dinghaft deuten, dafs wir sie nicht für Luftspiegelungen oder für reine Halluzinationen nehmen? Im Eindruck an sich, in dem Empfindungsgehalt

[1] Wundt, a. a. O. S. 283.

kann es nicht liegen, denn dann würden wir etwa ein Ding im Spiegel für das Ding selber halten. Durch Assoziationen von Erinnerungsbildern, wie die Assoziationspsychologie will, ist es auch nicht zu erklären. Auch wenn ich ein Ding zum ersten Male erblicke, leihe ich ihm doch gleich „Dingcharakter", obgleich ich es nie berührt oder gerochen habe, und infolgedessen Erinnerungsbilder des Tasteindrucks oder des Geruchseindrucks nicht das Wesen jener Verdinglichung ausmachen können.

Nein, das Wesen der Verdinglichung ist erstens in Bewegungsphänomenen und zweitens in daraus resultierenden Gefühlen zu suchen. Unter diesen Bewegungsphänomenen aber sind diejenigen die wichtigsten, die die Wahrnehmung der Dreidimensionalität vermitteln. Und zwar stimmen die neusten Untersuchungen sowohl der Physiologen wie die der Psychologen überein in der Feststellung der Tatsache, dafs die Raumwahrnehmung des Auges aufs allerengste von Prozessen motorischer Art abhängt.

Speziell die bei der Operation von Blindgeborenen gemachten Beobachtungen zeigen, dafs die Verdinglichung nicht in den Empfindungen allein liegen kann; denn die Empfindungen sind nach der Operation sofort vorhanden, aber erst durch das allmähliche Erlernen des dreidimensionalen Sehens, d. h. durch motorische Adaptationen, vollzieht sich die Verdinglichung und die Einordnung in den Raum.[1] Sehr interessant ist auch der Bericht über Kaspar Hauser, der, als er kurz nach der Befreiung aus seinem unterirdischen Gefängnis eine Sommerlandschaft überblickte, nur den Eindruck hatte, dafs vor seinem Fenster ganz nahe vor seinen Augen ein Laden aufgerichtet sei, auf dem ein Tüncher seine verschiedenen Pinsel mit Weifs, Blau, Grün, Gelb, Rot, Braun, alles bunt durcheinander ausgespritzt habe.[2] — Ebenso zeigen die Beobachtungen an Säuglingen, dafs zuerst nur Farben, viel

---

[1] Man vgl. Franz, Phil. Transactions. London 1841. I, S. 59 ff. ferner: Uhthoff: Beiträge zur Psych. u. Physiol. der Sinnesorg. (Festschr. für Helmholtz) 1891. Rählmann: *Zeitschr. für Psychol.* 2. Hirschberg: *Archiv für Ophth.* 21. Trinchinetti; *Arch. des Sciences phys. et nat. de Geneve* 6.

[2] A. v. Feuerbach, Kaspar Hauser. Anspach. 1832. S. 77.

später erst Formen und Entfernungen wahrgenommen werden, was alles beweist, dafs nicht in den Empfindungen die Verdinglichung liegen kann, sondern dafs sie erst allmählich erlernt werden mufs.[1]

Dafs das Sehen der Dreidimensionalität und der räumlichen Beziehungen überhaupt auf motorischen Faktoren beruht, ist in der Physiologie wohl allgemein angenommen und auch die neueren psychologischen Experimente von Jänsch bestätigen diese Annahme. Jänsch schreibt: „Exakt und fest lokalisiert sind in der Sehsphäre nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens nur die Innervationen (Impulse), weshalb von Monakow durchweg das Postulat vertritt, dafs die Raumwahrnehmung in ganz grundwesentlicher Beziehung zu den Impulsen, also zu motorischen Vorgängen stehen müsse. Das psychologische Experiment erweist den Inhalt dieses Postulates als eine tatsächliche Wahrheit.“ [2]

Von der durch die Augenbewegung bedingten Wahrnehmung der Dreidimensionalität und der Einordnung in den Raum hängt aber zugleich jenes Gefühl ab, das den Kern des ganzen Objektivitätsbewufstseins ausmacht. Es stammt natürlich aus der Erfahrung; operierte Blindgeborene müssen es erst erwerben, wie sie das Raumbewufstsein erst erlernen. Es ist keineswegs identisch mit den Tasterinnerungen, sondern ist jene subjektive Reaktion, jene Stellungnahme, die wir jedem von uns als dinghaft wahrgenommenen Objekte gegenüber haben, einerlei ob wir es jemals betastet haben oder nicht. Aber keineswegs die objektive Tastempfindung oder deren Reproduktion, sondern die subjektive Stellungnahme macht den Kern der Verdinglichung aus.

Besonders pathologische Beobachtungen geben hier guten Aufschlufs. Wir haben nämlich zwei Arten von pathologischen Phänomenen, die sich ganz gleichen bis eben auf die Einordnung in den Raum und das damit zusammenhängende Objektivitätsbewufstsein, kurz also ihre Ver-

---

[1] Preyer, Die Seele des Kindes: 3. Aufl. S. 44 ff.

[2] Jänsch, Über die Wahrnehmung des Raumes 1911. S. 88. Er bezieht sich dabei auf folgende Schriften von Monakows: Ergebnisse der Physiologie, hsgb. von Asher & Spiro, Jahrg. I, Abt. II, 1902, ferner im Bericht über den IV. Kongrefs für Experim. Psychol. in Insbruck 1911. In den Verhandl. der Ges. deutscher Naturforscher u. Ärzte 1910.

dinglichung. Störring, der das gut beschrieben hat, nennt die einen Pseudohalluzinationen, diejenigen aber, bei denen die Verdinglichung eintritt, wirkliche Halluzinationen. Mit Recht bemerkt Störring, dafs die Tatsache, dafs Vorstellungen die Intensität von Wahrnehmungen annehmen können (in den Pseudohalluzinationen) ohne als Wahrnehmungen zu gelten, beweist, dafs die Wahrnehmungen sich noch durch etwas anderes von den Vorstellungen unterscheiden müssen als durch die Intensität. Auch diese Pseudohalluzinationen sind unabhängig vom Willen, sie können nicht durch willkürliche Anstrengungen der Einbildungskraft verändert werden. Trotzdem gelten sie nicht als objektiv. Das Wesentliche ist, dafs die Pseudohalluzinationen sich unabhängig von dem Funktionieren des Sinnesorgans zeigen, und dafs keine Einordnung in den gewohnten Raum stattfindet. „Das Individuum bemerkt bei den Pseudohalluzinationen, dafs eine Einstellung der Augen auf diese Phänomene nicht möglich ist und deshalb die durch solche Einstellung bei Gesichtsobjekten entstehende Wirkung auf diesem Wege nicht zu erzielen ist.“ Dadurch bleibt natürlich auch die Einordnung in den Raum aus, und sie erscheinen daher als subjektive Gebilde. Der Objektivitätscharakter, die Verdinglichung, beruht also auf der Einstellung der Augen, d. h. motorischen Funktionen (wozu auch die Unabhängigkeit der Erscheinung von den Bewegungen des Gesamtkörpers kommt, die bei länger dauernden Pseudohalluzinationen zu beobachten ist).

Für das Bewufstsein macht sich aber die Beziehung zwischen den motorischen Funktionen und dem Inhalt als eine spezifische Stellungnahme, ein Gefühl geltend.

4. Gehen wir nun von der Verdinglichung zu einer andern Seite der synthetischen Funktion der Wahrnehmung, der Typisierung und Generalisierung, über, die allerdings in gewisser Weise zusammenhängt mit der Verdinglichung, indem die Annahme eines gewissen dauernden Zusammenhangs der Empfindungen auch eine Verallgemeinerung derselben darstellt. Natürlich geht die Typisierung weiter, sie fafst auch andere Erlebnisse derselben Art, die aber anderen Dingen zugehören, mit dem vorliegenden zusammen. Wodurch entsteht nun eine solche Synthese, eine solche Generalisierung?

Wie bereits erwähnt, erklärt die Assoziationspsychologie diese Tatsache durch „Mitschwingen zahlloser Partialvorstellungen“. Wenn der Begriff „Pflanze“ in uns auftaucht, so sollen erst die Sprachkomponenten des Wortes „Pflanze“ auftauchen, und zweitens geraten dabei die zahllosen Partial-

vorstellungen aller einzelnen Pflanzen in leise Miterregung sie sollen „mitschwingen“.[1] Nun habe ich bereits oben dargetan, welche Unklarheiten in dieser Darstellung stecken, und dafs jeder sich durch Selbstbeobachtung überzeugen kann, dafs, wenn er „Pflanze“ denkt, keineswegs alle seine Vorstellungen von Weinrebe und Eukalyptusbaum, von Cardamine pratensis und Victoria regia mitschwingen. Die Idee ist zu barock, um überhaupt eine ernsthafte Widerlegung nötig zu machen.

Wir wollen nun unsererseits die Entwicklung einer solchen typisierten Wahrnehmung darstellen, und zwar nehme ich ein Beispiel, wo sich die Typisierung sozusagen im Lichte des Bewufstseins vollzieht. Ich nehme die typisierte Wahrnehmung „schöne Frau“. Das kleine Kind bildet diese Typisierung kaum; wenn es doch einmal diese Worte braucht, so redet es sie nach, ohne das Wesentliche der Typisierung zu erfassen. Diese will *erlebt* sein, und jeder normale Mann hat sie erlebt, indem gegenüber irgendeinem Wesen jene typische Gefühlserregung eintrat, die sich nunmehr auch bei anderen wiederholte. Durch dieses Gefühl aber wird die Wahrnehmung typisiert; aus der Gesamtheit der Frauen, die der Knabe erblickt, löst sich ihm eine Gruppe heraus, die für ihn zu jenem Typus gehört. Das Typische in seiner generalisierenden Wahrnehmung „schöne Frau“ beruht aber nicht im objektiven Inhalt, es beruht im *Gefühl*. Was alle majestätischen oder schlanken, blonden oder schwarzen, üppigen oder grazilen Schönheiten zusammenbindet, ist nicht ein objektives Merkmal, ist noch weniger der Umstand, dafs alle Erinnerungsbilder der anderen mitschwangen. Erst im *Begriff* tritt eine gewisse Objektivierung ein, obwohl, wie ich später in einem besonderen Kapitel zeigen werde, auch diese Objektivierung stets auf den subjektiven Kern, das verbindende Gefühl, zurückführt. Ich spreche dabei auch nur von der *innerhalb* des Individuums sich vollziehenden Typisierung. (Daneben besteht die Tatsache, dafs im interindividuellen Verkehr, in der Erziehung usw. der Verlauf oft umgekehrt ist, dafs erst das Wort erlernt wird und dann erst die Typi-

[1] Ziehen, a. a. O., S. 145.

sierung vollzogen wird durch Anwendung des Begriffes auf die Einzeldinge.)

Für die Bildung von verallgemeinernden Wahrnehmungen, wie wir deren täglich welche vollziehen, ohne sie immer in Worten oder gar in einem einzelnen Begriff zu fixieren, für diese ist jedenfalls die Reaktion das Bindende, nicht etwa die objektive Ähnlichkeit. Ähnlichkeit in unserm Sinne ist also eine subjektive Stellungnahme, nicht etwa jene „objektive“ Ähnlichkeit, die man als eine partielle Übereinstimmung definiert. Damit eine Typisierung in uns sich bilde, ist die objektive Ähnlichkeit weder nötig, noch zwingt sie unbedingt zur Typisierung. Oft werden Dinge unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammengefafst, die objektiv gar keine Ähnlichkeit haben, wofür das Beispiel der „schönen Frau“ genügt; oft aber vollziehen wir, obwohl eine objektive, ja sinnfällige Ähnlichkeit vorhanden war, trotzdem keinerlei Typisierung, aus dem einfachen Grunde, weil uns die Ähnlichkeit als solche gar nicht zum Bewufstsein kam, d. h. weil — obwohl die objektiven Momente und deren Empfindungen gegeben waren — die subjektive Reaktion ausblieb. Diese also ist das Wesentliche für das Typisieren.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dafs die objektive Ähnlichkeit, die partielle Übereinstimmung ganz nebensächlich sei für das Generalisieren. Ihre Bedeutung für die typisierende Wahrnehmung ist ähnlich der der Intensität des Reizes für die analytische Wahrnehmung: sie sind günstige äufsere Bedingungen für die Erweckung der spezifischen Stellungnahme, aber sie sind weder unentbehrlich, noch, wenn sie vorhanden sind, unbedingt zwingend. Entscheidend ist erst die subjektive Stellungnahme. Diese also ist erst der Kern des Phänomens der verallgemeinernden, synthetischen Wahrnehmung.

Im übrigen sei gleich im Voraus bemerkt, dafs die auf objektiver „Ähnlichkeit“, d. h. auf partieller Übereinstimmung der Sinnesdata und der dadurch erweckten generalisierenden Reaktion sich aufbauenden Verallgemeinerungen, die ich als die „impressionistische Begriffsbildung“ bezeichnen will, für die Bildung von wissenschaftlichen Begriffen sehr gering ist. Man kann sagen, dafs die wissenschaftliche Begriffsbildung

gerade oft auf eine Zurückdrängung, ja Ausmerzung des impressionistischen Momentes hinausläuft.

Die impressionistische Verallgemeinerung beruht also auf einem Gefühl der Ähnlichkeit, was sich einstellt, wenn ein Empfindungskomplex uns teilweise schon anderweitig gegeben war. (Gleichheit ist nur ein extremer Fall von Ähnlichkeit, der ganz rein niemals vorkommt.) Irgendwelche anschaulichen Vorstellungen der früheren Erlebnisse sind nicht nötig für die Begriffsbildung. Das Gefühl ist das Entscheidende: Menschen mit lebhaftem Gefühlsleben, Frauen z. B., neigen daher mehr zum Verallgemeinern, auch zum falschen Verallgemeinern als Männer, weil bei ihnen eben leichter die subjektive Reaktion eintritt, die das Kernphänomen des Typisierens ist. Erst allmählich bildet sich eine kritische Begriffsbildung heraus, während Kinder ganz nur nach ihrem Gefühl verallgemeinern, einem Gefühl, das oft durch zufällige Äufserlichkeiten wachgerufen ist.[1] Dafs aber das Gefühl das Wesen des Typisierens ausmacht, mag auch noch der Fall belegen, dafs uns zuweilen ein Individuum A an ein Individuum B erinnert, oder wir ein Individuum C als einen Franzosen ansehen, obwohl wir, wenn wir nach der objektiven Veranlassung unserer Behauptung gefragt werden, zuweilen gar nicht angeben können, welcher Zug denn jene Ähnlichkeit oder jene Verallgemeinerung uns hat erleben lassen. Mit vollem Recht bezeichnet die Sprache des Alltags das als ein „Gefühl", nach dem wir solche Urteile fällen. Aber auch das Gegenteil kommt vor: wir sehen zuweilen eine objektive Ähnlichkeit, ohne dafs wir eine Typisierung vollziehen, und zwar darum, weil uns jenes objektive Merkmal nicht genügt, weil dabei andere hemmende Momente bestehen, die uns dennoch nicht in gleicher Weise reagieren lassen. Nein, das Typisieren hängt ganz vom Subjekt ab, ob wir in einer gemeinsamen Weise auf die Eindrücke reagieren oder nicht.

Auch biologische Betrachtungen können das erhärten. Wir haben oben erwähnt, dafs im primitiven Reflex stets der gleiche motorische Akt auf die ganze Gruppe verwandter Reizungen, die ihn überhaupt auszulösen vermag, erfolgt, dafs

---

[1] Beispiele bei W. Stern: Die Kindersprache. S. 171 f.

also bereits im primitiven Reflex die motorische Reaktion eine Zusammenfassung von Eindrücken vornimmt. Ohne dies Zusammenfassen verwandter Reize wäre ein Leben überhaupt nicht möglich, denn alle Erfahrung beruht auf einer solchen Verallgemeinerung. Wenn ein Tier nur auf eine ganz bestimmte Art von Gefahr fliehen würde, statt auf die Gattung, wenn nur auf eine einzige, ganz bestimmte Frucht seine Instinkte eingestellt wären, so müfste es aussterben. Fast durchweg beruht die Möglichkeit der Erfahrung auf der Zuordnung gewisser Reaktionen zu einer Gruppe verwandter Eindrücke. Durch die gemeinsame Reaktion wird die Verallgemeinerung vollzogen. Im Tiere bildet sich die Verallgemeinerung „efsbare Frucht“ durch die gleiche Appetitreizung, dieselbe Instinktreaktion aus.

5. Als ein Spezialfall der typisierenden Wahrnehmung ist das Wiedererkennen anzusehen. Im ganzen schliefst ja fast jedes typisierende Wahrnehmen ein Wiedererkennen ein (obwohl auch beim ersten Erblicken sich zuweilen das Gefühl vom typischen Charakter dieses Eindrucks einstellt), andererseits setzt auch das Wiedererkennen ein Wahrnehmen schon voraus. Das Wiedererkennen ist nur eine spezielle Gefühlsnuance, die beim Wahrnehmen zuweilen auftritt, indessen sehr oft auch fehlt. Wir nehmen oft Dinge wahr, ohne dafs uns im Geringsten dabei ins Bewufstsein käme, dafs und wo wir schon früher einmal diese Wahrnehmung gemacht haben.

Dafs die Erklärung durch Assoziationen falsch ist, hat man gerade hierbei schon lange eingesehen.[1] Sehr oft kann ja überhaupt eine Vorstellung fehlen, man hat nur ein Gefühl, den betreffenden Menschen schon einmal gesehen zu haben, ahnt aber nicht, wann und wo es gewesen sein kann. Höffding besonders hat in neuerer Zeit das Interesse dem Phänomen des Wiedererkennens zugelenkt und hat es auf die *Übung* zurückzuführen gesucht. Wenn er dabei aber den

---

[1] Vgl. Höffding, Psychologie 3. Aufl. S. 166. Dazu: Über Wiedererkennen. *Vierteljahrsschrift für wiss. Phil.* **13**. S. 425—428. Ähnlich James Ward, *Mind* (1893—94). Bourdon *(Revue philosophique* 1895). Krejca, Über das Assoziationsgesetz. Prag 1897.

Hauptnachdruck auf die Empfindungen, also das objektive Element legt, so scheint mir das nicht richtig zu sein. Denn durchaus nicht jeder erneute Eindruck erzeugt in uns das Bewufstsein des Wiedererkennens, vielmehr ist das Wiedererkennen von den subjektiven Dispositionen bedingt, ist eine von der Empfindung selber trennbare Gefühlswirkung, die zuweilen bei der Wiederholung eintritt, zuweilen auch nicht. Das ist es wohl, was Baldwin will, wenn er auf die Bedeutung der motorischen Faktoren hinweist. Ja, er betont, dafs wir sehr oft richtig reagieren auf einen Eindruck, ohne dafs ein wirkliches Wiedererkennen im Bewufstsein stattfände.[1]

Interessante Beobachtungen über das Wiedererkennen finden sich auch bei Betz, der es auf eine motorisch-affektive Reaktion zurückführt, die er „Einstellung" nennt, die etwas Ähnliches meint wie das, was wir hier Stellungnahme oder Reaktionseinheit nennen werden, während wir den Begriff Einstellung in etwas anderem Sinne verwenden, d. h. als zentral erregtes Phänomen, das aber sonst der von aufsen erregten Stellungnahme entspricht.

Betz gibt folgendes selbsterlebte Beispiel: „Ich gehe über die Strafse, mein Gedankengang wird plötzlich unterbrochen, indem meine Aufmerksamkeit sich auf einen Vorübergehenden richtet: „den Mann da habe ich doch schon gesehen, aber wo?" Ich besinne mich, es fällt mir aber nichts ein. Das Besinnen bestand darin, dafs ich nach Erinnerungsbildern suchte, worin der Mann vorkäme. Es kommen zwar verschiedene Bilder, aber bei näherem Betrachten enthielten sie nichts, was auf den Mann Bezug hätte. Ich zweifle, ob ich den Mann wirklich schon einmal sah. Ich untersuche, ob die Erscheinung des Mannes etwa irgendeinen besonderen Eindruck auf mich machte und ich bemerke mit Erstaunen eine gewisse Disposition zum Lächeln an mir. Weder hatte ich vorher an etwas Spafshaftes gedacht, noch war an der Erscheinung des Mannes irgend etwas Lächerliches. Ich kam gleich darauf nach Hause und brachte die Sache zu Papier. Indem ich dabei über die anscheinende Grundlosigkeit meiner Disposition zum Lächeln nachdachte, kam mir auf einmal lebhaft eine Szene in Erinnerung, wie einem Herrn in der Stadtbahn bei einem plötzlichen Ruck des Wagens die Zigarre aus dem Munde fiel, die er sich gerade vorher mit grofsem Behagen angezündet hatte. Von dem Gesicht dieses Herrn hatte ich kein deutliches Erinnerungsbild, nur Mund, Zigarre und Bart waren einigermafsen deutlich. Trotzdem hatte ich sofort die vollste Sicherheit, dafs der Herr von vorhin und der Herr in der Stadtbahn identisch waren. Das Erinnerungsbild des vorhin Gesehenen pafste

[1] Baldwin, Die Entwicklung des Geistes. S. 298.

vollkommen in die Szene der Stadtbahn, ohne dafs ich angeben könnte, inwiefern sie so gut zueinander passen.“ [1]

Wir haben hier ein vorzügliches Beispiel dafür, wie sich durch eine gemeinsame Stellungnahme oder Reaktionseinheit eine neue Wahrnehmungseinheit bildet. Im Grunde ist ja das Sprechenlernen der Kinder nichts anderes. Man lehrt eine Gattung von Gegenständen aussondern, die man sie gewöhnt, mit demselben Bewegungsmechanismus des Sprechens zu begleiten, der nachher dann für sie typusbildende Macht bekommt. Alles Lesen von verschiedenen Arten des Drucks besteht ja nicht etwa in irgendwelcher Ähnlichkeit des Bildes, sondern die typische Wirkung kommt erst durch den gemeinsam erregten Sprechmechanismus zustande. Was haben z. B. die reinen äufseren Eindruckselemente eines Wortes in Antiqua oder Fraktur mit demselben Worte in Stolze-Schreyscher Stenographie gemein? Dasjenige, was sie mich doch in ihrer typischen Bedeutung auffassen läfst, ist nur die gemeinsame Sprachreaktion. Es ist in diesem Falle wohl ganz offenbar, dafs ich sie nicht etwa zunächst als „dieselben“ erkenne und dann lese, sondern die allein richtige Reihenfolge des Geschehens ist natürlich die: dafs ich erst lese, d. h. die typische Reaktion ausführe und dann erst in ihrer typischen Bedeutung erkenne. Und dafs es beim Lesen gerade der gemeinsame Sprechmechanismus, nicht etwa das optische Empfindungsmaterial ist, was die typisierende Bedeutung in sich schliefst, geht mir aus folgendem hervor: Wenn ich z. B. griechische Worte in lateinischer Schrift vor Augen bekomme, so verstehe ich sie nicht etwa auf das optische Bild hin, sondern um sie zu verstehen, d. h. die gelesenen Buchstabenkomplexe in ihrer typischen Bedeutung zu erfassen, mufs ich sie lesen, und am besten laut. Sehe ich z. B. irgendwo den folgenden Choranfang aus „Oedipus Rex“ gedruckt: „Jo geneai broton, hos hümas isa kai to mäden zosas enarithmo“, so sieht das mir zunächst wie ganz sinnloses Zeug in einer mir unbekannten Sprache aus. Lese ich

[1] W. Betz, Vorstellung und Einstellung. I. Über Wiedererkennen. *Arch. f. d. ges. Psych.* **17**, S. 273.

dagegen laut, so verstehe ich, vorausgesetzt dafs ich griechisch kann, sofort dafs es heifst:

Ἰὼ γενεαὶ βροτῶν, ὡς ὑμᾶς ἴσα καὶ τὸ μηδὲν ζῶσας ἐναριθμῶ.

6. Dabei sei nur noch desjenigen Falles besonders gedacht, wo einer Empfindung eine falsche Reaktionseinheit beigeordnet wird. Dies ist nämlich der Fall der Illusion.

In meinen Untersuchungen über Vorstellen und Denken[1] habe ich bereits die Anschauung als falsch zu erweisen gesucht, dafs es hinzutretende Vorstellungen seien, die die Illusion bewirkten. Ich habe dort dargelegt, dafs nicht etwa zu den Begebenheiten etwas „hinzu halluziniert wird, wie Ziehen[2] sich ausdrückt. Vielmehr liegt der Fall so, dafs die Empfindung selber nur oberflächlich und undeutlich aufgefafst wird, dafs jedoch infolge einer voraufgegangenen motorischen oder affektiven Einstellung eine falsche Reaktion eintritt. Wenn ich bei einem Rendezvous jemand mit Spannung erwarte und in jeder von Ferne herankommenden Persönlichkeit den Erwarteten zu sehen glaube, so ist das nicht so zu denken, dafs ich plötzlich an Halluzinationen litte, vielmehr deute ich nur ungenaue Empfindungen falsch aus. Es müfsten doch irgendwelche greifbaren Vorstellungen sein, die hinzutreten, und doch kann ich mir nicht im geringsten Rechenschaft darüber ablegen, welcher Art diese Vorstellungen gewesen sein sollen. Auch müfsten dann visuelle Individuen vermutlich viel stärker zu Illusionen neigen als Motoriker und solche Individuen, die überhaupt fast keine anschaulichen Vorstellungen bilden. Nein, so wenig als für die gewöhnliche Wahrnehmung reicht für die Illusion die Assoziationspsychologie aus. Infolge meiner Erwartung, die eben eine allgemeine Vorbereitung meines Gefühls- und Bewegungsapparates ist, wird falsch reagiert. Beim Verlesen sind es nicht falsche Vorstellungen, die sich aufdrängen, es sind falsche Sprachreaktionen, die dieselben bewirken, kurz überall sind es bei der Illusion wie bei der Wahrnehmung die Reaktionen, die dieselben bewirken, nur dafs bei den Illusionen falsche Reaktionseinheiten sich anschliefsen. Es wird ja im allgemeinen viel ungenauer gesehen, als man glauben sollte. Die meisten Menschen sehen nicht das, was auf ihr Auge einwirkt, sondern allein das, worauf sie „eingestellt" sind.

Ich unterscheide zwischen normaler und pathologischer Illusion. Bei ersterer handelt es sich um einen unklaren, verschwommenen Eindruck, auf den vorschnell inadäquat reagiert wird. Bei der pathologischen Illusion jedoch kann entweder die Eindrucksfähigkeit pathologisch vermindert sein, so dafs infolgedessen ein ähnlicher Fall eintritt wie bei der normalen Illusion, oder es kann das Empfindungs-

---

[1] a. a. O., S. 389 ff.

[2] Ziehen, a. a. O., S. 224.

material in aller Deutlichkeit vorliegen, und trotzdem tritt falsche Stellungnahme ein (Personenverwechslung).

Bleiben wir zunächst bei der normalen Illusion. Es zeigt sich hierbei deutlich, wie stark passive und aktive Stellungnahmen mitwirken. Sowie unser Gefühl erregt ist, neigen wir zu Illusionen. Der Verliebte glaubt seine Angebetete in jeder Frau zu erkennen, die in seinen Gesichtskreis tritt. Nicht dafs er immer eine jedem Eindruck ähnliche, bestimmte „Vorstellung" — wenn auch nur latent — mit sich herumschleppte. Das Gefühl ist die illusionserregende Disposition. Vielleicht nämlich ist jener Ärmste Motoriker und kann sich überhaupt kein anschauliches Bild seiner Geliebten machen; wie soll dieses nichtvorhandene Bild also wirken? Nein, das Gefühl, das sich an das eine oder das andere Merkmal klammert, verursacht diese Täuschung, wobei wir oft gar nicht sagen können, welches Merkmal uns irregeführt hat. Wie durch das Gefühl eine Herauslösung von Wahrnehmungen aus dem Gesamtkomplex der uns umdrängenden Empfindungen veranlafst wird, so hebt es auch innerhalb der einzelnen Wahrnehmung bestimmte Merkmale hervor und verursacht so jene Gleichgewichtsverschiebung, die sich uns als Illusion darstellt. Normale Illusionen treten also nur bei undeutlicher (wenn auch oft nicht als solche bewufster) Empfindung auf. Genaues Hinsehen stellt in der Regel bald die Illusion richtig. Dafs wir in der Illusion glauben, ein nicht vorhandenes Objekt gesehen zu haben, ist teils auf die Undeutlichkeit der Wahrnehmung, teils auf nachträgliches fälschliches Reproduzieren zurückzuführen, nicht aber auf eine unmittelbare Transformation der Wahrnehmung, die nur durch Hinzutreten von Halluzinationen vor sich gehen könnte.

Bei den pathologischen Illusionen nun kann man zwei Arten unterscheiden. Die erste der beiden ist nicht prinzipiell verschieden von der normalen Illusion. Wie nämlich dort nur ein unklares Erfassen der Empfindungsdaten vorliegt, was jedoch durchaus auf keine pathologischen Gründe, sondern nur auf ungenaues Hinsehen, zu grofse Entfernung usw. zurückzuführen ist, so haben wir es im ersten Fall der pathologischen Illusion eben mit einer Herabsetzung der Wahrnehmungsfähigkeit zu tun, die hier jedoch als krankhaft anzusehen ist. Keinesfalls ist es auch hier immer nötig, an ein „Hinzuhalluzinieren" zu denken. So sind die Illusionen von Betrunkenen wohl richtiger auf eine Schwächung der Reizaufnahme als auf eine Steigerung des Vorstellungslebens zurückzuführen.

Hierher gehört z. B. der Fall Leubuschers.[1] Der betreffende Kranke hielt sich an manchen Tagen für ein früher von ihm geliebtes Mädchen, so dafs sich ihm die eigenen Züge in diejenigen des Mädchens verwandelten, „sobald sie von der Fläche einer Fensterscheibe reflektiert wurden, im Spiegel dagegen sah er sein eigenes Gesicht". Ebenso

[1] Zitiert nach Störring: Vorlesungen über Psychopathologie, S. 96. Vgl. daselbst auch zu folgendem.

hat man bei Alkoholdeliranten beobachtet, dafs Illusionen nur bei gröfserer Entfernung vom Objekte eintraten, dafs dagegen die Illusion schwand, wenn man die Kranken veranlafste, näher an das Objekt heranzugehen. Im selben Sinne, wie die ungünstige äufsere Bedingung für die Reizaufnahme, wirkt auch die Herabsetzung der Aufmerksamkeit in pathologischen Fällen wie im normalen Leben. Zwingt man die Deliranten, ihre Aufmerksamkeit scharf auf den betreffenden Gegenstand zu fixieren, so schwindet die Illusion. Alle diese Fälle können also nur als eine gradweise Steigerung der normalen Illusionen angesehen werden, und zwar ist die Veranlassung eben die pathologische Unklarheit der Empfindung, die im Verein mit dem erregten Gefühl den Irrtum erweckte; nicht aber ist ein „Hinzuhalluzinieren" nötig.

Dabei scheint mir die Trennung, die Störring für die Illusionen vornimmt, keine prinzipielle zu sein. Er scheidet zwei Fälle: 1. wird gesehen, gehört usw., was nicht da ist; 2. wird etwas nicht gesehen, gehört usw., was da ist, und dazu gesehen, gehört usw., was nicht da ist. — Indessen, wie gesagt, ist dieser Unterschied nicht prinzipiell, denn in jeder Illusion, im einfachen Verlesen z. B., kommt stets beides vor, wobei natürlich zu bedenken ist, dafs in jeder Illusion das anschauliche Element nicht die Rolle spielt, die unsere nachher zurückgreifende Selbstbeobachtung ihm zuschreibt. Wie das Verlesen besser noch als ein falsches Reagieren bei ungenauer Reizaufnahme denn als eine durch dazwischentretende Reproduktion entstellte Reizaufnahme anzusehen ist, so ist es auch in der Regel bei den pathologischen Fällen. Das „Hinzusehen" usw. ist in Wirklichkeit in der Regel gar kein anschauliches Sehen, sondern ein falsches Reagieren, was nachträglich nur als ein „Sehen" fälschlich erinnert wird.

Aus demselben Grunde scheint es mir auch zweifelhaft, ob man mit Störring die Steigerung der Leichtigkeit der Reproduktion als einen, die Illusion begünstigenden Faktor anzusehen hat. Dafs Illusionen in allen Fällen auftreten, wo eine gesteigerte Reizbarkeit der Rindenzentren vorliegt, kann zwar nicht bestritten werden. Indessen müssen darum die Reproduktionen die Ursache für die Illusionen sein? Läfst sich nicht alles genau so gut erklären, wenn man sagt, die Reproduktionen ebenso wie die Illusionen sind nur nebeneinanderzuordnende Wirkungen der lebhafteren Affekte? Diese aber, wie Gefühle und Tätigkeitsdispositionen, wozu auch die gespannte Erwartung zu rechnen ist, sind nach unseren obigen Ausführungen die konstituierenden Elemente der Wahrnehmung, also auch der inadäquaten Wahrnehmung, d. h. der Illusion.

Fassen wir zusammen, so können wir sagen: wir haben in allen Illusionen einerseits Undeutlichkeit des objektiven Elementes (sei es durch ungünstige Bedingung der Reizlieferung oder Herabminderung der Reizaufnahme), andererseits auch Steigerung des subjektiven Elementes, d. h. vor allem der affektiven Zustände. Eine Steigerung der Reproduktionsfähigkeit ist nur eine zufällige Parallel-

erscheinung, die für die Illusion selber wenig in Betracht kommt, denn sonst müfsten ja alle Leute mit konkretem plastischem Vorstellungsvermögen viel mehr Illusionen unterworfen sein als abstrakte Köpfe, was nicht der Fall ist.

Ist es bei allen bisher besprochenen, den eigentlichen Illusionen noch möglich, das Phänomen als eine fälschliche Wahrnehmung zu fassen, wo man infolge der irrtümlichen Stellungnahme von einer Transformation des Gesamtinhaltes, wenn auch nicht der Empfindungen, reden kann, (wobei nach unserer Anschauung affektive, nicht reproduktive Elemente diese Transformation bewirken), so ist das bei der nun zu besprechenden Art ganz unmöglich. Ich scheide darum diese von den eigentlichen Illusionen und bezeichne die neue Gattung als Personenverwechslung, ein Terminus, der ja der psychiatrischen Literatur ganz geläufig ist. Hier steht die Sache so, dafs von einer illusiven Transformation überhaupt nicht die Rede sein kann; die äufseren Bedingungen ebenso wie die Reizaufnahme sind durchaus günstig und normal, und dennoch tritt eine völlig inadäquate Reaktion ein.

Ich gebe zunächst ein paar Beispiele solcher Personenverwechslungen. So berichtet Alt von einer Kranken, die ihn im melancholischen Zustande stets als eine ganz andere Person ansprach als im maniakalischen. Und zwar war die erste Person eine solche, die für die Kranke depressive Gefühle auslöste, während bei der Erscheinung des maniakalischen Zustandes lustvolle Elemente in der Erinnerung überwogen.

Ebenso berichtet Kahlbaum von einem Melancholiker, der in einem Kranken seiner Umgebung seinen Sohn, in zwei anderen seinen Schwiegersohn sah und sich von dieser Idee nicht abbringen liefs, obgleich er diese betreffenden Personen aufs Genauste beobachten und untersuchen, ja obgleich seine wahren Verwandten bei Besuchen in der Anstalt mit jenen Kranken unmittelbar verglichen werden konnten. Er hielt seine einmal ausgesprochene Ansicht fest und erklärte die ihn besuchenden Personen für Betrüger, wobei er sich nur darüber wunderte, mit wie grofser Ähnlichkeit man die „Figuranten“ habe herstellen können. Ja, als nun einmal seine Frau in Begleitung des Sohnes zum Besuch erschien, erklärte er auch diese für eine Teilnehmerin an der Betrugskomödie, die man mit ihm spiele, für eine Figurantin, und wurde auch durch das sorgfältigste Examen, das er auf die Aufforderung des Anstaltsdirektors mit der Frau anstellte und das diese ganz ausreichend bestand, von seinem eigensinnigen Irrtum nicht abgebracht. Bei wiederholten Besuchen kam es sogar so weit, dafs der Kranke seinen eigenen Verwandten wegen ihres angeblichen Betruges mit dem Stocke drohte. Auffallend und nicht zu verschweigen ist noch der Umstand in diesem Beispiele, dafs, als einer der verwechselten Kranken die Anstalt verliefs, ein anderer an dessen Stelle der Träger der Verwechslung wurde. Hinsichtlich der etwaigen Ähnlichkeiten, die in diesem Beispiel einen zeitweisen Irrtum hätten bedingen können, ist zu bemerken, dafs gewisse allgemeine Charaktere in der Tat Analogien dar-

bieten mochten. Der eine Schwiegersohn war grofs und stark und ein älterer Mann, der andere ein wesentlich jüngerer kräftiger Mann mit starkem braunem Haar, der Sohn weniger stark und mit schwarzem Haar. Diese Charaktere trafen auch bei den Trägern der Verwechslung zu, aber sie können doch unmöglich ausreichen, wenn man die im übrigen sehr auffällige Verschiedenheit in den bestimmten Gesichtszügen und in allen übrigen differenten Charakteren, wenn man ferner die genaue Bekanntschaft des Kranken mit den betreffenden Personen, und wenn man endlich die gegebene Möglichkeit einer äufserlich ungehinderten Beobachtung und sorgfältigen Untersuchung berücksichtigt. Zu bemerken ist noch, dafs dieser Kranke andere, ihm mehr fremde Personen aus seinem früheren Umgange, die er in der Anstalt zufällig zu sehen Gelegenheit hatte, ganz richtig erkannte und nannte und ebenso die Anstaltsbeamten richtig beurteilte.

Dafs derartige Verwechslungen sich nicht nur auf Personen zu erstrecken brauchen, dafs wir den Ausdruck Personenverwechslung nur nach dem häufigsten und markantesten Fall wählen, bedarf wohl kaum einer Ausführung. Als Beispiel diene ein Fall Snells, wo dieser berichtet, dafs ein Kranker im Eichberg den in der Ferne vorbeifliefsenden Rhein für die an seiner Heimatstadt Weilburg vorbeifliefsende Lahn hielt, wie er sich denn überhaupt in Weilburg zu befinden glaubte.

Wie nun soll man sich diese Personenverwechslung erklären? Dafs für diese Fälle die traditionelle Assoziationspsychologie nicht ausreichen kann, scheint deutlich, denn was müfste alles „hinzuhalluziniert“ und „hinweghalluziniert“ werden, wenn hier eine wirkliche Transformation durch assimilierende Vorstellungen stattfinden sollte! Im Gegenteil, wenn Reproduktionen überhaupt ins Spiel träten, so müfsten sie ja gerade die Verschiedenheit klarlegen.

Mir scheint in dem Beispiel von Alt bereits sich ziemlich deutlich zu zeigen, wo auch für diese Personenverwechslungen der wahre Grund zu suchen ist: nämlich im Gefühl. Bei den Personenverwechslungen, die natürlich stets nur in höheren Graden von Geistesgestörtheit eintreten, schliefst sich an eine klar erfafste Wahrnehmung eine inadäquate Stellungnahme an, während bei den eigentlichen Illusionen solche inadäquaten Stellungnahmen sich an undeutlich aufgenommene Eindrücke anschliefsen. Solche Verwechslungen durch Stellungnahmen sind schon dadurch sehr plausibel, dafs alle Stellungnahmen, Gefühle, Affekte usw. typisch sind und sich an typische Momente anschliefsen. So konnte es kommen, dafs in Kahlbaums Beispiel sich an so vage Analogien jene inadäquaten Stellungnahmen anschlossen. Natürlich setzt die Personenverwechslung einen viel höheren Grad von Urteilsschwächung voraus als die gewöhnliche Illusion, aber so wenig wie diese ist sie durch reproduktive Faktoren zu erklären.

Damit hängt denn auch ein Umstand zusammen, den die Assoziationspsychologie wohl beobachtet hat, aber nur ungenügend zu erklären ver-

mag, dafs nämlich gerade in solchen Geistesstörungen, die eine starke Gemütserregung zeigen, die Personenverwechslungen am häufigsten sind.

So berichtet Snell[1] in seiner Arbeit „Die Personenverwechslung als Symptom der Geistesstörung", dafs die Illusionen um so stärker auftreten, je mehr das Gemüt ergriffen ist. Besonders in der Tobsucht, dem Blödsinn mit Aufregung, der allgemeinen Verwirrtheit, aber auch in allen Melancholien mit gröfserer Erregung kommt die Personenverwechslung vor.

Hierin liegt auch die Antwort auf das ganze Problem, die ganz im Sinne unserer oben entwickelten Anschauung ausfällt. Nicht in reproduzierten Vorstellungen, sondern in Gefühlen und Tätigkeitsdispositionen ist der Grund zu suchen. Es ist eine falsche Stellungnahme, die das Wesen der Personenverwechslung ausmacht. Die Gefühlsdisposition ist so stark, dafs sie, durch eine ganz entfernte Analogie genarrt, in Erregung versetzt wird und nun das Urteil völlig trübt. Während also bei der gewöhnlichen Illusion die äufseren Bedingungen der Wahrnehmung so ungenau sind, dafs eine inadäquate Verarbeitung des Reizes naheliegt, ist bei der wirklichen Personenverwechslung die äufsere Reizaufnahme ganz ungestört und deutlich, aber die starke innere, d. h. affektive Voreingenommenheit setzt sich über die Inadäquatheit hinweg und reagiert vollständig verkehrt. Der Unterschied liegt also darin, dafs bei der gewöhnlichen Illusion die Reizaufnahme undeutlich und daher zweideutig war, sei es aus objektiven, sei es aus organischen Gründen, dafs aber bei der Personenverwechslung ein solcher Grund nicht vorliegt, sondern trotzdem die inadäquate Verarbeitung stattfindet. Ein „Hinzuhalluzinieren" ist jedoch in keinem Fall anzunehmen. Ich weiche darum von Störring einigermafsen ab, der folgende zwei Grade der Illusion annimmt.[2]

1. In dem einen Fall wird gesehen, gehört usw., was nicht da ist.

2. Im anderen Fall wird etwas nicht gesehen, gehört usw., was da ist, und dazu gesehen, gehört usw., was nicht da ist.

Lieber möchte ich sagen: im ersten Falle (gewöhnliche Illusion) wird auf einen undeutlichen Reiz inadäquat reagiert, im zweiten Fall (Personenverwechslung) wird manches nicht beachtet, was als deutliche Empfindung gegeben ist, und nun falsch reagiert. Ein „Hinzuhalluzinieren", ein Einflufs anschaulicher Vorstellungen, ist jedoch in beiden Fällen nicht nötig anzunehmen, sondern die Erregung des Gefühls und des motorischen Mechanismus allein genügt in beiden Fällen zur Erklärung.

Dafs beim Wiedererkennen noch deutlicher als beim gewöhnlichen Wahrnehmen die geringe Bedeutung der Vorstellungen sich zeigt, wurde bereits oben erwähnt. Das tritt auch bei der Betrachtung der Anomalien des Wiedererkennens hervor.

Der bekannteste Fall von Wiedererkennungstäuschung, der bei nor-

---

[1] *Allg. Zeitschr. f. Psychiat.* 18, S. 551.

[2] Störring a. a. O. S. 95.

malen Individuen sehr oft vorkommt, ist derjenige, den man als „fausse reconnaissance", als Paramnesie und ähnlich bezeichnet. Ich habe noch keinen Menschen gesprochen, der das nicht schon einmal erlebt hätte. Auch theoretisch ist das vielfach beschrieben worden. Der Tatbestand dabei ist der, dafs eine beliebige Situation in uns ganz plötzlich das Gefühl erregen kann, sie sei schon einmal von uns so erlebt, wobei noch allerlei Erwartungsgefühle mitsprechen, und das ganze Erlebnis den Charakter von etwas Unheimlichem, Mystischem gewinnen kann.

Mir scheinen nun diese Fälle besonders deutlich den affektiven Charakter des Wiedererkennens zu offenbaren. Nicht nur, dafs der Gefühlsgehalt der ganzen Situation sich klar zeigt, das ganze Phänomen würde sich höchst einfach lösen, wenn eine Vorstellung einer früheren Situation zu erbringen wäre. Aber gerade das Nichtvorhandensein einer solchen charakterisiert das ganze Erleben.

Der Umstand, dafs solche Fälle besonders in der Jugend oder in Zuständen der Abspannung auftreten, würde auch eine Instanz für unsere Anschauung bilden, wenn man erwägt, dafs in der Jugend das Gefühlsleben besonders lebhaft ist, und dafs in Zuständen der Abspannung wir auch affektiv sehr erregbar zu sein pflegen, wovon die Steigerung der Phantasie, wie schon oben bemerkt wurde, nur als Sekundärphänomen anzusehen wäre.

Im pathologischen Seelenleben hat man bei Epileptischen vor allem solche Phänomene beobachtet. Hier hat man Beispiele genug, wo sich nicht nur an einzelne Situationen, sondern an ganze lange Erlebnisketten dieses Gefühl des Schoneinmalerlebthabens anschliefst. So behauptet in einem Falle Forels der Patient, er sei schon vor einem Jahre in der Anstalt gewesen, er erkenne alles Einzelne genau wieder, Direktor wie Patienten, dazu genau Wort für Wort, was zu ihm gesprochen werde: Die ganzen Situationen, Körperstellungen, Reden aller Beteiligten wiederholten nach seiner Ansicht bis ins einzelne ein in der Vergangenheit lokalisiertes Original. Diese Wahrnehmungen erzeugten in dem Kranken die Vorstellung, dafs er alle die gegenwärtigen Situationen schon einmal unter den gleichen Erlebnissen durchlebt habe, dafs man ihn aber damals bei seinem Eintritte wie bei seinem Austritte aus der Anstalt betäubt haben müsse, um ihm die unmittelbare Erinnerung an jene früheren Vorgänge zu rauben. Erst jetzt, wo er alle dieselben Dinge wieder sehe und erlebe, fange er an, sich derselben wieder zu erinnern. Konsequenterweise glaubte er daher, ein volles Jahr weiter in der Zeitrechnung zu sein und schrieb beharrlich 1880 statt 1879. „Ich sehne mich fort aus diesem Aufenthalt, seit Herr Dr. Schmidt ein Abschwören meiner nächsten Vergangenheit von mir verlangt. Ich sehe voraus, die Anstalt wieder ohne Zeugnis verlassen zu müssen wie im letzten Winter, denn man trinkt nicht das Wasser der Lethe vor seinem Tode. Über die Ursachen meiner schwankenden Jahreszahl sind Sie bereits benachrichtigt, ich mufs Sie bitten, den Krankenbericht vom

letzten Winter nachzuschlagen". — Hier handelte es sich um einen Paranoiker mit Gröfsenideen.

Was ist nun von der Entstehung solcher Paramnesien zu halten? Manche Theoretiker wollen sie auf Ähnlichkeitsreproduktionen zurückführen. So schreibt Sander: „dafs es sich gewifs in vielen Fällen um eine Situation handelt, welche Ähnlichkeit mit früher vorangegangenen und nur noch dunkel im Gedächtnis gebliebenen Situationen hat, so dafs durch die Mangelhaftigkeit der Erinnerung beide ganz gleich gefafst werden. Eine solche Ähnlichkeit braucht sich auch nur auf einen Teil des Vorkommnisses oder nur auf einen der bei der betreffenden Situation ins Spiel kommenden Gegenstände oder auf eine der beteiligten Personen zu erstrecken. Dieser einer früheren Begebenheit ähnliche Teil eines Vorgangs erweckt alle die Vorstellungen und Gefühle, als ob der ganze Vorgang früher schon in analoger Weise erlebt worden sei. Dabei ist es wohl möglich und vielleicht nicht selten der Fall, dafs der Vorgang, auf welchen sich die Ähnlichkeit der Situation bezieht, kein wirklich erlebter ist, sondern ein nur in der Phantasie entstandener, z. B. ein geträumter oder ein oft nur lebhaft vorgestellter".

Gegen diese Anschauungen hat jedoch bereits Störring gewichtige Einwände erhoben, vor allem den, dafs das Bestreben, die frühere Situation klar zu erfassen, vergeblich ist.

Mir scheint, dafs man immerhin für einfache Fälle doch von Ähnlichkeitsassoziation sprechen kann, nur darf man dabei nicht an assoziierte Vorstellungen, sondern nur an assoziierte Gefühle denken. Dafs es dieses Phänomen der sich assoziierenden Gefühle ohne Vorstellungselemente gibt, steht aufser Zweifel. Selbst extreme Assoziationisten haben diese Tatsache als „Irradiation" beschrieben. Um eine solche handelt es sich bei den gewöhnlichen Fällen. Irgendeine Stimmung aus der Vergangenheit irradiiert auf die gegenwärtige Situation und verleiht ihr so Erinnerungscharakter. Vorstellungen sind dabei nicht nötig, oder, wenn sie auftreten, sekundär. Woher diese Gefühlsassoziation kommt, ist verschieden. Es mögen Ähnlichkeitsassoziationen, es können auch Berührungsassoziationen vorliegen, es kann auch ein „freisteigendes" Gefühl sein, d. h. dafs aus irgendwelchen inneren organischen Ursachen heraus sich eine Gefühlsdisposition in uns bildet, die nun auf die äufseren Eindrücke irradiiert.

Um diesen Fall scheint es sich mir vor allem in jenen pathologischen Fällen wie in dem von Forel oben beschriebenen zu handeln. Mit Recht hat Störring ein Wiederaufleben eines früheren Ichzustandes dafür herangezogen, nur legt er dabei wiederum viel zu grofsen Wert auf die Vorstellung. Nicht diese, überhaupt keine sensorischen Faktoren, sondern Gefühle machen das Wesen des Ichbewufstseins aus.[1] In solchen pathologischen Fällen handelt es sich unserer Ansicht

[1] Hierzu vgl. man bes. Österreich: „Phänomenologie des Ich", L. 1911, mit dem ich hier ganz übereinstimme.

nach um ein anormales Auftreten von Gefühlszuständen, Stimmungen, die dem Neuerlebten den Charakter des Schoneinmaldagewesenseins verleihen.

Wir hätten also zwei Arten von Paramnesien. Die erste, und diese vor allem, kommt beim normalen Menschen vor, wird von aufsen ausgelöst, indem eine Stimmung infolge einer Ähnlichkeit oder Berührung auf den äufseren Eindruck irradiiert. Im zweiten Fall, und dieser vor allem liegt bei den pathologischen Fällen vor, entsteht die Erinnerungsstimmung aus inneren Gründen und sie erfüllt das Individuum so stark, dafs sie auf die Wahrnehmungen irradiiert, auch ohne dafs eine Ähnlichkeit oder Kontiguität vorläge. Ein fundamentaler Unterschied liegt jedoch nicht vor, sondern in beiden Fällen ist die Ursache im Gefühl zu suchen, und jedenfalls ist der Versuch, irgendwelche Vorstellungen dafür verantwortlich zu machen, vollkommen abzuweisen.

7. Versuchen wir nun eine genaue Beschreibung jenes psychischen Plus, das zur Empfindung hinzukommt, damit sie zur Wahrnehmung wird, so stofsen wir auf erhebliche Schwierigkeiten. Denn die in Frage kommenden seelischen Zustände sind aufserordentlich flüchtig, mannigfaltig und schwer zu fassen im Gegensatz zu den deutlich und in beliebiger Dauer meist sich aufdrängenden Empfindungsinhalten. Wir können in vielen Fällen überhaupt nichts Genaueres aussagen über jenes Plus; nur von markanten Fällen, wo es sich in besonderer Ausprägung darstellt, können wir rückschliefsend auch die weniger ausgeprägten Zustände analysieren, und wir finden, dafs qualitativ, wenn auch nicht ihrer Ausbreitung nach, die Zustände dieselben sind. So finden wir besonders oft lebhafte Gefühle als hinzukommendes Plus in der Wahrnehmung, und wir können von da aus auch für solche Fälle derartige Gefühlsreaktionen annehmen, wo es uns nicht gelingt, sie deutlich in unserer Selbstbeobachtung nachzuweisen. So werden wir z. B. in der Wahrnehmung einer Kreuzotter auf unserem Wege unzweifelhaft ein solches Gefühl nachweisen können; sehen wir statt einer solchen eine Schnecke vorüberkriechen, so ist ein anderes Gefühl, ein Ekel, aber vielleicht nur ganz schwach, vorhanden, während ein Käfer uns keinerlei ausgeprägte Gefühle auslöst, wenigstens keine solchen, die sich deutlich abhöben in der Selbstbeobachtung. Sind aber darum überhaupt keine Reaktionen vorhanden? Gewifs sind sie das, nur dafs sie sich nicht hervordrängen. Wir haben für derartige Gefühle nur keine Worte, aber es

ist doch eine gewisse Scheu vor dem lebendigen Wesen, die uns zwingt, den Fuſs anders zu setzen, damit wir es nicht zertreten. Solche Gefühle sind es, die hinzukommen zu dem reinen Empfindungsinhalt und uns den schwarzen, sich bewegenden Fleck auf unserem Wege als Tier respektieren lassen. „Wenn ein Hund“, schreibt Darwin, „einen andern Hund in groſser Entfernung bemerkt, so zeigt oft seine Haltung, daſs er begreift, daſs es ein Hund ist, denn wenn er sich nähert, ändert sich diese Haltung vollständig, wenn er einen Freund erkennt.“ [1]

Aber nicht nur aus der zuweilen auftretenden gröſseren Wirkungsausdehnung der Gefühle können wir zurückschlieſsen auf leisere, die sich nur nicht deutlich absondern, wir können es auch aus allen jenen Handlungen, zu denen uns der äuſsere Einfluſs führen kann, ohne uns im einzelnen Falle wirklich dazu zu führen. Eine Schlange z. B. ist etwas, was man in der Regel flieht oder dessen man sich erwehrt. Erblicken wir nun eine Kreuzotter, so ist die erste Reaktion neben einem plötzlichen Zurückfahren die, daſs wir das Tier töten wollen. Es kommt vielleicht nicht dazu, vielleicht faſst die Hand kaum den Stock merklich stärker, und dennoch fühlen wir uns bereit, es zu tun. Es ist nur ein Keim einer Tätigkeit, nur eine Tätigkeitsdisposition, über deren Wesen wir uns erst klar werden, wenn wir ihr nachgeben. Solche Tätigkeitsbereitschaften, die in der Regel nur als geringe Keime vorhanden sind, und im Bewuſstsein sich an sich selber nicht deutlich präsentieren, machen ein sehr wesentliches Moment der typischen Reaktion aus; aus solchen an sich nicht distinkten, aber durch verstärkende Entwicklung leicht zu erkennenden und darzustellenden Tätigkeitsdispositionen setzt sich (auſser aus Gefühlen) jenes Plus zusammen, das zum Empfindungsinhalt hinzukommt, und im Grunde liegt auch den meisten Gefühlen als Kern eine solche Tätigkeitsdisposition zugrunde. Dabei ist hervorzuheben, daſs die meisten dieser Tätigkeitsdispositionen nur keimhaft bleiben und dennoch in ihrer Gesamtheit jenes Plus ausmachen, das eine vollzogene Wahrnehmung von einer nicht vollzogenen abhebt. Wir

[1] Abstammung des Menschen. Teil I, Kap. III.

wollen die Gesamtheit der Tätigkeitsdispositionen und Gefühle, die einen Empfindungskomplex zur Wahrnehmung machen, seine Reaktionseinheit oder die spezifische Stellungnahme nennen.[1]

Wir versuchen nun auch auf negativem Wege etwas über jenes Plus, das zur Empfindung in der typisierenden Wahrnehmung hinzukommt, zu erfahren, und zwar kann das in der Weise geschehen, dafs wir solche Fälle untersuchen, wo die Typisierung sich nicht ohne weiteres vollzieht, wo wir nur auf etwas aufmerksam werden, ohne es „unterbringen" zu können. Meist pflegt eine gewisse Typisierung doch einzutreten, ein sich bewegendes „Etwas" in der Ferne fassen wir meist doch als „irgendein Tier" auf, allerdings mit dem Begleitgefühl einer gewissen Unsicherheit, eines Zweifels. Sehr gut drückt diesen Zustand die Sprache aus, indem sie sagt, wir wissen in solchem Fall nicht: „was wir damit machen sollen". D. h. wir wissen nicht, welche Stellung wir dazu einnehmen sollen. Während wir bei sicher wahrgenommenen Eindrücken eine unmittelbare Reaktion erleben, macht sich hier ein Schwanken geltend; die Reaktion bleibt unbestimmt, und darum kommt eine abgeschlossene Wahrnehmung nicht zustande. Gerade aber diese Stimmung der Unsicherheit, des Zweifels, kann uns nur bestätigen, was wir positiv bereits fanden, dafs eben unsere Tätigkeitsdispositionen und Gefühle nicht in jener eindeutigen Weise reagieren, wie es beim klaren Erfassen der Fall ist. Auch die Unsicherheit, der Zweifel, sind Stellungnahmen, und wir können im Gegensatz dazu leicht den Unterschied erkennen; denn sobald die Sinnesdata hinreichend deutlich geworden sind, dafs ich einen Hund wahrnehme, tritt sofort eine Entspannung, eine Beruhigung, ein. Der Empfindungskomplex mit der geläufigen typischen Stellungnahme machen die Wahrnehmung „Hund" aus, und so ist keinerlei Unsicherheit und Zweifel mehr möglich.

Es ist dabei noch ein wichtiger Punkt zu erörtern, dafs

---

[1] Revault d'Allonnes (L'attention indirecte), *Rev. philos.* 1914, I, S. 457, gibt vorzügliche Beispiele der synthetischen Wirkung „motorischen Erkennens".

nämlich die *Indifferenz*, d. h. das scheinbare Nichtstellungnehmen, auch eine Stellungnahme und in Wirklichkeit sogar eine ganz ausgeprägte Stellungnahme ist, so wie das Gefühl der Gleichgültigkeit auch ein ganz bestimmtes Gefühl ist. Man hat das zuweilen nicht genügend beachtet. Aber es ist wie im politischen Leben, wo die Parteilosigkeit auch eine Parteinahme ist. Das Nichthandeln ist auch ein Handeln, das Nichtstellungnehmen in Wirklichkeit auch ein Stellungnehmen. Und das Gefühl der Indifferenz ist durchaus ein ganz entschiedenes Stellungnehmen zu einem Eindruck.

Wir möchten uns nun vor allem vor einem Einwand sichern, der uns gemacht worden ist, dafs wir in diesem Begriff der Stellungnahme, weil er sehr kompliziert, sehr flüchtig und schwer festzustellen ist, ein metaphysisches Element in die Psychologie einschmuggelten. Das ist nicht im geringsten der Fall; im Gegenteil, wir haben gezeigt, dafs es ganz konkrete Gefühle und Tätigkeitsdispositionen sind, die zusammen jenen komplexen Zustand der Stellungnahme ausmachen. Dafs diese Stellungnahmen als spezifische Reaktionen unseres Ichs nicht genügend beobachtet sind, liegt nur an ihren oben beschriebenen Eigenschaften; es ist indessen kein Ruhmestitel unserer Psychologie, angenommen zu haben, dafs ein so ungeheuer komplizierter Organismus wie unser Ich auf alle die unendlich verschiedenen Eindrücke nur mit den monotonen Reaktionen Lust oder Unlust antworten sollte. Im Gegenteil, wir meinen, ein einfaches Überlegen mufs uns mit Notwendigkeit zu dem Schlusse führen, dafs unser so kompliziertes Ich auf jeden Eindruck in einer spezifischen Weise reagiert. Um einen Vergleich zu brauchen, so ergibt doch ein eindrucksfähiger Körper, etwa eine Masse feuchten Thones, nicht blofs z. B. auf jede Berührung ein einfaches, immer gleichmäfsiges Zurückweichen, wie etwa ein Stein reagieren würde, sondern der Thon prägt jeden berührenden Gegenstand in klarem, spezifischem Negativ ab. Nach der groben alten Anschauung, die nur Lust und Unlust als Reaktionen gelten läfst, verhielte sich die Seele wie der Stein, nach unserer Anschauung bildet die Seele von jedem sie beeindruckenden Objekt ein spezifisches Negativ, wie es der Thon tut. Denken wir uns die Masse des Thons nun mit Bewufstsein begabt, so

müfsten wir doch mit Notwendigkeit zu dem Schlusse geführt werden, dafs in jedem Fall das Bewufstsein jedes Negativs ein anderes wäre. Stellen wir uns also die Reaktionen der Seele als solche Negative vor, so müssen wir einsehen, dafs sie unendlich verschieden sind.

In der Tat ergibt denn auch die Selbstbeobachtung, dafs unsere Reaktion niemals ganz die gleiche ist, sondern dafs es sich nur um gewisse relative Gleichheiten handelt, bei denen wir von kleinen Ungleichheiten absehen.

8. Nachdem wir nun auch hier festgestellt haben, dafs das Wesen der synthetischen Wahrnehmung auf Reaktionen beruht, versuchen wir auch hier die wichtigsten Formen darzustellen und zu gruppieren. Und zwar unterscheiden wir wie oben adaptive, affektiv-reaktive Prozesse und Hilfsprozesse.

Die adaptiven Prozesse kommen vor allem für die Verdinglichung in Betracht und sind oben bereits beschrieben worden. Für die typisierende Synthese bedeuten sie weniger, doch sind sie z. B. für Gröfsenwahrnehmungen ebenfalls sehr wichtig. Unsere Begriffe „grofs“ und „klein“ hängen zum guten Teil mit solchen adaptiven Vorgängen zusammen, ebenso wie wir ja auch bei Gewichten „schwer“ und „leicht“ nicht nach einer objektiven Vorstellung, sondern nach der subjektiven Reaktion abschätzen.

Wichtiger sind für die typisierende Synthese die affektiv-reaktiven Bewegungen, obwohl wir hier einräumen müssen, dafs wir weit davon entfernt sind, die ganze Fülle der psychischen Möglichkeiten durch körperliche Vorgänge bis jetzt ausreichend erklären zu können. Aber gewisse affektiv-motorische Reaktionen gehören zum Wesen der typischen Wahrnehmung oder des einfachen Begriffs. Ein Kind hat nicht dann erst einen „Begriff“ vom Hunde oder einer Schlange, wenn es seine wesentlichen Merkmale angeben kann, sondern vor allem dann, wenn es die entsprechende Stellungnahme dazu kennt. Es weifs, was ein Hund ist, auch wenn es nicht seine wesentlichen Merkmale aufzählen kann, wenn es nur weifs, dafs es ein Etwas ist, mit dem man spielen kann, das man aber nicht reizen darf, weil es bellt und beifst, kurz es hat einen Begriff, wenn es weifs, wie es sich dazu zu „stellen“ und zu „verhalten“ hat. Auch die Sprache hält ja

das Motorische in solchen Ausdrücken fest, und es ist immer psychologisch interessant, solchen sprachlichen Gebilden nachzugehen, weil sie zum Ursprung hinführen. Ebenso gehört zum „Begriff“ der Schlange eine gewisse Zurückhaltung und Scheu, und solche typischen Stellungnahmen dem Kinde beizubringen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung. Wieweit dabei derartige motorische Reaktionen wirklich die physischen Komponenten der entsprechenden Gefühle sind, ist für uns an dieser Stelle zu entscheiden unmöglich. Wir konstatieren nur die Tatsache, dafs solche reaktiven Phänomene, die jedenfalls engste Beziehung zu den Gefühlen haben, eine wesentliche Rolle für die typisierende Synthese spielen.

Als dritte Gruppe kommen auch hier die Hilfsbewegungen hinzu, d. h. Nachahmungsbewegungen und vor allem wieder die Sprache. War für die analytische, heraushebende Wahrnehmung der sprachliche Ausdruck das „Urteil“, so ist es für die synthetische, typisierende Wahrnehmung der Begriff. Und auch hier gilt dasselbe, was wir bereits oben beim Urteil gezeigt haben: dafs man über der mitteilenden Funktion der Sprache auch die für das Individuum selber fixierende nicht übersehen darf. Der Begriff fafst nicht nur für andere, sondern vor allem für das Individuum selber das Typische in den Wahrnehmungen zusammen. Wo kein Wort ist, da vermögen die wenigsten Leute klar das Typische zu sehen: ist aber ein Wort vorhanden, so ist es leicht für jedermann, das Typische festzuhalten. Neue typische Begriffe, auch die Bezeichnungen dafür, sind gewöhnlich die Schöpfungen einzelner bedeutender Menschen. Die anderen lernen dann leicht zu dem Wort auch die Verwendung hinzu. Mit Recht hat Nietzsche darauf hingewiesen, dafs die Namengebung überaus wichtig sei. Er beantwortet die Frage: „Was ist Originalität?“ folgendermafsen: „Etwas sehen, was noch keinen Namen trägt, noch nicht genannt werden kann, ob es gleich vor aller Augen liegt. Wie die Menschen gewöhnlich sind, macht ihnen erst der Name ein Ding überhaupt sichtbar — die Originalen sind zumeist auch die Namengeber gewesen.“ [1] Indessen ist die Sprechbereitschaft nicht die einzige

[1] Fröhliche Wissenschaft, Aph. 261.

Tätigkeitsdisposition, die sich durch den „Schluſs aus ihrer Verlängerung“, von dem wir oben gesprochen haben, in der Stellungnahme nachweisen läſst. Es gehören dazu auch sämtliche andere Tätigkeiten, die mit dem Wesen des Objektes verknüpft sind. Ich habe keine adäquate typische Wahrnehmung, keinen Begriff von einem Hobel, wenn ich nicht weiſs, wozu er dient, was man damit macht. Ebensowenig ist meine typische Wahrnehmung, mein Begriff von einem Apfel oder einer Tollkirsche einigermaſsen adäquat, wenn ich nicht weiſs, ob sie eſsbar sind, das heiſst, wie ich meine Stellungnahme zu ihnen einzurichten habe. Das braucht sich durchaus nicht stets in äuſseren Handlungen zu entladen, trotzdem werde ich meine ganze Stellungnahme danach einrichten.

9. Zum Abschluſs unserer Betrachtungen über die Wahrnehmungen und die sie konstituierenden Stellungnahmen wollen wir noch einem Bedenken begegnen, das vielleicht wachgeworden sein könnte infolge unserer getrennten Behandlung von analytischer (heraushebender) und synthetischer (zusammenfassender) Wahrnehmung. Man könnte fragen, ob die beiden Funktionen sich nicht etwa in die Quere kämen. Das ist nicht zutreffend, zumal in den meisten Fällen dieser Mechanismus für beide Funktionen derselbe ist, wenn auch einige Partien mehr dem Herausheben, andere mehr dem Zusammenfassen dienen. In der Hauptsache ist die Stellungnahme dieselbe, sie wirkt nur verschieden. Nach ihren formalen Qualitäten wirkt sie heraushebend, nach ihren inhaltlichen Seiten bewirkt sie die Synthesen. Anders ausgedrückt, heiſst das: für die heraushebende Wahrnehmung ist es nur wesentlich, daſs überhaupt eine Reaktion erfolgt, für die zusammenfassende Wahrnehmung dagegen ist die Qualität der Reaktionen entscheidend. So ist es klar, daſs gegenseitige Hemmungen ausgeschlossen sind. Dasselbe erschreckende Stutzen, das den Empfindungskomplex, der von einer Kreuzotter ausgeht, heraushebt, ist auch bereits ein wesentlicher Teil der typisierenden Wahrnehmung.

10. In unserer Deutung des Wahrnehmungsaktes motorisch-affektiver Reaktionen berühren wir uns mit einigen anderen Forschern, die ebenfalls schon diese Tatsachen beschrieben haben. Hier wäre vor allem H. Münsterberg zu nennen, dessen „Aktionstheorie“ der unseren sehr

nahe kommt. Er formuliert seine Lehre mit folgenden Worten: „Der erste Satz der Aktionstheorie wird daher besagen und fordern, dafs die Empfindung in der sensorischen Endstation bezüglich ihrer Qualität von der räumlichen Beziehung der zuführenden Bahn, bezüglich ihrer Stärke von der Qualität der zugeführten Erregung, bezüglich ihrer Lebhaftigkeit aber von der Stärke der fortgeführten zentrifugalen Erregung abhängt.“ [1] „Empfindungen sind lebhaft und eindringlich, wenn die Entladungsbahn der sensorischen Erregung in dem subkortikalen motorischen Zentrum, zu dem sie führt, keinen Widerstand findet. Die Empfindung andererseits ist gehemmt, wenn die Entladungsbahn der sensorischen Erregung zu einem subkortikalen motorischen Zentrum führt, welches wegen der gleichzeitig ablaufenden Erregung des antagonistischen Zentrums selber gehemmt ist und so der Entladung Widerstand entgegensetzt.“ [2]

So sehr ich Münsterberg in der Gesamtauffassung beistimme, so sehr weiche ich doch im einzelnen von seinen Anschauungen ab. So scheint es mir zunächst bedenklich, den die motorische Entladung auslösenden Faktor als nichtpsychisch zu bezeichnen. Münsterberg tut das. Er schreibt, dafs die physiologisch-sensorische Erregung an sich überhaupt nicht von psychologischen Vorgängen begleitet sei, „sondern erst beim Übergange in die Entladung psychophysisch würde.“ [3] Ich glaube, dafs das nicht richtig ist. Wir müssen auch den Reizen, die nicht für sich eine Reaktion hervorrufen, die also nur „perzipiert“, aber nicht „apperzipiert“ werden, eine psychische Komponente zusprechen. Wenn unser Blick über eine weite Landschaft gleitet, so wird gewifs nicht jedes Dorf, jeder Baum „apperzipiert“, es folgt nicht auf jeden Einzeleindruck eine motorische Reaktion, aber dennoch bilden die von den Einzelobjekten ausgehenden Reize doch Teile der Gesamtwahrnehmung, — und wenn sie auch nicht einzeln wahrgenommen werden, als Empfindungen, d. h. doch als psychische Elemente, bilden sie einen Teil derselben. Wir müssen also auch solche Reize, die für sich nicht eine besondere Reaktion hervorrufen, also nicht gesondert „wahrgenommen“ werden, die aber doch Teile einer Wahrnehmung sind, als psychisch ansehen. Und so können wir auch den die Wahrnehmung, die motorische Reaktion, auslösenden Reiz als von einer psychischen Komponente begleitet denken, obwohl bei der Raschheit, mit der die Umsetzung vor sich geht, der direkte Beweis nicht geführt werden kann, sondern wir auf Schlüsse angewiesen sind. Jedenfalls aber scheinen diese mehr gegen als für Münsterbergs Annahme zu sprechen.[4]

---

[1] Münsterberg, Grundzüge der Psychologie I, S. 531.

[2] ebenda S. 536.

[3] ebenda S. 531.

[4] Ein interessantes Beispiel, das H. Gomperz (Weltanschauungslehre Bd. I, S. 123) bringt, scheint Münsterberg recht zu geben. Gomperz erwähnt die Tatsache, dafs Schlafende durch ein leises ungewohntes Ge-

Auch sonst läfst sich mancherlei gegen die Fassung der Aktionstheorie durch Münsterberg einwenden. Nicht nur, dafs er der Bedeutung motorischer Faktoren für die synthetische Wahrnehmung, wenigstens in dem bisher veröffentlichten Bande, keinerlei Beachtung schenkt, auch in der Analyse der in der Wahrnehmung auftretenden Bewegungen im einzelnen kann man anderer Ansicht sein. So scheint er mir im besonderen die Bedeutung der Gefühle, die allerdings auch nach seiner Lehre mit den motorischen Vorgängen eng zusammenhängen, nicht hoch genug einzuschätzen, obwohl auch er den „Wert"nuancen Rechnung trägt. Trotz dieser Bedenken im einzelnen jedoch begrüfsen wir in der Hauptsache in Münsterberg einen willkommenen Verbündeten.

---

räusch geweckt werden, dafs dagegen ein lautes gewohntes nicht erweckt, weil die „Bewegungskraft", nicht die objektive Intensität, ausschlaggebend sei. So sehr dies Beispiel im allgemeinen zu unserer Theorie stimmt, indem es die Reaktion, nicht die Empfindung, als das Wesentliche auffafst, scheint es doch uns gegen Münsterberg Unrecht zu geben. Aber es beweist dennoch nur, dafs der psychische Begleiter beim Reize fehlen kann, wenn es sich um ein schlafendes Subjekt handelt; es beweist keineswegs, dafs das Psychische beim Reize fehlen mufs. — Im übrigen hält auch Gomperz die Aktionstheorie für einen vielversprechenden und aussichtsreichen Ausgangspunkt, wenn auch er gegen Münsterberg einige bedeutsame Einwände erhebt.

Kapitel IV.

Wahrnehmungsurteile und Wahrnehmungsbegriffe.

1. Mit aller Entschiedenheit sei betont, dafs es sich hier um Urteile und Begriffe nur im psychologischen Sinne handelt, dafs es uns auf eine Beschreibung und Analyse dieser Phänomene als Bewufstseinsfaktoren ankommt, dafs jedoch die Forderungen, die der Logiker an die Urteils- und Begriffslehre heranbringt, uns zunächst nichts angehen.

Und zwar handelt es sich in diesem Kapitel ausschliefslich um konkrete Wahrnehmungsurteile und Wahrnehmungsbegriffe, das heifst solche, die wir unmittelbar im Anschlufs an die Wahrnehmungen bilden. Das Plus, was im Wahrnehmungsurteil, das fast stets zusammen mit Begriffen auftritt, zur Wahrnehmung hinzukommt, ist eine Formulierung, und in dieser Formulierung sehen wir das Wesen von Urteil und Begriff.

Natürlich ist es nicht leicht, die Urteile und Begriffe von den Wahrnehmungen zu sondern, und es ist wohl aus unserer Darstellung bereits hervorgegangen, dafs eine scharfe Scheidung überhaupt nicht möglich ist. Freilich für jene Betrachtungsweise, die der ganzen Urteilslehre nur die ausgebildete Sprache zugrunde legt, (den Satz, in dem Subjekt und Prädikat durch abgerundete Begriffe ausgedrückt sind), für die ist es relativ einfach. Indessen übersieht eine solche Betrachtungsweise alle jene Fälle, wo eine Scheidung in Subjekt und Prädikat nicht stattfindet. Also wenn ich sage, während unten ein Feuerwehrzug vorüberrasselt: „Feuer!“, so ist das natürlich ein Urteil, obwohl eine Trennung von Subjekt und Prädikat nicht vorliegt. Derartige Urteile fällen wir viel mehr, als man gemeinhin annimmt, und in der Tat sind solche

„Einwortsätze“ ja die Keimzelle des Sprechens, aus der sich die späteren Differenzierungen herausgebildet haben.

Ja, es ist nicht nötig, dafs das Urteil sich überhaupt in Worten ausdrückt. Auch Gesten können an deren Stelle treten. Wenn ich in der Ferne ein Feuer erblicke und, einen Begleiter am Arme fassend, wortlos darauf deute, so heifst diese Geste: „dort ist ein Feuer!“ und ist ein Urteil. Denn auch diese Geste ist eine Formulierung einer Wahrnehmung. Man kann auch von einem in jener Geste enthaltenen begrifflichen Elemente sprechen, da die Geste auch eine, auf einer gewissen Konvention beruhende allgemeine Bedeutung hat.

Jedenfalls liegt das Plus, was in Wahrnehmungsurteil und Wahrnehmungsbegriff zu der Wahrnehmung hinzukommt, in der Formulierung des Wahrnehmungsinhaltes, die, wie ich oben (Kap. II, 10) gezeigt habe, einerseits für das Individuum selbst die Wirkung des Fixierens, der Heraushebung und einer Klärung der Synthese hat, andererseits aber als Mitteilung auch interindividuell von höchstem Werte wird. Kann man bei der innerindividuellen Wirkung des Formulierens vielleicht noch schwanken, ob man darin mehr als eine Art der subjektiven Stellungnahme zu sehen hat, so ist das Urteil, sobald der Wille zur Mitteilung hinzukommt, ziemlich klar von der blofsen Wahrnehmung zu sondern.

2. Ich erwähne hier noch einen weiteren groben Fehler, den die traditionelle Logik oft begangen hat, den nämlich, dafs sie in ihren Analysen von Urteilen sich nicht an die Gedanken, sondern an die Worte gehalten hat, in der ganz falschen und unkritisch hingenommenen Voraussetzung, dafs gleichen Worten auch gleiche Gedanken entsprechen müfsten. Man übersah, dafs nur im Zusammenhang Urteile und Begriffe Sinn gewinnen und nicht allein im Zusammenhang mit anderen Sätzen, sondern auch im Zusammenhang mit der ganzen Situation, in der sie gesprochen werden, auch im Zusammenhang mit der Persönlichkeit, die sie äufsert, und mit der Persönlichkeit, an die sie gerichtet sind.[1]

---

[1] Ich verweise besonders auf F. C. S. Schillers: „Formal Logic“, London 1912, der in ausgezeichneter Weise diese Dinge beleuchtet.

Ich erläutere das durch ein Beispiel. Nehmen wir den Satz: „*die Rose blüht*“. Ein scheinbar ganz einfaches Urteil! Und dennoch, versuchen wir uns klar zu machen, welche Gedanken diesem scheinbar so einfachen Urteile entsprechen, so werden wir sehen, dafs sich völlig verschiedene Gedanken damit verknüpfen können, und dafs jede Logik, die sich nur an die Worte hält, notwendig irreführend sein mufs.

„*Die Rose blüht*“ kann im Munde eines Mannes, der vor einem Rosenstock steht, ein einfaches Wahrnehmungsurteil sein und kann bedeuten: „*diese Rose hier ist in Blüte*“.

„*Die Rose blüht*“ im Munde eines Naturforschers kann ein generelles Urteil sein und bedeuten: „*Alle Rosen blühen, es gehört zum Wesen der Rosen, daß sie blühen*“.

„*Die Rose blüht!*“ kann ein Gärtner ausrufen, der auf einen Rosenstock, der im vorigen Jahre nicht zur Blüte gekommen ist, besondere Mühe verwandt hat und nun mit Freude bemerkt, dafs der Strauch wieder Blüten trägt. — Hier ist der Affekt im Urteil die Hauptsache.

„*Die Rose blüht*“ kann in einem Gedichte metaphorisch heifsen: „*es ist Sommer!*“

Das mag genügen, obwohl die Reihe sich weithin verlängern liefse. Jedem Leser werden noch andere Situationen einfallen, in denen die gleichen Worte völlig verschiedenen Sinn haben. Daraus nun müssen wir die Lehre ziehen, dafs es unmöglich ist, aus den Worten allein den Gedanken zu erschliefsen, dafs vielmehr Begriffe und Urteile stets im Zusammenhang der Gesamtsituation aufgefafst werden müssen. Wir müssen ferner daraus entnehmen. dafs es keineswegs genügt, den Inhalt der Worte zu erfassen, sondern dafs man bei dem schon erwähnten teleologischen Charakter der Urteile auch die Tendenz dessen, der sie fällt, mit erraten mufs, um die Worte zu verstehen. Dies ist aber nur aus der Beachtung des Zusammenhangs möglich.

Bei den hier in Frage stehenden Wahrnehmungsurteilen und Wahrnehmungsbegriffen ist die Sache insofern einfacher, als die Situation einfach ist, indem die Wahrnehmung gegeben ist und nun in Worte gefafst wird. Dieses Formulieren in Worte, die z. T. oder auch ganz durch Gesten ersetzt werden können, ist das Wesen des Urteils, wenn wir dies von der Wahrnehmung

loslösen wollen. Das Wahrnehmungsurteil ist eine Formulierung der Wahrnehmung und zwar des analytischen, heraushebenden Wahrnehmens, wenn es eine bestimmte Wahrnehmung fixiert, die es herauslöst aus einem gröfseren Komplex möglicher Wahrnehmungen. Wenn ich also angesichts einer blühenden Rose das Urteil fälle: „*Die Rose blüht*“, so hebe ich die Tatsache des Blühens heraus, schiebe damit andere Wahrnehmungsmöglichkeiten, die auch formulierbar wären, zurück; denn ich hätte ebenso gut urteilen können: „*diese Rose ist rot*“, oder „*diese Rose ist eben aufgebrochen*“.

Natürlich kann das Urteil auch die Formulierung einer synthetischen Wahrnehmung sein; indessen dient dann das ganze Urteil der Begriffszuordnung, und ein solches begrifflich zuordnendes Urteil ist dann die Formulierung der synthetischen Funktion der Wahrnehmung. Ein solches Urteil wäre es, wenn ich, vor einem Rosenstock stehend, urteile: „*dies ist eine Rose*“. Der Begriff für sich allein ist also die Formulierung der in einer Wahrnehmung liegenden Synthese. Im übrigen kommen Urteile und Begriffe im Leben nie allein vor, sondern das Urteil besteht immer aus begrifflichen Elementen, und der nicht künstlich isolierte Begriff, auch wo er scheinbar isoliert vorkommt wie im Einwortsatz, schliefst stets ein Urteil ein.

Wir weichen natürlich mit dieser Definition, dafs wir das Urteilen und die Begriffsbildung als das Formulieren von Wahrnehmungen ansehen, wesentlich von anderen Theorien ab. Vor allem treten wir in Gegensatz zu jener Anschauung, die behauptet, jede Wahrnehmung sei ein Urteil oder involviere wenigstens ein solches. Diese Anschauung ist verbreitet. So erklärt Bolzano[1], dafs die Wahrnehmung ein Urteil enthalte, und ähnlich äufsert sich Brentano.[2] Nach Höfler[3] und nach Meinong[4] ist die Wahrnehmung — Wahrnehmungsvorstellung = Wahrnehmungsurteil. Auch Kreibig nähert sich der Bolzanoschen Auffassung.[5]

Es ist offenbar, dafs in allen diesen Fällen das Wort „Urteil“ etwas anderes bedeutet als nach unserer Definition. Über termino-

---

[1] Bolzano, Wissenschaftslehre I. 161.

[2] Brentano, Psychologie I, S. 295.

[3] Höfler, Psychologie, 212.

[4] Meinong, Über die Erfahrungsgrundlage unseres Wissens, Abhandlung zur Didaktik u. Phil. der Naturw., Bd. 6, S. 16, 36, 110.

[5] Kreibig, Über Wahrnehmung, Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1911.

logische Fragen kann man natürlich eine bindende Entscheidung nicht fällen. Schliefslich besteht eine gewisse Freiheit in der Bezeichnung für jeden Forscher. Immerhin aber ist es bedenklich, wenn sich eine Terminologie allzuweit vom gewöhnlichen Sprachgebrauch entfernt, und zweitens gibt die praktische Verwendbarkeit eine Handhabe für die Bewertung.

Wir müssen daher kurz die Urteilslehre jener Richtung behandeln und halten uns dabei an Brentano. Er begreift die Eigentümlichkeit des Urteils als eine „Besonderheit in der Beziehung auf den immanenten Gegenstand“ [1], Urteilen ist nach Brentano ein (als wahr) Annehmen oder (als falsch) Verwerfen.[2] Ausdrücklich wird die Annahme abgelehnt, dafs die Verbindung von Subjekt und Prädikat und andere derartige Kombinationen zum Wesen des Urteils gehörten.

Es ist nun klar, dafs diese Anwendung des Wortes „Urteil“ eine völlig andere ist, als die von uns gewählte. Wir erkennen die von Brentano bemerkten Tatsachen durchaus an, nur finden wir keineswegs, dafs etwa der allgemeine oder philosophische Sprachgebrauch hier das Wort Urteil nahelege. Wir ziehen vielmehr den Ausdruck „Stellungnahme“ vor und nennen das, was Brentano Urteil nennt, eine Spezialform dessen, was wir oben als Stellungnahme beschrieben haben, und in der Tat schliefst auch unserer Ansicht nach jede Wahrnehmung eine solche Stellungnahme ein. Den Ausdruck Urteil dagegen reservieren wir für die praktische Formulierung einer Stellungnahme und glauben uns damit mehr in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch zu befinden. Das Wahrnehmungsurteil ist also eine Wahrnehmung, die formuliert wird, sei es in Worten, sei es in Gesten. Alles andere, was man sonst für das Urteil als kennzeichnend genommen hat, ist bereits in der Wahrnehmung enthalten, also die Stellungnahmen usw. Wir wollen uns daher mit der Brentanoschen Verwendung des Wortes nicht länger aufhalten. Ohne die von ihm bemerkten Tatsachen zu bestreiten, scheint uns seine Verwendung des Begriffes Urteil zu weit, und wir befinden uns in Übereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl der neueren Psychologen, wenn wir die Brentanosche Terminologie nicht annehmen.

Für uns ist das Urteil die Formulierung einer Wahrnehmung, welch letztere ihrerseits bereits eine Verarbeitung der Empfindungen ist. Und zwar dient das Urteil einerseits der klaren Fixierung, andererseits der Mitteilung an andere. Nehme ich also eine rote Rose wahr, so setzt die Wahrnehmung bereits die Heraushebung der Qualität des

---

[1] Brentano, a. a. O., S. 290.

[2] Ebenda, S. 260. Auch Marbe, Experimentell-psychol. Unters. über das Urteil, 1901, steht diesen Auffassungen näher.

Roten voraus, ehe ich das Urteil formulieren kann: „*die Rose ist rot*“. Das Urteil als Formulierung fixiert jene Wahrnehmung nur, und wenn die Elemente des Urteils allgemeinverständliche Begriffe sind, so kann es auch der Mitteilung an andere dienen.

4. Ähnlich nun wie mit den Urteilen und ihrem Verhältnis zu den Wahrnehmungen ist es mit dem Begriff. Der Begriff ist die Formulierung der synthetischen Elemente der Wahrnehmung. Es gibt, wie es eine Wahrnehmung ohne Urteil gibt, auch eine Wahrnehmung ohne Begriffe. Wir haben als solche die typisierenden Wahrnehmungen der Tiere und der Kinder anzusehen, aber auch erwachsene Menschen bilden beständig noch solche nicht begrifflich-formulierte Wahrnehmungen. Wenn wir einen Spaziergang machen und, während wir ganz in ein Gespräch vertieft sind, hier einem Baum ausbiegen, dort eine Pfütze überspringen, ohne doch darüber zu sprechen, so haben wir wohl den Baum „wahrgenommen“, ohne dafs wir wirklich die Begriffe „Baum“ oder „Pfütze“ gebildet zu haben brauchten. So geht es uns beständig; wir hantieren mit unzähligen Dingen, die wir wahrnehmen, ohne uns ihrer als „Begriff“ bewufst zu werden. Natürlich ist auch hier der Übergang kein ganz scharfer, sondern es gibt Fälle genug, wo man zweifeln kann, ob es sich schon um Begriffe handelt. Jedenfalls ist es sicher, dafs man von Begriffen sprechen mufs, sobald wir die typisierte Wahrnehmung mit einem Worte bezeichnen, das interindividuelle Geltung hat. Wir können an Kindern zuweilen beobachten, dafs sie sich eigene Worte bilden, die nur ihnen selber verständlich sind. Es wäre das eine Vorstufe für jene Begriffsbildung, die neben der Zusammensetzung und Fixierung für das Individuum selber auch noch die Verständigung mit anderen Individuen im Auge hat. Die exakte Zuordnung bestimmter Bedeutungen zu einzelnen Worten ist ein in der Entwicklung des Menschen sich langsam vollziehender Prozefs, der überhaupt nie abgeschlossen wird. Und wenn das logisch ein Verlust ist, so ist es ästhetisch ein Gewinn, denn die poetisch so hochbedeutende metaphorische Beziehung, das Wortspiel, der Wortwitz, alles das wäre unmöglich in einer völlig logisierten Sprache.

5. Was nun die Genesis von Urteil und Begriff anlangt, so haben wir sie oben getrennt behandeln müssen und haben dabei, aus äufseren Gründen, das Urteil vorangestellt, da mit einem begonnen werden mufste. In Wirklichkeit hätten wir ebenso gut mit dem „Begriff“ beginnen können. Wir erkennen jedenfalls keinem der beiden ein Prius zu, wir betonen vielmehr, dafs sich Urteile und Begriffe gemeinsam entwickelt haben, und dafs es keine Urteile ohne Begriffe und keine Begriffe ohne Urteile geben kann.

Die Behandlung in der Logik ist gewöhnlich die gewesen, dafs man die Urteile sich aus Begriffen zusammensetzen liefs; man definierte gewöhnlich das Urteil als einen Akt der Ineinssetzung oder Trennung zweier Begriffe, der mit dem Bewufstsein seiner Allgemeingültigkeit vollzogen wird. Indessen setzt eine solche Anschauung das vollkommen entwickelte Denken voraus, und zwar, wie wir sehen werden, findet diese Art des Formulierens sich nicht einmal in allen Sprachen. Sigwart führte die umgekehrte Betrachtungsweise ein, indem er hervorhob, dafs die Begriffsbildung nur durch Urteile zustande käme. Indessen hatte auch er dabei die logischen Begriffe im Auge. Für die uns hier beschäftigende genetisch-psychologische Betrachtung müssen wir festhalten, dafs sich Urteil und Begriff nebeneinander aus gemeinsamer Urform entwickelt haben.

Der Urtyp des Sprachdenkens ist der Einwortsatz, der weder Urteil noch Begriff, sondern beides zusammen ist. Und zwar hat Meumann[1] mit vollem Rechte darauf hingewiesen, dafs das primitive Sprechen affektiv, nicht intellektualistisch zu fassen ist, wobei betont werden mufs, dafs auch im späteren Urteile stets ein Willenselement steckt, selbst wenn der Inhalt des Urteils rein intellektualistisch ist.

Die primitivste Form des Sprechens also ist der Einwortsatz. Soweit er als Formulierung von Wahrnehmungen zu gelten hat, ist er nichts als ein Bekanntheitssymbol, wie W. Stern[2] sagt. Man kann dabei noch nicht von Individual- oder Gattungsbegriffen sprechen, nicht einmal von Urbegriffen, wie das Ament[3] getan hat, sondern man mufs mit W. Stern durchaus an dem alogischen Charakter der Funktion festhalten. Das Kind erfafst zunächst gar nicht, dafs jedes Wort

[1] Meumann, Entstehung der ersten Wortbedeutung beim Kinde. 1902.

[2] Stern, Die Kindersprache. 1907. S. 172.

[3] Ament, Entwicklung von Sprechen und Denken. 1899. S. 148.

die Funktion hat, dauernd eine bestimmte Bedeutung zu repräsentieren. Aus einem allgemeinen Vertrautheitsgefühl, das einen Eindruck begleitet, löst sich die typische Reaktion heraus. Und zwar sind die ersten Begriffsbildungen höchst unklar. Eine beliebige Ähnlichkeit genügt, um eine typische Sprachreaktion an die verschiedensten Dinge zu knüpfen. So erzählt Stern, dafs seine Tochter das Wort „Puppe“ zunächst von einer wirklichen Puppe gebraucht habe, dann von ihrem Schofshund und ihrem Stoffkaninchen, dagegen nicht von einem anderen Hauptspielzeug derselben Zeit, einem silbernen Glöckchen. Ob dabei nicht, mehr noch als die äufseren Ähnlichkeiten, gewisse typische Tätigkeitsmöglichkeiten die Typisierung bewirkt haben, wie Stern annimmt, soll hier dahingestellt bleiben.

Jedenfalls ist sicher, dafs der Ursprung des Sprechens und damit der des Urteilens und der Begriffsbildung nicht logischer Natur ist, sondern sich als Affektausdruck bildet oder als nachahmende Handlung von anderen erlernt wird. Erst allmählich kommen logische Funktionen hinzu.

Inhaltlich sind im Urwort Subjektiv-Zuständliches und Objektiv-Gegenständliches ungeschieden enthalten. Die Differenzierung in Interjektion und Substantiv folgt nur allmählich. Während ursprünglich der Einwortsatz: „ssoss“ beim Kinde bedeutet: „nimm mich auf den Schofs“, und „nafse“: „putz mir die Nase“, lernt allmählich das Kind die symbolische Zuordnung der Worte zu äufseren Objekten. Und zwar sind die Anfänge dieser wirklichen Begriffsbildung individualisierend, da sich das Wort immer an denselben Gegenstand heftet, während die begriffliche Zuordnung zu Gattungen viel langsamer erfolgt.[1]

6. Aus unserer genetischen Darstellung des Urteilsaktes geht deutlich hervor, dafs wir dem Wesen des Urteils nur gerecht werden, wenn wir es als Handlung, als motorischen Akt fassen. Das bleibt es auch dort, wo sich das Urteil auf eine objektive Feststellung richtet. Der Inhalt des Urteils allein ist in solchen Fällen objektiv-intellektualistisch, nicht aber das Urteil selbst; dieses behält seinen

[1] Vgl. hierzu Stern a. a. O. 178

Charakter als Willenshandlung auch dort, wo es sich auf objektive Feststellung richtet. Urteile ich also „diese Rose ist rot“, so ist der Inhalt dieses Urteils natürlich etwas Objektives, aber das Urteil selbst bleibt darum doch eine Handlung (eine reflektorische oder Willenserscheinung), denn ein solches Urteil hat immer den Zweck, den bestehenden Inhalt zu fixieren oder einem anderen mitzuteilen. Dieser aktivistische Grundcharakter des Urteils ist oft verkannt worden. Urteilen als Fixieren und Mitteilen ist stets ein Handeln, entweder ein reaktives, durch einen Affekt ausgelöstes, oder ein vorher eingestelltes, von bestimmter Absicht begleitetes, also eine Willenshandlung.

Die meisten Urteilstheorien haben diesen aktivistischen Grundcharakter des Urteilens übersehen. Für sie ist das Urteilen ein Kombinieren von Vorstellungen, bei dem niemals angegeben wird, warum das überhaupt vor sich geht. An dieser Frage kann jedoch eine Psychologie des Denkens nicht vorübergehen, denn aufser der Frage, wie gedacht wird, und worauf die Richtigkeit des Denkens beruht (was nach Meinung vieler über den Bereich der Psychologie hinausgeht), mufs auch die Frage untersucht werden, warum überhaupt gedacht wird.

Im Grunde geht der ganze Intellektualismus von einem falschen erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte aus: dem nämlich, das Denken sei ein Abbilden der Aufsenwelt, das sich Selbstzweck wäre. So schroff formuliert wird der Satz gewöhnlich nicht, indessen unausgesprochen liegt er vielen psychologischen und philosophischen Systemen zugrunde. Er ist aber keineswegs richtig; denn all unserem Denken, auch dem auf reines Erkennen pochenden, liegen Triebe und Motive zugrunde, die nicht selber intellektualistischer Natur sind. Biologisch ist alles Denken zu verstehen als ein Verarbeiten und Zubereiten der durch die Sinne vermittelten Eindrücke und ein Stellungnehmen unseres Ich dazu zum Zweck der Selbsterhaltung, wozu ich auch die innere Harmonie rechne, die für viele Menschen ein ungeheuer starker Antrieb ist. Denn gewifs hat sich unser theoretisches Denken freigemacht vom unmittelbaren Zusammenhang mit der Lebenserhaltung, aber dennoch sind auch hier Triebe und affektive Motive im Spiel. Auch der Forscher, der um der reinen Theorie willen ägyptische Inschriften durchforscht oder die Tierwelt Neuguineas beschreibt, wird dabei von Trieben und Affekten geleitet. Wenn wir sagen, dafs er „um der reinen Wissenschaft“ halber forscht, so begehen wir insofern eine sprachliche Unexaktheit, indem

wir sagen müfsten, dafs ihn die auf reine Erkenntnis gerichteten Affekte treiben, da die Erkenntnis nicht selber treibt, sondern die auf ihren Besitz gerichteten Gefühle und Triebe.

Lassen wir indessen diesen Exkurs, der den Bereich der Psychologie zu überschreiten droht, und kehren wir zurück zum Urteil, das wir als eine Handlung charakterisierten. Und zwar ist es eine Handlung, so fügen wir hinzu, die wie jede andere Willenshandlung, insoweit sie ein motorischer Prozefs ist, sich mechanisch vollzieht. Das Urteilen, als das Formulieren der Wahrnehmung, verläuft genau wie das Greifen, Ausweichen oder andere Handlungen. Genau so mechanisch, wie ein Kind, nachdem es den Apfel wahrgenommen und dazu gefühlsmäfsig Stellung genommen hat, danach greift, genau so mechanisch erfolgt später das Urteil: „ich möchte den Apfel haben!“, oder: „das ist ein Apfel!“ Die einzelnen Phasen des Urteils (also Subjekt und Prädikat) sind so wenig intellektualisiert als es die einzelnen Phasen der Greifbewegungen sind. Man wende nicht ein, dafs diese Anschauung das Urteil herabziehe und „mechanisiere“. Man bedenke stets unsere Fassung des Urteils als „Formulierung einer Wahrnehmung“. Jene Analyse und Synthese, die die Logik im Urteil aufgezeigt hat, liegt nach unserer Darstellung schon in der Wahrnehmung. Das Urteil tut dazu nichts, als dafs es fixiert und für andere verständlich jenen Wahrnehmungsinhalt formuliert; das Verfahren dabei ist ein Auseinanderlegen in einzelne Begriffe und eine bestimmte Ordnung dieser Elemente. Das geschieht aber keineswegs „bewufst“, denn nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Menschen gelangt je zu dem Wissen, dafs er im Urteil Synthesen oder Analysen vollzieht; vielmehr lernen sie alle das Urteilen rein mechanisch, wie sie das Gehen oder Bogenschiefsen erlernen. Dafs das Urteil eine Zerlegung in intellektuell fafsbare Elemente zuläfst, beweist keineswegs, dafs es selbst ein intellektueller Akt ist. Der Denkvorgang, d. h. Synthese und Analyse, liegt schon in der Wahrnehmung; das Urteil formuliert sie nur und verstärkt dadurch allerdings den Wahrnehmungsakt in der oben beschriebenen Weise.

Und genau so wie mit dem Urteil ist es mit der davon unzertrennlichen Lehre vom Begriff. Auch dieser (als Wahrnehmungsbegriff) ist zunächst eine mechanisch erfolgende,

motorisch-akustische Formulierung einer Wahrnehmung, keineswegs aber eine „Gesamtvorstellung“ oder etwas Ähnliches. Es ist überhaupt mit aller Entschiedenheit darauf aufmerksam zu machen, dafs der Begriff, von dem die Psychologie redet, etwas völlig Verschiedenes ist von dem Begriff, der in der Logik nach Inhalt und Umfang definiert wird. Dieser ist ein künstliches Produkt, der im Leben niemals in seiner Gesamtheit vorkommt. Die Definition, wie F. C. S. Schiller[1] gut ausgeführt hat, ist nur die „Lexikonbedeutung“ eines Wortes, keineswegs aber der psychologische Inhalt des Begriffs. Auch der Begriff ist bis zu einem gewissen Grade intellektualisierbar, darf aber selbst an sich nicht intellektualistisch aufgefafst werden. Der Begriff, so wie er in den Urteilen vorkommt (und nur in Urteilen kommt er im Leben vor), ist überhaupt nicht „an sich“ zu bestimmen, so wenig als man eine Welle „an sich“ bestimmen kann. Stets mufs man das Ganze nehmen. Wie es Wellen nur im Flufs gibt, so gibt es Begriffe (als psychologische Tatsachen) nur innerhalb von Urteilen. Reifse ich sie heraus, so habe ich in jenem Fall ein Glas Wasser, aber keine Welle, in diesem Fall ein Wort, aber keinen Begriff. Was die Logik als den Begriff definiert, ist nur die Summe aller Bedeutungen, die mit dem Worte verknüpft werden können.

Hier betonen wir nur, dafs der Wahrnehmungsbegriff eine mechanisch eintretende, der Formulierung dienende Sprachreaktion auf eine Wahrnehmung ist. Wenn jemand angesichts einer Rose das betreffende Wort braucht, so stellt es sich ihm mechanisch zur Verfügung, genau so wie sich ihm die Greifbewegungen zur Verfügung stellen würden, wenn er den Wunsch empfinden sollte, die Rose zu pflücken. Aber wenn er angesichts der Rose urteilt: „*die Rose ist rot*“, so denkt er keineswegs die vielen Bedeutungen mit, die nach der Logik den Umfang des Begriffes ausmachen. Das Sprechen ist eine mechanisch sich vollziehende Handlung, die die Wahrnehmung formuliert. Die intellektualistische Auffassung ist auf jeden Fall abzulehnen. Das Bewufstsein, das durch die Begriffsbildung, d. h. das Sprechen, entsteht, folgt nur nach, geht nicht vorher; voraus geht nur die Wahrnehmung, die durch die

[1] Formal Logic. 1912, S. 12.

Formulierung präzisiert wird. Dabei ist offenbar, dafs die die synthetische Wahrnehmung ausmachende Stellungnahme oft recht komplexer Natur ist. Im oben gekennzeichneten „impressionistischen Begriff“ handelt es sich um ein Gefühl der auf partielle Gleichheit der Sinnesdata zurückgehenden Ähnlichkeit. Indessen geht die kritische Begriffsbildung darauf aus, dieses auf impressionistischer Ähnlichkeit beruhende Gefühl durch Faktoren zu ersetzen, die auf sekundären oft recht komplizierten Hilfsprozessen beruhen, aber wichtigere Gemeinsamkeiten treffen, als die der äufseren Ähnlichkeit. So wird jedes Kind, das eine Blindschleiche erblickt, zunächst den impressionistischen Begriff „Schlange“ bei diesem Anblick bilden. Erst eine Belehrung, die auf sehr komplizierten Beobachtungen beruht, wird ihm beibringen, dafs es sich nicht um eine Schlange handelt. Was nun in seiner Seele diesen neuen Begriff „Blindschleiche“ ausmacht, ist eine von der beim Begriff „Schlange“ erlebten völlig verschiedene Stellungnahme: ein Gefühl der Gefahrlosigkeit und Harmlosigkeit, das der Kern des neuen Begriffs ist, zu dem allerlei Urteilsdispositionen hinzukommen.

Natürlich ist die Sprachreaktion auch beim Wahrnehmungsbegriff kein äufseres Anhängsel, sondern sie hat sehr grofse repräsentative Bedeutung, die samt der mit ihr verknüpften Stellungnahme zuweilen so stark die wirklichen Sinnesdata überwiegt, dafs nur noch das Begriffliche, nicht mehr das impressionistisch Gegebene, erlebt wird. Davon indessen später.

Betrachten wir dagegen zunächst die verschiedenen Auffassungen des Urteils, die sich bei den intellektualistischen Logikern finden! Zunächst soll da das Urteil ein synthetischer Akt sein. Als bedeutendsten und charakteristischen Vertreter führe ich für diese Theorie Sigwart an, der folgendermafsen definiert: „Das Urteil ist ursprünglich ein lebendiger Denkakt, der jedenfalls voraussetzt, dafs zwei unterschiedene Vorstellungen dem Urteilenden gegenwärtig sind, indem das Urteil vollzogen und ausgesprochen wird, die Subjekts- und die Prädikatsvorstellung, die sich vorerst nur äufserlich so unterscheiden lassen, dafs das Subjekt dasjenige ist, wovon etwas ausgesagt wird, das Prädikat dasjenige, was ausgesagt wird.“[1] Diese von Sigwart mit viel Geschick vertretene Anschauung steckt aber noch immer zu sehr im

[1] Sigwart: Logik I, S. 29, IV. Aufl. 1911.

Banne der alten Begriffstheorie. Tatsächlich findet keine Ineinssetzung statt (wenigstens bei der Formulierung analytischer Wahrnehmungen nicht). Vielmehr ist das Urteil das gerade Gegenteil, es ist eine Auseinanderlegung des ursprünglich einheitlichen Wahrnehmungsaktes.

Diese Tatsache ist von einer Reihe neuerer Logiker bemerkt worden. Als charakterischen Vertreter dieser analytischen Urteilstheorie führe ich W. Wundt an, der folgendermafsen schreibt: „Für das psychologische Verständnis der Urteilsfunktion ist es von fundamentaler Bedeutung, dafs dieselbe nicht als eine synthetische, sondern als eine analytische Funktion aufzufassen ist. Die ursprüngliche Gesamtvorstellung, die in dem Urteil in ihre aufeinander bezogenen Bestandteile gegliedert wird, stimmt durchaus überein mit einer Phantasievorstellung. Die Zerlegungsprodukte, die so entstehen, sind aber nicht, wie bei der Phantasietätigkeit, Phantasietätigkeiten von beschränkterem Umfang und gröfserer Klarheit, sondern Begriffsvorstellungen. Hierbei bezeichnen wir mit dem letzteren Ausdruck solche Vorstellungen, die zu anderen, dem nämlichen Ganzen angehörenden Teilvorstellungen in irgendeiner Beziehung stehen, die durch die Anwendung der allgemeinen Funktionen der Beziehung und Vergleichung auf Vorstellungsinhalte gewonnen werden.“ [1] Auch Ed. v. Hartmann sieht im Urteilen zunächst ein Ur-Teilen des gegebenen Bewufstseinsinhaltes und ein Zuerteilen von prädikativischen Bestimmungen.[2]

Diese Lehre legt jedoch wieder auf die Trennung allzu grofsen Wert; denn auch die Auseinanderlegung ist nicht der endgültige Zweck des Urteils.

Dieses hat B. Erdmann folgendermafsen ausgesprochen: „Überall entspricht . . . der sprachlichen Trennung des Subjekts und Prädikats im Urteilen keine gedankliche Trennung der Bedeutungen, sondern logische Immanenz des Prädizierten im Subjekt. Das Vorgestellte wird im Urteil nicht gedanklich zerlegt, sondern bleibt erhalten.“ [3]

Damit ist der wichtige Gedanke ausgesprochen, dafs es nicht auf das Trennen allein ankommt, dafs vielmehr dieses Trennen nur den Zweck hat, auf bestimmte Seiten der Gesamtwahrnehmung hinzuweisen.

Worin nun diese „logische Immanenz“ besteht, das nachzuweisen hat sich vor allem W. Jerusalem bemüht, der ähnlich wie Bradley[4], Gerber[5] u. a. das Urteil als eine Formung und Gliederung des Vorgestellten definiert.

---

[1] Wundt, Grundrifs der Psychologie. IX. Aufl., S. 327. Vgl. auch Logik I, II. Aufl., S. 151 ff. usw.

[2] v. Hartmann, Kategorienlehre. S. 236. 1896.

[3] Erdmann, Logik I. 1892, 2. Aufl. S. 221 f.

[4] Bradley, Principles of Logic, 1883.

[5] Gerber, Die Sprache und das Erkennen 1884.

So sehr ich nun der Urteilstheorie Jerusalems[1] in manchen Punkten zustimme, so kann ich mich doch nicht einverstanden erklären mit seiner Lehre, dafs im Urteil „der Baum blüht", der Baum als ein kraftbegabtes, einheitliches Wesen hingestellt werde, dessen gegenwärtig sich vollziehende Kraftäufserung eben das Blühen sei. „Im unzergliederten Vorgange wird jetzt Ding und Tätigkeit geschieden, und zwar die Tätigkeit als Kraftäufserung des Dinges dargestellt. Dieses Ding aber, das Subjekt des Urteils, erscheint dem primitiven Bewufstsein des Urmenschen, sowie heute noch dem Kinde, durchaus als belebtes, wollendes Wesen, und seine Tätigkeiten sind Willensäufserungen. Für den Urmenschen wie für das Kind blüht der Baum, weil er will, der Flufs fliefst, weil er will, und der Wind bläst, weil er will." Mir scheint, dafs hier Jerusalem eine Verallgemeinerung vornimmt, die wohl auf eine individuelle Anlage zurückgeht; dafs viele Individuen zu solcher Anthropomorphisierung aller Objekte neigen, darf angenommen werden, doch scheint mir nach meinen diesbezüglichen Untersuchungen, speziell über die ästhetische Einfühlung, nur ein ganz bestimmter Typus der Menschen dazu zu neigen. Ich für meine Person, wie die grofse Mehrzahl derjenigen, die meine diesbezügliche Umfrage beantwortet haben, kann keineswegs davon sprechen, dafs ich jemals eine solche Verlebendigung der Objekte vornehme, und für meine Person mufs ich durchaus ablehnen, dafs ich in dem Satz „der Baum blüht" den Baum irgendwie als Kraftzentrum auffasse oder das Blühen als Kraftäufserung. Vielleicht würde eine adjektivische Fassung der Wahrnehmung meinem Denktypus mehr entsprechen als die verbale, also etwa „der Baum ist blühend", oder „der Baum ist in Blüte", wie ja tatsächlich manche Sprachen eine solche Ausdrucksweise vorziehen. Vielleicht also haben wir es hier nur mit verschiedenen Denktypen zu tun, von denen die einen mehr dazu neigen, alles in der Welt zu „dramatisieren", in Handlung aufzulösen, andere wieder, alles mehr in Ruhe zu sehen, als inhärierende Eigenschaften von Subjekten.

Wesentlich scheint mir diese ganze Frage nicht für das Urteil zu sein. Es scheint mir auch keineswegs sicher, ob im Urteil die Tätigkeitsurteile dermafsen das Prius haben, dafs man sagen kann, es müfste durch die Tätigkeitsurteile die Trennung von Subjekt und Prädikat bereits vorher geschaffen worden sein, ehe die Bildung von Eigenschaftsurteilen folgen konnte. Auch glaube ich nicht, dafs man alle Eigenschaften als „latente, potentielle Kräfte" empfinden dürfte, und mir für meine Person ist das für Eigenschaften wie „weifs", „klein", „rund" ganz unmöglich. Aber vermutlich wird die Frage, ob die Eigenschaftsurteile oder die Tätigkeitsurteile das Prius haben, schon dadurch hinfällig, dafs in den primitiven Urteilen also z. B. beim Kinde und auch in manchen primitiven Sprachen diese Scheidung gar nicht vollzogen wird, sondern dafs die primitive Sprache oft nur Worte braucht, die sowohl Verben wie Adjektive sein können.

---

[1] Jerusalem, Die Urteilsfunktion. S. 76. 1895

Von der intellektualistischen Seite dürfte man überhaupt dem Wesen des Urteils nicht näher kommen. Das Urteil ist nicht die Formung eines theoretischen Denkens, sondern ist die Formung des Hinweisens, des Bezeichnens für andere oder auch für das Subjekt allein, kurz also eine Form der Willenshandlung, die dazu dient, eine Wahrnehmung praktisch auszuwerten. Damit aber ist auch ganz klar, dafs wir die Begriffe (die nur im Urteil im Leben vorkommen) ebenfalls als Handlungen auffassen müssen. Wir nennen diese Theorie darum die aktivistische, weil wir Urteile wie Begriffe als Handlungen fassen, die sich angesichts einer Wahrnehmung zu deren Formulierung vollziehen. Das Denken als auswählender und beziehender Akt liegt also nicht im Urteil, sondern liegt schon in der Wahrnehmung. Wahrnehmung ist ja überhaupt, wie nicht scharf genug hervorgehoben werden kann, kein Gegensatz zum Denken, sondern denkendes Verarbeiten äufserer Empfindungen, ein Denken angesichts der Aufsenwelt, das im Urteil formuliert wird.

8. Wenn wir nun die Frage nach der konventionellen Durchbildung des sprachlichen Urteils und der Begriffe aufwerfen, so ist zu bemerken, dafs wir aufs schärfste die völkerpsychologische von der individualpsychologischen Ausbildung zu sondern haben. Wenn zuweilen die Behauptung aufgetaucht ist, dafs das Individuum die allgemeine Entwicklung im kleinen wiederhole, so ist darin ja ein gewisser richtiger Kern, da manche Erscheinungen in der Tat wiederkehren; in der Hauptsache jedoch ist der Vorgang ein wesentlich anderer.

Völkerpsychologisch ist die Sache nicht mit einer einzigen Theorie zu erledigen. Weder kann man für die Entstehung der Sprache blofs die Lautnachahmung, noch kann man blofs die „Reflextheorie“, „Interjektionslaute“ usw. heranziehen, sondern vermutlich sind beide Momente und daneben noch eine ganze Reihe anderer in Betracht zu ziehen. Jedenfalls bildeten sich in den frühesten Gemeinschaften der Menschen sehr bald gewisse gemeinsame Verständigungsmittel, die begriffen wurden. Wenn wir nun auch gern zugeben wollen, dafs man durch ein einzelnes Wort unter günstigen Umständen eine Richtung des Denkens ausdrücken kann, also hinweisen kann (was

ja die nächste Funktion der Sprache ist), so mufste sich doch bald zeigen, dafs zu einer genauen Bestimmung der Denkrichtung mehrere Worte nötig waren (wie wir auch auf einem Blatte Papier erst durch mindestens zwei Punkte eine Richtung angeben können), und so mufste man naturgemäfs dazu kommen, auch die einheitliche Wahrnehmung durch mehrere Worte statt durch ein einzelnes zu bezeichnen, zumal man damit ein Mittel zur bedeutend genaueren Bezeichnung gewann. So kam die Zusammenstellung von mehreren Worten auf, die dann die Beziehung von Subjekt und Prädikat annahm. Indessen ist die Gemeinsamkeit der verschiedenen Sprachen eigentlich schon damit erschöpft, dafs sie zur Bezeichnung, zum Hinweis auf eine Wahrnehmung mehrere Worte und Lautverbindungen verwenden. Schon die Verknüpfung derselben ist in den verschiedenen Sprachen durchaus nicht so einheitlich, wie jene Logiker meinen, die sich an ein paar nahe verwandten Kultursprachen orientiert haben. So geht es schon bei Gebärdensprachen kaum an, von einer Trennung von Subjekt und Prädikat zu sprechen. Es handelt sich meist um eine Aneinanderreihung von einzelnen Symbolen für einzelne Wahrnehmungen, und nicht anders ist es mit den ganz primitiven Wortsprachen. So scheint es mir z. B. kaum möglich, die Begriffe Subjekt und Prädikat auf Sprachen wie die Ehwesprache anzuwenden, und wenn eine syntaktische Ordnung da ist, so würde sie treffender als eine der Anschaulichkeit oder Wichtigkeit nach geordnete Reihenfolge denn als die von Subjekt und Prädikat angesehen.[1] Es ist ja schwer, sich in primitives Denken hineinzuleben, doch habe ich stets den Eindruck beim Lesen von Analysen primitiver Sprachen, dafs es eine europäische Einlegung ist, wenn wir die Aneinanderreihung von Einzelinhalten als eine Gliederung in Subjekt und Prädikat ansehen. Jedenfalls ist diese Trennung eine ganz andere als die von den Logikern allein beachtete der höchsten Kultursprachen. Auf eigentümliche Denkformen läfst z. B. auch die Art der amerikanischen Sprachen schliefsen, in denen eine Menge von Inhalten dem Verbum einverleibt wird, wie wir

[1] Vgl. hierzu Wundt, Elem. d. Völkerpsychol. S. 70. 1912.

es kaum nachempfinden können. W. v. Humboldt versucht das so zu charakterisieren: „Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als konstitutiven Teil des Satzes. Die Einverleibungsmethode tut dies nicht, sondern läfst, wo sie nicht alles zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkt des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Teile, ihrem Verhältnis zum Satze gemäfs, gesucht werden müssen usw.“[1]

Wie dem im einzelnen auch sei: jedenfalls mufs die Methode der traditionellen Logik, aus dem Wesen der Satzbildung einer Kultursprache heraus das Wesen des Urteils schlechthin ergründen zu wollen, ganz verfehlt genannt werden. Der feste überall gleiche Grundstock scheint vielmehr die Zerlegung von Wahrnehmungen in Einzelinhalte und ihre Unterordnung zum Zwecke des Hinweisens und Bezeichnens zu sein.

9. Es gehört nun noch weiter zum Wesen der Urteile, wie zu dem der Begriffe, dafs sie allgemeinverständlich sind, d. h. wir pflegen die formulierende Sprachreaktion erst dann als Urteil und Begriff gelten zu lassen, wenn sie nicht blofs den fixierenden und heraushebenden Zwecken des Individuums dient, sondern soziale Bedeutung gewinnt. Ansätze zu ganz individuellen Sprachen kann man bei Kindern zuweilen beobachten, die sich nur ihnen selber verständliche Worte bilden, Affektworte, mit denen sie in ganz bestimmten Lebenslagen reagieren; indessen pflegen diese individuellen Sprachen bald zu verschwinden, da sie an Wert der sozialen Sprache nicht gleichkommen.

Ich brauchte mit Absicht oben den Ausdruck „allgemeinverständlich“ und nicht etwa den von der Logik auch in die Psychologie zuweilen durchgesickerten Terminus allgemeingültig. Dem logisierten Urteil kann man Allgemeingültigkeit abverlangen, nicht aber den Urteilen des täglichen Lebens. Hier fällen wir eine Menge von Urteilen aller Art,

[1] Wilh. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, § 17, dazu C. v. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 338, 1891.

von denen wir nur Allgemeinverständlichkeit heischen, nicht aber Allgemeingültigkeit. Dafs diese beiden Dinge oft verwechselt worden sind, hat zu einer Verkennung der Tatsachen geführt. Wenn ich urteile: „dieses Bild gefällt mir", so verlange ich keineswegs, dafs dieses Urteil nun allgemeingültig sei, selbst wenn ich es objektiver formuliere: „dieses Bild ist schön". Wir wünschen bei vielen unserer Urteile (und das gilt auch bei reinen Beschreibungsurteilen) keineswegs, dafs sie allgemeingültig sein sollen, sondern wir wollen nur dem andern unseren Standpunkt verständlich machen, vielleicht auch gelegentlich verbergen in der „Lüge", was der Revers wäre. Denn auch die Lüge ist der Form nach ein Urteil, die Formulierung einer allerdings nur geheuchelten Stellungnahme, z. B. wenn ich urteile: „dieses Bild ist schön!" und ich finde es in Wirklichkeit abscheulich.

Allgemeingültigkeit ist nur eine Eigenschaft der Begriffe. Diese können erst als sozial brauchbare Formulierungen angesehen werden, wenn sie allgemeine Gültigkeit haben. Dabei ist allerdings zu bedenken, dafs auch diese „Allgemeinheit" nur relativ ist, niemals absolut, wie manche Logiker annehmen. Es gibt keinen Begriff, der völlig abgeschlossen wäre, sondern alle sind sie in voller Entwicklung und müssen gewärtig sein, jeden Tag grundstürzende Erweiterungen zu erfahren, wie es ja gerade in unserer Zeit die scheinbar so einfachen Grundbegriffe der Mathematik und der Naturwissenschaften erlebt haben. Für den praktischen Gebrauch ist jedoch eine vollständige Kenntnis aller Möglichkeiten nicht nötig. Es genügt, dafs man die wichtigsten Verwendungen gut kennt, wie man eine Stadt dann „kennt", wenn man die Strafsen kennt, die man zu benutzen hat, wobei es nicht nötig ist, dafs man jeden Winkel an der Peripherie im Gedächtnis hat.

Im übrigen wäre es ganz falsch, anzunehmen, dafs wirklich alle Wahrnehmungsbegriffe sich tatsächlich bei jedem Menschen aus Wahrnehmungen entwickelt hätten. Vielfach sind unsere Wahrnehmungsbegriffe nur konkrete Verwendungen von abstrakt durch die Sprache erlernten Begriffen, die wir nun auf eine Wahrnehmung anwenden.

Wir müssen stets bedenken, dafs es neben der impressionistischen Begriffsbildung auch noch die künstliche oder

kritische gibt, d. h. eine solche, die nicht aus einer unmittelbaren Wahrnehmung, sondern aus höchst komplizierten Akten hervorgeht, und die nun, weil sie viel brauchbarer und biologisch wertvoller ist als die impressionistische, diese verdrängt. Die Begriffe der Wissenschaft, ja die meisten Begriffe des täglichen Lebens sind keine impressionistischen, sondern künstliche, mehr oder weniger kritisch geläuterte Begriffe.

Die Sozialisierung der Sprache geht nun in dem Sinne vor sich, dafs sich das Individuum mehr und mehr an den allgemeinen Wortgebrauch anpafst. Das geht in der Regel recht langsam vorwärts. In jenem oben besprochenen „Einwortsatz“ haben wir die primitivste Form der Sprache, worin das Kind lernt, einzelne Worte so zu gebrauchen, dafs es von der Allgemeinheit verstanden wird. Denn die Sozialisierung der Begriffe bedeutet zugleich die Anwendung der gesamten Erfahrung anderer auf die Begriffsbildung und damit eine Korrektur der impressionistischen Begriffsbildung durch die künstliche. Das Kind, das belehrt wird, die Tollkirsche von der gewöhnlichen Kirsche zu unterscheiden, lernt damit den gesamten Schatz von Erfahrungen, die andere vor ihm oft bitter schwer erkauft haben, in seinen Begriff aufzunehmen. So ist die Anpassung der impressionistisch erlebten Wahrnehmungen in die sozialisierten durch die Sprache gelieferten Schemata zugleich eine wichtige kritische Läuterung der Begriffe, die ihre Fortsetzung in der Logisierung, d, h. der möglichst erschöpfenden Definition findet. Wir haben dabei auch schon Beispiele erbracht, unter welchen Schwankungen das vor sich geht, und selbst die „fertigen“ Sprachen zeigen, dafs dieser Prozefs niemals abgeschlossen wird.

Aus dem Sprechen des Kindes geht sein Denken noch nicht eindeutig hervor. Das ist erst möglich, wenn das Kind nicht nur die konventionelle Bedeutung einzelner Worte, sondern auch die konventionelle Zusammenstellung der Worte erlernt hat. Auch hier beginnt das Sprechen nicht mit einer logischen Analyse in Subjekt und Prädikat, sondern es herrscht zunächst das Stadium vor, in dem einerseits ein Beziehungszentrum vorhanden ist und andererseits ein Affektelement, ein Vokativ oder eine Interjektion. Erst allmählich

tritt jenes Stadium ein, das die Logiker als das Grundschema des Satzes ansehen, dafs mehrere Begriffe in eins gesetzt werden. Ist aber einmal die Fähigkeit der Gliederung überhaupt am zweigliedrigen Satz erlernt, so geht die weitere Syntax rasch voran.

Im übrigen ist zu bedenken, dafs der Satz niemals eine blofse Aneinanderreihung von Worten ist, sondern eine fest zusammengeschmiedete Einheit, worin jedes Glied seine feste Stelle hat und auf die anderen bezogen ist. Dessen ist sich natürlich der naive Sprecher nie bewufst. Seine Rede geht so mechanisch vor sich wie sein Gehen oder sein Hantieren. Er erlernt es als Mechanismus. Weil in unseren Schulen das Sprechen logisiert wird, so sind wir nur allzu geneigt, das logische Element darin zu überschätzen. Der naive Mensch hat keine Ahnung, dafs und warum er in gewissen Fällen den Konjunktiv anwendet. Dieser ist nur die Formulierung einer subjektiven Einstellung.

Entstanden sind unsere Flexionen aus ursprünglich selbständigen Worten, d. h. aus besonderen Teilinhalten eines Urteils, die später ihren selbständigen Sinn verloren haben. Sie sind häufig blofs durch Gewohnheit, wenn auch ganz entstellt, festgehaltene Formen, die als richtig (das heifst zu gleicher Zeit als ästhetisch schön) gelten. Der praktische Gebrauch könnte die meisten der Flexionsendungen entbehren, wie ja das Beispiel der praktischen Rücksichten am meisten nachgehenden Engländer zeigt. Dafs wir vielfach an dem überflüssigen Erbgut festhalten, hat seine ästhetischen Gründe. Wir würden ebenso gut verstehen, „ich gehen“, „du gehen“, als wir verstehen: „ich gehe“, „du gehst“. Dafs wir nicht so sagen, ist blofse, durch den Gebrauch ästhetisierte Gewohnheit, die allerdings auch noch ein wenig verstärkt werden mag durch die praktischen Vorteile gröfserer Deutlichkeit. Das ästhetische Gefühl ist jedoch für die Ausbildung fester Formen in allen unseren Handlungen, im Gehen, Sprechen usw. aufserordentlich wichtig. Wir streben nicht nur, alles so praktisch und bequem wie möglich zu tun, wir streben auch danach, alles „schön“, „elegant“ zu tun. So sind fast alle unsere Gewohnheiten, auch die Sprache also, Kompromifsformen zwischen den durch möglichst praktischen und bequemen Gebrauch bedingten und den durch ästhetische Rücksichten geforderten Formen. Dafs die ästhetische Schätzung zum grofsen Teil auf Gewohnheit, Mode und ähnlichem beruht, ist bekannt. Auf solche Erfahrungen, die unser Gefühl verletzen, reagieren wir ablehnend, vor allem durch Lachen. Daher erscheint wenig so lächerlich, als wenn einer die ästhetische, durch den Gebrauch geheiligte Form ändert, mag seine Änderung auch noch so logisch sein, also mag er z. B. „die Weib“ statt „das Weib“ sagen. Die sprachliche Form ist nicht so wichtig, wie man denn auch in vielen Fällen das Prädikat zum Subjekt machen kann und umgekehrt. Das Wesentliche an der sprachlichen Formung im Urteil ist das Bezeichnen

einzelner Teile, Seiten usw. der bemerkten Wahrnehmung und die Einfügung in die Schemen der Wortbegriffe.

10. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Logisierung der Urteile und Begriffe. Nach Ansicht mancher Forscher überschreiten wir damit bereits den Bereich der Psychologie, aber sei es darum, wir machen damit dann einen Exkurs ins Gebiet der Logik.

Freilich sind die Kriterien, die ein logisches Urteil von einem bloſs psychologischen unterscheiden, durchaus nicht ganz sicher, und ebensowenig ist das bei den Begriffen der Fall. Wir wollen hier, da wir in eine eingehende Diskussion der verschiedenen Meinungen nicht eintreten können, nur ganz kurz andeuten, worin der Unterschied liegt.

Im Grunde sehen wir in dem logisierten Urteil und Begriff nur einen Gradunterschied vom sozialisierten, d. h. die Allgemeingültigkeit ist nur eine höhere Stufe der Allgemeinverständlichkeit, nur eine Etappe auf demselben Wege der Entwicklung.

Diese Entwicklung aber geht auf eine Ausschaltung des subjektiven Elements. Kommt es im psychologischen Urteil nur darauf an, anderen ein persönliches Erlebnis mitzuteilen, so ist im logischen Urteil die Absicht, eine Aussage zu machen, die gültig ist, ganz unabhängig davon, ob ich wirklich in diesem Moment subjektiv diese Wahrnehmung habe. Ein Beispiel mag das illustrieren. Ein Farbenblinder mag „rote“ Erdbeeren grün nennen: das ist ein psychologisches Urteil, aber kein logisches. Das wird es erst, wenn er von seiner subjektiven Empfindung absehend das Urteil auf seine Allgemeingültigkeit hin prüft und danach modifiziert. Als logisch aber wird das angesehen, was sich infolge seiner Allgemeingültigkeit bewährt hat. Ein blau gebundenes Buch sieht bei Lampenlicht grün aus, trotzdem nennen wir es blau, weil diesem Urteil die gröſsere Extensität zukommt, weil es dasjenige ist, das in den meisten Fällen sich praktisch bewährt.

Diese Logisierung der Wahrnehmungsurteile geht so weit, daſs das Empfindungselement völlig zurückgedrängt wird, und man gar nicht merkt, daſs die logisierten Urteile überhaupt nicht das tatsächlich Gesehene aussprechen.

Das zeigte sich am besten beim Aufkommen der impressionistischen Malerei, welche in peinlicher Exaktheit den Eindruck, den die Landschaft auf das Auge machte, wiedergab. Nun sieht dem unbefangenen scharfen Auge der Schnee keineswegs immer weifs aus, sondern je nach der Beleuchtung gelb, rötlich, blau oder sonstwie. Die Leute aber wufsten, dafs der Schnee weifs ist, und sie waren darum empört über die „verrückten" Maler, die blauen Schnee, rote Bäume und grüne Himmel malten. Inzwischen haben wir nun alle die Schulung durch die Freilichtmalerei durchgemacht und haben den Schematismus des Sehens ein wenig wieder zurückgeschraubt. Aber dies Beispiel zeigt deutlich die Stärke der Logisierung, dafs die Stellungnahme das rezeptive Element in der Wahrnehmung völlig umbiegen kann, was im Grunde auch eine Form illusionären Sehens ist.

Die reinsten Ausprägungen logisierter Begriffe sind die der Mathematik. Hier sind die Begriffe durch lauter Urteile festgelegt, die unabhängig sind vom unmittelbaren Erlebtwerden. Die Winkelsumme eines Dreiecks beträgt 180 Grad, obwohl das vielleicht bei keinem wirklichen Dreieck ganz genau stimmt. Die logisierten Begriffe der Mathematik kommen in Wirklichkeit niemals vor. Sie sind ideale Konstruktionen, die allerdings ihre Brauchbarkeit fürs Leben sehr gut dokumentiert haben. Indessen ist es ein falsches Postulat der Logik zu glauben, es sei möglich, alle Begriffe des Lebens wie die mathematischen zu definieren. Eine solche völlige Logisierung würde mit grofsen Verlusten in bezug auf die Brauchbarkeit im Leben erkauft werden, die stets eine gewisse Plastizität der Begriffe erfordert.

Wie weit zum logisierten Urteil eine „objektive Richtigkeit" gehört, wird weiter unten zu untersuchen sein.

Kapitel V.

Die Abstraktion der Begriffe.

1. Das Wort „Abstraktion“ wird in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Sehr oft wird es in dem sehr weiten Sinne verwandt, dafs man darunter jede Heraushebung und Betonung eines Erkenntnisinhaltes durch die aktive Aufmerksamkeit versteht. In diesem Sinne fassen wir den Begriff Abstraktion hier nicht: die eben beschriebene psychische Funktion haben wir oben als die analytische oder heraushebende Funktion der Wahrnehmung bezeichnet und werden, was das Herausheben zentraler Vorgänge anlangt, noch darauf zurückkommen.

Wir verstehen hier unter Abstraktion die Bildung abstrakter Begriffe, d. h. solcher Begriffe, die von ihrem konkreten, anschaulichen Inhalt losgelöst sind, und bei denen kein anschaulicher Inhalt, nur noch das Wort, im Bewufstsein den festen Kern bildet. Der anschauliche Inhalt der konkreten Begriffe war als Empfindungskomplex oder als Reproduktion eines solchen gegeben. Beim abstrakten Begriffe dagegen kann dieser anschauliche Inhalt fehlen. In ähnlicher Weise hat bereits Wundt[1] die abstrakten Begriffe bestimmt: „Solange die repräsentative Vorstellung des Begriffes nicht blofs in dem Wort, sondern aufserdem noch in einer sinnlichen Anschauung bestehen kann, nennen wir den Begriff konkret. Sobald dagegen das gesprochene oder geschriebene Wort das einzige Zeichen für ihn bleibt, ist er abstrakt.“

Indessen ist es nicht möglich die Begriffe, d. h. die Worte, so, wie es zuweilen geschehen ist, in Konkreta und Abstrakta einzuteilen, denn jedes Wort und jeder Begriff kann konkret und kann abstrakt verwendet werden.

---

[1] Vgl. Wundt, Logik I., 46 ff.

Sage ich, während über den Hof eine Katze läuft: *„jene Katze ist grau“*, so habe ich den Begriff konkret verwandt, als Wahrnehmungsbegriff. Sage ich dagegen: *„Bei Nacht sind alle Katzen grau“*, so habe ich den Begriff abstrakt gebraucht. Ebenso ist es natürlich auch möglich, solche Begriffe, die man schlechthin als abstrakt bezeichnet, wie z. B. „Schönheit“ konkret zu verwenden, wenn wir z. B. eine uns begegnende Dame als „Schönheit“ bezeichnen. — Im übrigen sind konkret (im Sinne der einmaligen, momentanen Wahrnehmung) und abstrakt (im Sinne der völlig generalisierten, rein begrifflichen Verwendung) nur Pole einer Linie, zwischen denen es Zwischenstufen gibt, die von der impressionistischen Konkretheit zur höchsten allgemeinsten Abstraktion führen. Denn schon angesichts einer Wahrnehmung kann ich Urteile fällen, die sich im Grunde gar nicht an den Wahrnehmungsinhalt heften, sondern die ganz abstrakt sind, die nur durch die Wahrnehmung „ausgelöst“ werden. Alle generellen Begriffe sind in diesem Sinne bereits Abstraktionen, denn der Inhalt des durch die Sinne Gegebenen und der Inhalt des Begriffes decken sich keineswegs in diesem Falle. Wir haben es hier nur mit der abstrakten Verarbeitung eines Sinnesinhaltes zu tun. So kann ich z. B. schwanken, ob ich in dem Falle, wo ich, einen Tiger beobachtend, sage: *„Katzen sind unangenehme Tiere“*, den Begriff „Katzen“ als konkret oder abstrakt ansehen mufs; denn der Inhalt des Begriffes deckt sich in diesem Falle keineswegs mit der konkreten Gegebenheit, diese ist vielmehr nur die Auslösung eines ganz abstrakten Urteils.

Wir stellen also fest: eine Sonderung von Begriffen an sich in konkrete und abstrakte ist nicht möglich. Niemals ist der Begriff an sich konkret oder abstrakt, sondern erst in der Verwendung wird er es.[1]

Oft kreuzt sich mit der Unterscheidung von konkreten und abstrakten Begriffen diejenige zwischen individuellen Begriffen und „Allgemein“begriffen. Bei manchen Autoren fallen Abstrakta und Allgemeinbegriffe fast zusammen. So sieht H. Paul in einem Abstraktum einen allgemeinen Begriff, „einen Vorstellungsinhalt an sich, losgelöst von räumlicher und zeitlicher Begrenzung.“

Indessen ist es keineswegs möglich, die Begriffe an sich etwa in Individualbegriffe und Allgemeinbegriffe einzuteilen. Auch hier liegt die Unterscheidungsmöglichkeit ausschliefslich in der Verwendung, was übrigens auch Paul annimmt. Jeder Begriff ist an sich „allgemein“, auch die sog. „Individualbegriffe“ sind Zusammenfassungen, wenn auch nicht von einer numerischen Mannigfaltigkeit. Denn welche Welt umfassen wir mit dem einen Namen „Goethe“ oder auch „Rom“! Und

[1] Vgl. auch Paul, Prinzipien der Sprachwissenschaft. S. 75.

trotzdem würde eine oberflächliche Anschauung diese Begriffe als Individualbegriffe ansehen. Meist entscheidet erst der Zusammenhang darüber, ob ich ein Wort „individuell“ oder „allgemein“ gebrauche. Aber eine Verallgemeinerung steckt auch im konkreten Wahrnehmungsbegriff, der ja, wie wir zeigten, stets eine Typisierung einschliefst. Indessen kann man zur Gleichsetzung von „Abstrakten“ und „Allgemeinbegriffen“ natürlich sagen, dafs in der Regel bei Abstrakten jenes individualisierende Element fehlt, das bei konkreten Begriffen stets mehr oder weniger deutlich vorhanden sein kann. So fand man bei Versuchen, dafs Abstrakta viel seltener als Konkreta anschauliche Individualvorstellungen hervorrufen.[1]

Zusammenfassend können wir sagen, dafs jeder Begriff konkret wie abstrakt verwendet werden kann, und obwohl jeder Begriff von sich aus eine Verallgemeinerung in sich schliefst, so kann er doch auch individualisierend verwandt werden. Alles das liegt aber niemals im Begriff allein, sondern ergibt sich aus dem Zusammenhang.

Wir berühren dabei kurz die oft erörterte Frage, ob die individuellen oder allgemeinen Begriffe zuerst dagewesen sind. Die Frage scheint uns müfsig. Begriffe sind immer allgemein, auch die Individualbegriffe sind bereits Synthesen. Nur die Anwendung kann aufs Einzelne oder das Allgemeine gehen. Allerdings ist zu bemerken, dafs die Entwicklung der Begriffsbildung, besonders in der Wissenschaft, einerseits schärfere Individualisierung, andererseits immer höhere Abstraktion anstrebt. Man könnte also sagen, dafs die primitive Begriffsbildung, eine ziemlich vage, mittlere Verallgemeinerung aufweist, dafs jedoch von hier aus die Entwicklung sowohl nach präziserer Festlegung von Individualitäten wie zu höheren Abstraktionen fortschreitet.

2. Im übrigen wäre es ganz falsch zu glauben, dafs alle Begriffe abstrahierte Wahrnehmungsbegriffe seien. Wir haben schon gezeigt, dafs auch für die Bildung der Wahrnehmungsbegriffe Reaktionen und Tätigkeiten aller Art wichtiger sind als der Empfindungskomplex. So gibt es eine Fülle von Begriffen, die reine Tätigkeitsbegriffe sind. Man nehme die Zahlen. Mag man für die niederen Zahlen noch eine gewisse Anschaulichkeit annehmen, die höheren sind weiter nichts als

[1] H. Engst, Abstrakte Begriffe im Sprechen und Denken des Kindes. S. 75, 80. 1914.

Tätigkeitseinstellungen, z. B. die Zahl 400 ist eine, die entsteht, wenn ich viermal 100 nehme oder 8mal 50 usw. — Ich habe einen Begriff von der Zahl 400, wenn ich die in ihr liegenden Tätigkeitsmomente ungefähr beherrsche.

Wir müssen neben der impressionistischen, d. h. auf Anschauung zurückgehenden Begriffsbildung noch eine zweite, die künstliche annehmen, wo wir aus Tätigkeiten aller Art, sekundären Beobachtungen usw. uns Begriffe schaffen, die wir niemals anschaulich realisieren können. So ist z. B. der Begriff Elektrizität nicht anschaulich gefunden, sondern er ist ein künstlicher Begriff, der nur durch höchst verwickelte Operationen zu gewinnen ist.[1]

Die Begriffsbildung des Lebens geht so vor sich, dafs die aus der Anschauung genommenen Begriffe durch die künstliche Begriffsbildung beständig korrigiert und gewissen teleologischen Gesichtspunkten untergeordnet werden. Denn die meisten Begriffe sind durchaus teleologische Bildungen.

Indessen beschäftigt uns hier vor allem die Frage nach der Bewufstseinsrepräsentation der Begriffe, und wir werden stets voraussetzen, dafs die künstliche Begriffsbildung bei ihrem Zustandekommen mehr oder weniger mitgewirkt hat.

Um nun die Abstraktion verständlich zu machen, rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, dafs wir beim konkreten anschaulichen Begriff zwei Elemente unterschieden hatten: erstens den Empfindungskomplex und zweitens die Reaktionseinheit oder Stellungnahme, welche auch die Wortbezeichnung einschlofs. Voraussetzung für das Wesen der Abstraktion mufs nun sein, dafs das zweite Element auch vom ersten isoliert auftreten kann. Dafür haben wir bereits in unserer Darstellung der Illusionen einen Beweis erbracht, da wir dort zeigten, dafs sich die Stellungnahmen auch an ganz inadäquate

---

[1] Man vgl. zur Theorie der Allgemeinvorstellungen auch Vaihingers: „Philosophie des Als Ob", worin in sehr interessanter Weise Allgemeinvorstellungen und Allgemeinbegriffe als Fiktionen beschrieben werden (bes. S. 53 f.), was indessen nur dann zu Recht besteht, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, dafs das Denken ein *Abbild* der Wirklichkeit zu liefern habe. Unserer Anschauung entspricht es mehr, die Begriffe als Konstruktionen anzusehen, praktische Schemata zur Zusammenfassung und Orientierung.

Empfindungskomplexe anschliefsen können, was natürlich nur möglich ist, wenn sie auch losgelöst vom ursprünglichen Auslöser auftreten können.

Diese Loslösung nun kann auch so geschehen, dafs überhaupt keine äufsere Empfindung die Stellungnahme erregt, sondern dafs der Ablauf der Erlebnisse von innen her dieselbe Stellungnahme erzeugt, die nun in der Regel sich um Worte als den festen Kern herumkristallisiert. Eine solche nicht durch direkten äufseren Eindruck erregte Stellungnahme bezeichne ich als Einstellung. Diesen Begriff hatte ich oben bereits eingeführt, ohne ihn näher zu erklären. Jetzt aber sind wir imstande, eine genauere Analyse des Begriffes zu geben: Einstellung ist dasselbe wie das, was wir als Stellungnahme bezeichnet hatten, nur dafs die Einstellung von innen her, die Stellungnahme direkt durch einen sinnlichen Eindruck erregt wird; beide aber sind durchaus affektiv-motorischer Natur, sie sind spezifische Einheiten von Gefühlen und Tätigkeitsdispositonen, Gefühls- und Aktionszentra. Das Wort bildet einen wichtigen Kern bei diesen Einstellungen, ist jedoch nicht immer da, wie in jenen Fällen, wo wir uns auf einen Namen z. B. besinnen wollen, der uns nicht einfällt, oder in verwandten Fällen, wo die Einstellung sich nicht vollständig vollzieht, oder dort, wo eine Wortbezeichnung uns nicht zur Verfügung steht.

Diese Einstellungen sind also jenes innere Gerichtetsein, jenes Beziehungsbewufstsein, das den Inhalt unseres abstrakten Denkens ausmacht. Ihrem Wesen nach ist die Einstellung dasselbe Plus, das zu dem Worte Goethe hinzukommt, wie das Plus, das mich das Bild als das Goethes charakterisieren läfst. Beim Selbstsprechen geht die Einstellung dem Sprechen voraus, beim Verstehen der Worte anderer löst das Hören die Einstellungen aus.

Jedenfalls macht die Einstellung im eben charakterisierten Sinne das Wesen des Wortverständnisses aus. Wir lehnen also a limine jene Theorie ab, für welche die Begriffe nur flatus vocis sind. Wenn diese Theorie im psychologischen Sinne je ernsthaft vertreten worden wäre, so müfste schon die einfache Frage, was denn ein verstandenes und

ein nichtverstandenes Wort, eine uns geläufige und eine fremde Sprache nach ihrer Wirkung unterschiede, jene Theorie über den Haufen werfen. Nach unserer Lehre ist die Antwort auf diese Frage klar: verstanden ist von uns ein Wort oder ein Satz, wenn die darin liegenden Tendenzen auf unser Gefühls- oder Tätigkeitsleben zur Wirkung kommen.

Ehe ich jedoch eine genauere Analyse dessen, was wir das „Verständnis“ von gesprochenen Worten und Sätzen nennen, beginne, sei noch kurz eine andere Theorie zurückgewiesen, die viel verbreitet, aber doch falsch ist, dafs nämlich das Verständnis im „Vorstellen“, d. h. Reproduzieren beruhe. Dafs der Begriff Wortvorstellung ein unmögliches Gebilde ist, haben wir bereits oben dargetan. Aber auch wenn man das Verständnis so fafst, dafs „Vorstellungen“, d. h. reproduzierte Empfindungen, zum Worte hinzukommen müfsten, um es verständlich zu machen, so ist das falsch. Gewifs können Reproduktionen das Verständnis unterstützen, sie sind eine Möglichkeit, aber weder die einzige, noch die wichtigste. Die Visualisierung der Begriffe ist eine jener Wirkungen des Wortes, die das Verständnis anzeigen können, aber wie wir bereits oben gezeigt haben, ist die Visualisierung erstens bei den meisten Begriffen nicht möglich, zweitens pflegen viele Menschen überhaupt ziemlich unvisuell zu denken. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dafs eine Vorstellung nicht unter Umständen für das Verständnis nötig sein kann. In der Regel jedenfalls ist sie nicht notwendig, ja ein grofser Teil der Vorstellungen, mit denen wir beständig gedanklich operieren, sind nachweisbar wildeste Phantasiegebilde, wie z. B. unsere Vorstellungen von Städten, die wir nicht gesehen haben, von Menschen, die wir nicht gekannt haben — ja selbst von Bekannten zuweilen, — so dafs sie kaum als adäquater Inhalt angesehen werden können.

Wir haben dabei noch einem weiteren Irrtum entgegenzutreten, der sich in manchen psychologischen Büchern findet, dem nämlich, es müsse jeder abstrakte Begriff aus einem konkreten hervorgegangen sein, mit anderen Worten, es gäbe nur dort abstrakte Begriffe, wo vorher konkrete Wahrnehmungen vorausgegangen wären. Diese Anschauung ist falsch. Schon der Umstand, dafs es viele Begriffe gibt, die überhaupt nicht aus der Wahrnehmung stammen, müfste diese Behauptung als unmöglich erweisen. Aber selbst bei solchen Dingen, bei denen eine Anschaulich-

keit der Möglichkeit nach besteht, geht oft die abstrakte Verwendung der konkreten voraus, d. h. es ist sehr wohl möglich, sich auch einen Begriff von etwas Anschaulichem zu machen, was man niemals konkret wahrgenommen hat. Wir haben oft ganz bestimmte, wenn auch nicht adäquat anschauliche Begriffe von Menschen, von denen wir nur gehört haben, die wir nie persönlich gekannt haben. Und unendlich viele Dinge der Geographie, der Geschichte, der beschreibenden Naturwissenschaften lernen wir ziemlich abstrakt, obwohl ein berechtigtes Streben der neueren Pädagogik dahin geht, die konkrete Anschaulichkeit zunächst eintreten zu lassen. Das hat seinen guten Sinn, weil es sicherer und bequemer die Verdeutlichung und Klarheit der Begriffe erzielt. Indessen besteht durchaus die Möglichkeit, selbst „konkrete Begriffe" auf abstraktem Wege zu erlangen. — Das alles wäre natürlich nicht möglich, wenn der anschauliche Inhalt das Wesen des Begriffes ausmachte.

Ein wie geringes Material von anschaulichen Elementen genügt, um eine grofse Welt von Begriffen aufzubauen, beweist der Fall Helen Keller, die, obwohl blind und taub von Kind auf, sich dennoch „Begriffe" von Blumen, von Musik usw. zu machen weifs. Dafs hier „Reproduktionen" nicht zur Erklärung ausreichen, versteht sich von selbst.

3. Nachdem wir nun gezeigt haben, was das Verständnis von Worten nicht ist, wenden wir uns zum positiven Teil unserer Untersuchung. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, dafs in allem, was gesprochen oder geschrieben wird, eine Tendenz, eine Absicht liegt, und dafs das Verständnis eben darin zu suchen ist, dafs die Wirkung der Worte dieser Tendenz entspricht. Nicht wenn wir beliebig auf einen Satz reagieren, sondern dann wenn wir der Absicht des Sprechenden gemäfs reagieren, haben wir seine Worte verstanden.

Um nun die Hauptarten des Verständnisses gleich zu charakterisieren, so können wir zunächst alle jene Sätze herausnehmen, die an unser Handeln appellieren. Es sind das zunächst alle die Sätze, die mit einem Ausrufezeichen oder einem Fragezeichen enden, und aus denen ein guter Teil unserer Unterhaltungen besteht. Aber auch ein grofser Teil der scheinbaren Aussagesätze appelliert an unser Handeln, zwingt uns zu Stellungnahmen, und wenn auch die betreffende Handlung nicht sofort eintritt, so schaffen sie doch in uns Dispositionen, die für unser späteres Handeln von Wichtigkeit sind. In allen diesen Fällen werde ich von praktischem Verständnis sprechen.

Indessen nicht alles, was zu uns gesprochen und geschrieben wird, appelliert an unser Handeln. Vieles will ganz allein unser Gefühl erregen, will unsere Neugier oder die Skandalsucht oder den künstlerischen Sinn befriedigen. Ich nenne das in diesem Falle nötige Verständnis das ästhetische Verständnis, wobei natürlich das Wort „ästhetisch“ in viel weiterem Sinne als etwa blofs „kunstästhetisch“ gebraucht wird; vielmehr spreche ich von ästhetisch überall dort, wo es sich um eine Gefühlserregung als Zweck handelt.

Daneben könnte man noch eine dritte Art des Verständnisses aufstellen, das rein theoretische. Strenggenommen jedoch ist dies keine eigene Gattung, sondern meist ergibt sich das theoretische Verstehen als letzten Endes doch von praktischen oder ästhetischen Interessen getragen. Indessen liegen bei der Kompliziertheit unseres Lebens diese Zusammenhänge oft so fern, die Motive haben sich so verschoben, dafs wir doch vielleicht von einem theoretischen Verständnis sprechen können überall da, wo eine Tendenz auf das Handeln oder das Gefühl nicht unmittelbar nachzuweisen ist. Um ein solches Verständnis handelt es sich vor allem bei den rein theoretischen Wissenschaften, obwohl ganz sicher auch beim rein theoretischen Erkennen, wenn ich z. B. ein historisches Werk lese, Gefühle eine grofse Rolle spielen, ebenso gewisse Gedächtnisbereicherungen, die den Zweck haben, mir im Gespräch oder bei wissenschaftlichen Arbeiten, also irgendwo meinem Handeln, zu dienen. — Der Zweck eines reintheoretischen Verständnisses wäre Aufstapelung von Wissensinhalten im Gedächtnis; da sich aber auch hier meist entfernte Beziehungen auf praktische und ästhetische Funktionen ergeben, so lassen wir das rein theoretische Verständnis als besondere Art aus dem Spiele.

Versuchen wir nun zunächst eine Analyse des praktischen Verständnisses. Dieses liegt überall dort vor, wo der Sprecher oder Schreiber einen direkten oder indirekten Einfluſs auf unser Handeln beabsichtigt.

Dieses Handeln kann zweifacher Art sein. Es kann ohne intellektuelle Zwischenprozesse verlaufen, es kann auch durch ein längeres oder kürzeres Überlegen als bewufste Willenshandlung gekennzeichnet sein. Im ersteren Falle, wo das

Erwägen und Überlegen, also unser im eigentlichen Sinne geistiger Bestand, nicht angerufen wird, will ich von einem mechanischen Verständnis sprechen. So paradox es klingt, so gibt es ein solches doch ohne Zweifel, also ein *Verständnis*, in dem der *Verstand* keinerlei Rolle spielt.

Dafür gebe ich zunächst einige kurze Beispiele:

Wir sprechen von Verständnis bereits beim Hunde. Ich sage, mein Hund verstünde, wenn er meinem Wort „*lege dich nieder!*“ gehorcht oder wenn ich ihn ins Gebüsch jage mit dem Befehl „*Such' die Katz!*“ Niemand wird annehmen, dafs der Hund, wenn er das Wort hört, eine „Vorstellung“ vom *Sich-niederlegen* oder von der *Katze* hat. Jedenfalls ist es völlig denkbar, dafs er keine Vorstellung hat. — Ein kleines Kind „versteht“ die drohende Geste wie das Lächeln der Zärtlichkeit, ohne dafs man hier von „Vorstellungen“ zu reden braucht. Und auch beim erwachsenen Menschen kommen beständig tausenderlei kleine Handlungen vor, die er ausführt, ohne irgendwelche „Vorstellungen“ dabei aufzubieten. Wenn mich bei Tische, während ich im eifrigsten Gespräch bin, jemand bittet, ihm eine Schüssel zu reichen, so folge ich mechanisch der in Wort oder Geste liegenden Suggestion, ohne irgendwie meinen Gedankengang zu unterbrechen. — Niemand wird bezweifeln, dafs ich die Worte *verstanden* habe, obwohl ich gar nichts „vorgestellt“, oder „gedacht“ habe. Ein wie grofser Teil unser täglichen kleinen Gespräche rollt ganz mechanisch so ab, dafs wir Rede und Antwort stehen, ohne dabei vorzustellen oder zu denken. Wir antworten mechanisch auf Fragen, während unsere Gedanken ganz wo anders sind. Aber wir haben die Frage doch verstanden! Das ist nicht zu leugnen: In allen diesen Fällen macht die richtige Tätigkeitseinstellung, nicht aber irgendein intellektueller Prozefs, das Wesen des Verständnisses aus.

Es ist ohne Zweifel falsch, anzunehmen, dafs überall dort, wo gesprochen wird, auch gedacht werde, wenn ich „Denken“ im intellektualistischen Sinne nehme. Die meisten Sätze, die wir denken, treten genau so mechanisch ein, wie unsere Handlungen. Wir reden über viele Dinge genau so automatisch, wie wir die Beine beim Treppensteigen oder die Hände beim Klavierspielen oder beim Stricken bewegen. Wenn ich einen

Vortrag halte, auch einen, den ich nicht mechanisch auswendig kann, so können meine Gedanken bereits vorauseilen, während das Sprechen automatisch weiter geht. Ebenso gut können Fragen im Gespräch Antworten herauslocken, wo weder die Frage noch die Antwort irgendwie durchdacht worden ist. Trotzdem werden wir nicht umhin können, hier von *Verständnis* zu reden. In allen diesen Fällen scheint also der praktische Erfolg das Wesen des „Verständnisses“ zu sein.

Hier kann man eine objektive Probe machen. Es ist indessen nicht nötig, dafs die Handlung sofort ausgeführt wird. Im Gegenteil, in fast allen den Fällen, wo ein Reflektieren usw. nötig ist, tritt eine Pause, ein subjektiver Zwischenzustand ein, währenddessen ich doch schon genau weifs, ob ich verstanden habe oder nicht.

Dieses subjektive Verständnis ist ein Gefühl, eine subjektive Färbung, die die Aufnahme der Worte begleitet. Indessen ist es doch mehr; in diesem Gefühle verbirgt sich in der Regel die Disposition zu einer Tätigkeit. Sätze in einer uns unbekannten Sprache zwingen uns nicht zu so etwas, dagegen jeder deutsche Satz, der zu uns gesprochen wird, oder den wir lesen. — Diese Stellungnahme kann verschieden sein, kann zustimmend, kann ablehnend, kann auch ganz indifferent sein. Aber sie unterscheidet sich auch im letzteren Fall durchaus vom Nichtverständnis.

In diesem Indifferentismus können sich allerlei ganz andere Stellungnahmen verbergen: ruhiges Abwarten oder kühles Ablehnen, ehe man eine entscheidende Stellung ergreift.

Ich spreche hier natürlich schon nicht mehr von jenem mechanischen Verständnis, sondern bin hier längst bei dem reflektierten Verständnis. Indessen sind beide natürlich im letzten Grunde nicht sehr verschieden, denn in beiden Fällen findet eine Stellungnahme statt, nur dafs sie im letzteren Falle sich im Bewufstsein vollzieht. Letzten Endes aber kommt es beim reflektierten Verständnis auch auf Handlungen hinaus.

Bleiben wir nun beim subjektiven Gefühl, so können wir sagen, dafs wir überall dort von „Verständnis“ sprechen müssen, wo ein Eindruck in uns Vorgänge auslöst, die von dem subjektiven Gefühl der Adäquatheit an die Tendenz des

Satzes begleitet sind und sich ihrem Wesen nach als Einstellungen auf Tätigkeiten darstellen.[1]

Ich nehme als Beispiel, dafs ich eine abstrakte Abhandlung über Ethik lese. Ich verstehe den Inhalt, sagten wir oben, wenn ich irgendwie Stellung nehme dazu, und wenn die Worte irgendwie meine eigene geistige Tätigkeit anregen, wenn ich nach irgendeiner bestimmten Richtung hin *eingestellt* werde. Diese Einstellung nun ist von einem Gefühl begleitet ganz ähnlich dem, das ich habe, wenn ich eine Handlung ausführen kann, es nur nicht tue. Dieses Gefühl, in jedem Fall die Einstellung realisieren zu können, sei es durch Visualisierung, sei es durch Umschreibungen mit Worten, sei es durch Aufsuchung eines konkreten Falles, dieses Gefühl ist das Wesen jedes Verständnisses, bei dem die praktische Probe nicht sofort erfolgt.

Eine besondere Gattung bilden solche Sätze, die nicht auf unsere praktische Stellungnahme, die rein auf unsere ästhetische Stellungnahme abzielen. Das ästhetische Verständnis beruht nicht auf dem Eintreten einer neuen Disposition für unser künftiges Handeln, sondern hier liegt der Ort des Verständnisses im Gefühl selber. Ich *verstehe* ein Gedicht, wenn es mein Gefühl erregt. Dabei ist die Vorstellung, die Visualisierung usw., nicht unbedingt notwendig. Ich kann z. B. die Goetheschen Worte: „Süfser Friede, komm, ach komm in meine Brust," in allen Tiefen meines Herzens fühlen, ohne mir den Frieden irgendwie „vorzustellen". Aber es gibt auch Fälle genug, wo eine visuelle Vorstellung das Gefühl unterstützen kann.

Dieses ästhetische, d. h. das reine Gefühlsverständnis, ist nicht etwa blofs aufs enge Gebiet der Kunstdichtung beschränkt. Ein grofser Teil dessen, was in der Zeitung steht, appelliert an unsere Gefühle, an unsere Neugier, Wifsbegier, Skandalfreude usw. — Alles das mufs man dem ästhetischen Leben zuordnen. Wir verstehen solche Dinge, wenn wir

[1] Vgl. Koffka (Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze, S. 386). Hier beschreibt eine Vp. ihren Bewufstseinszustand beim Verständnis durchaus als Gefühl. — Vgl. auch Schwiete, Über die psychol. Repräsentation der Begriffe. *Arch. f. d. ges. Psychol.* 19.

irgendwelche gefühlsbetonte Erlebnisse dabei haben, wobei die Vorstellung nicht immer die Hauptsache, sondern meist nur ein Mittel zur Gefühlserregung ist.

Dafs für das ästhetische Verständnis das Eintreten einer Gefühlswirkung genügt, nicht etwa auch eine intellektuelle Reproduktion von Inhalten nötig ist, beweist auch der Umstand, dafs wir beim Musikhören von *Verständnis* sprechen, blofs wenn die Musik das ästhetische Gefühl erregt. Es ist, um Musik zu „verstehen", durchaus nicht nötig, dafs ich die begriffliche Erkenntnis oder visuelle Vorstellung von den Akkorden, Übergängen usw. deutlich im Kopfe habe. Hier, wie bei allem ästhetischen Verständnis genügt das Gefühl.

Jedenfalls kann für den Bewufstseinsbefund beim Denken abstrakter Begriffe durch Reproduktionen keine genügende Erklärung erbracht werden. Wir gehen natürlich nicht soweit, zu behaupten, die reproduktiven Elemente spielten für die Begriffe überhaupt keine Rolle, aber wir bestreiten aufs entschiedenste, dafs für das Wesen des Begriffes aus ihnen irgendeine Erklärung zu gewinnen ist, ja bereits nach der Definition sind abstrakte Begriffe solche, bei denen ein anschaulicher Inhalt nicht oder höchstens als Begleiterscheinung vorhanden ist. Man kann mit Bühler[1] die beiden über die Bewufstseinsrepräsentation der Begriffe kursierenden Hauptlehren kennzeichnen als *Verdichtungstheorien und Möglichkeitstheorien.* „Jene suchen aus der Tatsache der Abkürzung und Vereinfachung aller psychischen Vorgänge durch die Übung ein Verständnis des Gedankens zu gewinnen." Nach dieser Lehre sind alle abstrakten Gedanken und Begriffe nichts anderes als zusammengeschobene, verkürzte, in einen Akt zusammengefafste Vorstellungsreihen, die durch diese Zusammenfassung ihren Anblick etwas geändert haben. „Die Möglichkeitstheorien dagegen suchen eine Erklärung im Unbewufsten. Das, was aufser sinnlichen Elementen im Denkakt bewufst ist, soll nichts anderes sein als ein Ausdruck dafür, dafs im Unbewufsten schon etwas angeregt ist, was im nächsten Augenblick ins Bewufstsein treten kann."

Nach unserem Standpunkt können wir beiden Lehren etwas Richtiges zubilligen, finden aber, dafs für sich allein keine die Hauptsache trifft. Weder kann man den Bewufstseinsbefund immer als eine Verdichtung oder ein „Verschwommenheitsphänomen" oder ähnliches ansehen, noch darf man die Möglichkeiten, die durch den Begriff angeschlagen werden, rein im Unbewufsten suchen oder blofs als Vorstellungsmöglichkeiten ansehen. Was die scheinbare Verdichtung der Vorstellungen anlangt, so haben wir bereits oben gezeigt, dafs es sich nicht etwa um eine Addition von

---

[1] Bühler, Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. I. Über Gedanken. *Arch. f. d. ges. Psych.* 9, S. 363.

Vorstellungen handelt, und auch die Verschwommenheit der Vorstellungen zeigt nur die negative Seite des Phänomens an. Dagegen kommt es sehr oft vor, dafs auch beim Denken allgemeiner Begriffe ganz deutlich umrissene Einzelvorstellungen rein symbolisch auftreten, die blofs von einem Gefühl umgeben sind, das sie nur als symbolisch erscheinen läfst. In solchen Gefühlen, unseren „Einstellungen", liegt aber das Wesen der Begriffe.

Was die „Möglichkeitstheorien" anlangt, so stimmen wir ihnen insofern zu, als in der Tat der abstrakte Begriff allerlei Dispositionen anschlägt. Doch glauben wir diese richtiger zu fassen, wenn wir nicht „Vorstellungen" darin sehen, sondern Einstellungen (Gefühle und Tätigkeitsdispositionen), die allerdings auch zu Vorstellungen führen können. Im übrigen verweisen wir für die ganze Frage auf Kapitel I, wo wir bereits ähnliche Fragen behandelt haben.

Indem wir aber das Wesen des begrifflichen Denkens statt in Vorstellungen in Einstellungen suchen, rücken wir in einem fundamentalen Punkte ab von der traditionellen Assoziationspsychologie. Während diese das Denken in einem Reproduzieren bestehen läfst, also es zurückgehen läfst auf mehr oder weniger anschauliche Elemente, die durch Rezeption von äufseren Eindrücken gewonnen sind, kennzeichnen wir das Denken durchaus als reaktives, nicht rezeptives Phänomen. Uns ist es eine Form des Stellungnehmens, der Reaktion des Ich, kurz ein Handeln.

4. Da wir also das Wesen des abstrakten Begriffs und alles „Verständnisses" in Einstellungen, d. h. Gefühlen und Tätigkeitsdispositionen, suchen, während wir die Reproduktionen als unwesentlich ansehen, so könnte die Frage entstehen, worauf denn überhaupt der biologische Wert der Vorstellungen beruhe, warum sie überhaupt existieren und nicht — wie sonst überflüssige Dinge im organischen Leben — ausgeschieden seien. Diese Frage führt uns zugleich an eine andere heran, die wir ebenfalls behandeln müssen, die der Entstehung der Abstraktion, d. h. danach wie sich Loslösung und Verselbständigung der Stellungnahme von dem äufseren Empfindungskomplex vollziehen.

Um gleich unsere Antwort zu formulieren, so heifst sie: der biologische Wert der Reproduktionen beruht darin, dafs sie bei der Loslösung der Stellung-

nahmen von den äufseren Empfindungen eine vermittelnde Rolle spielen, dafs sie für die sich entwickelnde Abstraktionsfähigkeit also eine wichtige Hilfe sind (wozu noch zweitens ein ästhetischer Wert kommt).

In der Tat sind für das ausgebildete Denken die Vorstellungen etwas ziemlich Überflüssiges. Wie bereits Galtons berühmte Untersuchungen zeigen, kommen gerade hervorragende Denker und Gelehrte mit einem Mindestmafs von Reproduktionen aus. Es ist ein ziemlich unanschauliches Denken möglich, bei dem die anschaulichen Vorstellungen biologisch nunmehr überflüssige Überbleibsel aus früheren Entwicklungsstadien sind. Der Mathematiker, der in den abstrakten Sphären der höheren Mathematik sich bewegt, „stellt sich gar nichts mehr vor". Das versucht nur der Anfänger. Und so ist es überhaupt. Wenn ein in allem völlig anschauungsloses Denken in der Wirklichkeit nicht existiert, so liegt das daran, dafs es bisher wohl kaum so völlig an den Zweck des abstrakten Denkens angepafste Individuen gegeben hat, die auch den letzten Rest von anschaulichen Vorstellungen abgestreift haben. Dafs das nicht geschieht, hat seinen Grund nicht auf teleologischem, sondern ästhetischem Gebiete, was ich nachher besprechen will.

Zunächst aber möchte ich die biologische Bedeutung der Vorstellungen aufweisen, die, wie gesagt, nicht im Seelenleben des Erwachsenen, sondern in dem des Kindes zu suchen ist. Nicht für die ausgebildete Sprache sind sie wesentlich, sondern für die Ausbildung der Sprache.

Die Sprache, soweit sie überhaupt anschauliches Material zur Grundlage hat, entsteht durch die Verknüpfung von Wahrnehmung und Wortreaktion. Der Übergang vom Wahrnehmungsbegriff zur völlig abstrakten Verwendung bedeutet einen so grofsen Schritt, dafs er nicht ohne weiteres getan werden kann. Man braucht eine Brücke. Die Vorstellung nun, die anschauliche Reproduktion, bietet sich als eine willkommene Verknüpfung dar, die es dem Worte ermöglicht, unabhängig vom greifbaren Objekt und doch mit Wahrung der Anschaulichkeit zu operieren.

Durch die Vorstellung also wird es möglich, dafs der Mensch sich gewöhnt, auch ohne Vorhandensein der Wahr-

nehmung sich der Sprache zu bedienen. Erst allmählich werden Wort und Sprache so unabhängig, dafs auch der anschauliche Rand (halo) entbehrlich wird. Für das Kind aber ist dieser anschauliche Rand notwendig, damit es sich der Dingbeziehung des Wortes stets bewufst bleibt. So ist die Vorstellung also ein Mittelglied zwischen Wahrnehmung und abstrakter Sprache, das später ganz entbehrlich wird, eine Krücke, an der das freie Denken sozusagen das Gehen lernt, die es später aber nicht mehr braucht.

Ganz parallel dieser Entwicklung ist die Entwicklung der Schrift verlaufen bei den Ägyptern wie bei den Euphratvölkern. Erst war sie rein bildmäfsige oder symbolhafte Darstellung, dann trat die Lautschrift ein, die jedoch durch dazwischen geschobene Bilder noch *gestützt* werden mufste, bis sie endlich ganz selbständig wurde. Die Rolle dieser eingeschobenen Bilder entspräche also der Rolle der illustrierenden Vorstellungen.[1]

Daneben kommen der Vorstellung noch andere nebensächliche Werte zu. Es kann der anschauliche Rand auch für an Abstraktion gewöhnte Köpfe eine Hilfe werden. Auch wenn ich z. B. nicht in der Weise auswendig lerne, dafs ich mir das Schriftbild eines Gedichtes einpräge, sondern so, dafs ich durchaus aus Inhalt und sprachlicher Gewöhnung mir das Gedicht merke, so empfinde ich doch das innere Schriftbild als wertvolle Hilfe. Es ist eine, wenn auch entbehrliche weitere Stütze, die das Gedächtnis erhält. Besonders kommt mir das, ich bemerke das als Kuriosum, beim Auswendiglernen von Musikstücken, Melodien usw. zu statten. Ich habe bei jeder Melodie fast, im Anfang wenigstens, ein Schriftbild vor mir, das oft nur ungefähr ist, mir in vagen Umrissen das Auf und Ab vorführt, das aber doch eine wesentliche Stütze (allerdings nicht mehr) fürs Behalten ist und später schwindet, wenn ich das Stück automatisch reproduzieren kann, obwohl es nur *stützt*, und ich nicht etwa die Melodie innerlich „vom Blatt singe".

Man pflegt auf Grund psychologischer Untersuchungen anzunehmen, dafs die grofsen Rechenkünstler ihre Zahlen

[1] Vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Aufl. I. Band. II. Hälfte. S. 113 u. 433.

visuell ablesen. Meiner Ansicht nach handelt es sich auch hier nur um eine Stütze, denn ein in der Berliner Psychologischen Gesellschaft auftretender ausgezeichneter Rechenkünstler erklärte mir, dafs nur zuerst ihm das deutliche Bild vorschwebe, nachher „könne er seine Zahlen schon so auswendig".

Noch ein weiterer Grund für das Überleben der anschaulichen Vorstellungen dürfte sich aus ihrem ästhetischen Reiz ergeben. Da sie dem äufseren Erlebnis näher stehen als das abstrakte Wort, so haben sie auch nähere Beziehung zum Gefühl. Das anschauliche Bild erweckt leichter das Gefühl als das abstrakte Wort, was sich schon darin zeigt, dafs abstrakte Köpfe weniger empfänglich für Dichtungen sind als etwa junge Menschen, die noch nicht soweit in der Abstraktion fortgeschritten sind. Daher brauchen denn die Dichter auch mit Vorliebe *Bilder*, suchen das Abstrakte ins Anschauliche zu übertragen, und darum haben die plastischen Dichtungen nichtabstrakter Köpfe (Homer, Volkslied usw.) so starke Wirkungen, weil hier alles konkret und darum gefühlswirksam ist. Diese ästhetischen Werte würden bei konsequenter Abstraktion ganz verloren gehen.

5. Nun ist zu beachten, dafs Wort und Begriff (Einstellung) sich nicht etwa miteinander decken wie kongruente Dreiecke. Das Verhältnis des Wortes zur Einstellung ist dasselbe wie sein Verhältnis zur Wahrnehmung: es weist darauf hin, fixiert, formuliert; es ist aber weder identisch mit dem Begriff, noch erschöpft es denselben.[1] Je nach dem Zusammenhang kann dasselbe Wort die verschiedensten Einstellungen auslösen ebenso wie dieselbe Einstellung durch ganz verschiedene Worte erzielt werden kann.

Die traditionelle Logik hat hier ihre wundesten Stellen, denn sie verwechselt tatsächlich Wort und Begriff fortwährend miteinander, ja, sie braucht sie in vielen Fällen ganz identisch.

In Wirklichkeit jedoch ist das Wort nur ein Zeichen für

---

[1] Man vgl. M. Wertheimer, Das Denken der Naturvölker (*Zeitschr. f. Psychol.* 54), wo interessante Beispiele angeführt sind dafür, dafs zuweilen höchst komplizierte Tätigkeitseinstellungen als Einheit vorhanden sind, ohne dafs Worte (hier Zahlbezeichnungen) dafür im Bewufstsein sind.

den Begriff, nicht der Begriff selber. Was die alte Logik Begriffsdefinitionen nannte, sind tatsächlich Wortdefinitionen, oder — sagen wir exakter: — Vereinbarungen über die Gebrauchsmöglichkeiten eines Wortes.[1]

Dabei begeht die alte Logik den weiteren schweren Fehler, dafs sie eine solche Definition in erschöpfender Weise für möglich hält, während diese im besten Falle annähernd für den Gebrauch verwendbar zurecht gemacht werden kann. Denn niemand kann alle Anwendungen eines Wortes voraussehen oder zusammenfassen, und selbst die bestdefinierten Begriffe, etwa die mathematischen, sind keinen Augenblick sicher, einer völligen Umwälzung unterworfen zu werden, wie denn die nur für die euklidische Geometrie gültigen alten Begriffe in neuerer Zeit durch die Ausbildung der nichteuklidischen Geometrien ungeahnte Erweiterungen erfahren haben. Eine einigermafsen abschliefsende Definition wird erst an dem Tage möglich sein, wo der letzte Mensch alles, was vor ihm war, zusammenfafst, in der Absicht, nie einen Schritt weiter zu gehen.

Im Grunde besteht der in der Hegelschen Logik bereits seine Rolle spielende Gedanke zu Recht, dafs zu der Definition jedes einzelnen Dinges oder Begriffes das ganze Universum mit herangezogen werden müsse, dafs wenn ich A definieren will, ich auch zugleich alles Non-A mit einbeziehen mufs in diese Definition, so dafs natürlich eine tatsächliche Definition, die wirklich abschliefsend wäre, ganz aufser jeder Möglichkeit liegt und praktisch wertlos wäre. Was die sog. Begriffsdefinition leisten kann, ist nichts als praktische Einigung über die Anwendung der Worte.

Nun liefse sich einwenden, dafs auch aufserhalb eines Zusammenhanges das Wort eine Bedeutung habe, und zwar sei diese im Lexikon zu ersehen. Diese Lexikonbedeutung sei der wahre Inhalt eines Begriffs. Indessen ist das nicht richtig. Es ist gewöhnlich nur die Summe oder der Durchschnitt vieler Einzelbegriffe, womit praktisch wenig anzufangen ist. Will ich mit einem Worte arbeiten, d. h. sprechen oder denken,

---

[1] Ich verweise für diesen Abschnitt auf F. C. S. Schillers „Formal-Logic“ 1912, der in ausgezeichneter Darlegung diese Punkte behandelt.

so nützt mir die Lexikonbedeutung gar nichts, aufser wenn mein Denken zufällig auf eine solche lexikalische Betrachtung gerichtet ist. Damit ein Wort für die Praxis seine Bedeutung habe, kommt es nicht darauf an, dafs ich sämtliche Möglichkeiten, die es bedeuten kann, im Kopfe habe, sondern dafs ich die eine kenne, die in jedem einzelnen Fall notwendig ist. Nicht dafs ich mir etwas bei einem Worte denken kann ist das Ausschlaggebende, sondern dafs ich mir etwas Bestimmtes dabei denken mufs. Worte decken eben keine eindeutigen Begriffe, sondern sie schlagen meist nur ganz ungefähr einen Akkord an, womit dann die Tonart gegeben ist. Die lexikalische Bedeutung eines Wortes ist nicht ein Begriff, sondern ist eine Anweisung auf alle möglichen Begriffe, die etwa in gleicher Richtung liegen. Erst durch eine ganze Reihe von konvergierenden Umständen, die auch aus einer Reihe von Worten gebildet sein können, pflegt ungefähr jene Bestimmtheit erreicht zu werden.

In der Praxis werden einzelne Worte überhaupt nicht verwandt, sondern stets Sätze, die nicht etwa eine Summe von getrennten Einzelwirkungen erwecken, sondern meist eine einzige Gesamtwirkung anstreben. Oft braucht es eine ganze Reihe von Sätzen, damit ich überhaupt einen „Begriff“ bekomme von dem, was mein Gegenüber meint.

Es ist im höchsten Grade irreführend, wenn in der traditionellen Logik die Begriffe, d. h. die Worte, durch Kreise veranschaulicht werden. Viel richtiger wäre es, die Worte durch Linien darzustellen, die in bestimmte Richtungen hinweisen. Das einzelne Wort hat nur eine solche allgemeine Richtung, keinen festen eindeutigen Inhalt. Erst im Zusammenhang mit anderen Worten, an deren Stelle auch Winke, Gesten, Situationen treten können, entsteht ein fester klarer Begriff, wie durch mehrere Linien, die sich kreuzen, ein einzelner Punkt ganz klar festgelegt werden kann. Mit anderen Worten: der tatsächlich erlebte Begriff, das Begreifen, das Verständnis, die eindeutige Einstellung, wird eben niemals durch ein einzelnes Wort erreicht, sondern erst durch Zusammenwirken mehrerer, wie niemals ein Punkt im Raume durch eine Gerade, sondern stets erst durch mehrere fixiert wird.

Die Bedeutung der Worte ist also keineswegs diejenige,

Begriffe im Sinne der formalen Logik zu erwecken, sondern Worte müssen durchaus als praktische Hilfsmittel angesehen werden, die dem praktischen Leben zu dienen haben. Der Philosoph, der von den Worten mehr verlangt, nämlich dafs sich aus ihnen alles Mögliche, vorher nicht darin Vorhandene deduzieren lassen solle, wie das die Scholastik besonders wollte, treibt Taschenspielerkünste; denn in einem Begriffe ist niemals mehr, als man hineingelegt hat, was bereits Fechner in seinem berühmten Verslein verspottet hat, wenn er den philosophischen Begriff der gebratenen Gans vergleicht, die nie gebratene Apfel fräfse, und aus der man nur herausholen könne, was man vorher hineingesteckt habe.

6. Wie wenig Wort und Begriff identisch miteinander sind, ersieht man ganz besonders, wenn man das metaphorische Denken in Betracht zieht. Besonders in der Poesie spielt das eine höchst bedeutsame Rolle. Sein Wesen beruht darin, dafs es einen uneigentlichen, meist stärker gefühlsbetonten Ausdruck einführt. So die ganz gewöhnliche Übertragung von Blumennamen auf Mädchen: „Röslein von Saron, Lilie im Garten Salomos!“ Jeder Leser versteht, wenn mit solchen Worten (in Otto Ludwigs: Makkabäern) ein junges Weib angeredet wird, sofort, ohne nun wirklich im Geiste sich das Bild auszumalen. In diesen poetischen Bildern kommt es hauptsächlich aufs Gefühl an, welches durch die mitanklingende Grundbedeutung der Worte verstärkt wird, die aber natürlich unmöglich wäre, wenn die Haupteinstellung auf Blumen, nicht auf das junge Weib, ginge.

Daneben gibt's in der Poesie Bilder und uneigentliche Ausdrücke genug, die völlig verstanden werden, wenn auch ihr eigentlicher Sinn längst vergessen worden ist. Wer denkt bei den Worten „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamme des Kreuzes geschlachtet!“ noch ernsthaft an die Grundbedeutung? (Freilich weifs auch jeder, der je mit Kindern zu tun gehabt hat, dafs solche bildlichen Ausdrücke von diesen sehr leicht im wörtlichen Sinne ausgedeutet werden. Mit der sich entwickelnden Abstraktion hört das auf.)

Aber nicht nur die dichterische Sprache, auch unsere Prosa ist voll von solchen bildlichen Ausdrücken, und es ist charakteristisch, dafs solche Redensarten sich halten, obwohl

eine sinnvolle Erfassung der Grundbedeutung ganz unmöglich ist. Ich erinnere z. B. an den Ausdruck: „sein Schäfchen ins Trockne bringen.“ Was ist dabei zu denken? In Wirklichkeit ist's natürlich nur der mifsverstandene plattdeutsche Satz: sein Scheppchen (Schiffchen) ins Trockene bringen. — Von ähnlichen Ausdrücken wimmelt unsere Sprache. Ich erinnere z. B. an Sätze wie „sein Leben in die Schanze schlagen“, wo aus der „Chance“ eine Schanze geworden ist. Oder wer stellt sich bei Ausdrücken wie „das Kind mit dem Bade ausschütten“ wirklich etwas vor, wenn er es hört oder liest? Unsere Sprache ist voll von solchen Redensarten, die nicht vorgestellt werden, deren Vorstellungsgehalt unmöglich zu realisieren ist. Im Grunde sind es nur Gradunterschiede, die uns in besonderen Fällen zum Lachen bringen. Wenn ein Abgeordneter sagt: „Der Block ist manchem ein Dorn im Auge“, so zeigt der Umstand, dafs so etwas gesagt und zuweilen, ohne die stets wache „Heiterkeit“ der übrigen Volksvertreter zu erregen, gehört werden kann, wie wenig man solche Dinge „visualisiert“. Bei all diesen Sätzen wäre ein Verständnis gar nicht möglich, wenn Wort und Begriff identisch wären.

Sehr bezeichnend für unsere Zwecke ist auch der ironische Ausdruck, der die Worte gerade im umgekehrten Sinne versteht. Jedermann versteht mich, wenn ich, auf einen Knirps zeigend, sage „Welch ein Goliath!“ Hier wirken mimische und affektive Elemente als Korrektiv. Trotzdem gibt es auch Fälle genug — Staatsmänner wie Bismarck wufsten davon zu erzählen — wo von naiven Hörern die Ironie nicht verstanden, d. h. im wörtlichen Sinne verstanden wurde.

Mit einem gewissen Rechte hat man darum betont, dafs all unser Denken metaphorisch sei.[1] Freilich ruht im letzten Grunde diese Ansicht auf der falschen erkenntnistheoretischen Basis, dafs alles Denken ein Abbilden der Wirklichkeit sei. In diesem Sinne ist dann allerdings alles Denken metaphorisch. Für denjenigen, dem das Denken kein Abbilden, sondern ein Sichorientieren ist, wird der Begriff „metaphorisch“ überhaupt unwesentlich, da ja alles Denken dann ganz symbolischer Natur ist und das metaphorische

[1] Biese, Philosophie des Metaphorischen. 1902.

Denken nur ein solches ist, wo der Sprachgebrauch vom gewöhnlichen abweicht, wo die wörtliche, ursprüngliche Bedeutung noch mehr oder weniger mitangeschlagen wird. Aber eine Grenze zwischen metaphorischem Denken und nichtmetaphorischem Denken ist überhaupt nicht vorhanden.

7. Was die einzelnen Arten der Begriffe anlangt, so pflegt man sie in der Regel in Dingbegriffe, Tätigkeitsbegriffe, Relationsbegriffe einzuteilen. Indessen ist diese Scheidung nicht so scharf, wie uns unsere hochentwickelten Sprachen oft annehmen lassen. In der lebendigen Sprache bedeuten Substantiva oft auf Dinge zielende Tätigkeiten, ebenso wie man die Tätigkeit durch ein Substantivum ausdrücken kann. Man darf niemals die grammatischen Kategorien ohne weiteres mit logischen gleichsetzen; grammatisch kann man jede Art des Begriffes in der Form anderer Begriffe aussprechen. So kann ich die Eigenschaft rot auch als Dingbegriff die Röte ansprechen, ebenso wie ich den Relationsbegriff des Gefallens als Eigenschaft einem Dinge zuschreiben kann und sagen, dafs es „schön“ sei. Und dieses Gefallen kann ich auch substantivieren als „das Gefallen“ oder „die Schönheit.“ Kurz man sieht, dafs auch diese Einteilung der Begriffe blofs durch den Zusammenhang, gröfstenteils durch die grammatische Syntax, bedingt ist und nicht als wesentlich angesehen werden kann. Wie schon oben erwähnt, machen ja die primitiven Sprachen wie die Kindersprache überhaupt keine scharfen Unterschiede bei Dingbegriffen und Tätigkeiten. „Apfel“ bedeutet im Munde des Kindes fast immer: „Gib mir den Apfel!“ Erst auf höheren Stufen der Sprache tritt die grammatische Sonderung stärker hervor.

Was die Dingbegriffe angeht, so ist es natürlich, dafs sie sich an der Anschaulichkeit gebildet haben. Hier werden durch den eigentümlichen Vorgang der Substanzialisierung, der auf die Gewohnheit gemeinsamen Auftretens zurückgeht, eine Reihe von Einzelempfindungen zu einem Komplex zusammengefafst, worunter die Tastempfindung eine besondere Stellung einnimmt; der ganze Komplex wird dann als „Ding“ zusammengefafst, als eine „Substanz“, der Eigenschaften „inhärieren“. Damit aber ist keineswegs gesagt, dafs die abstrakt verwandten Dingbegriffe darum ein anschauliches

Element enthalten müfsten. Im Gegenteil, von sehr vielen Dingbegriffen haben wir gar keine adäquate anschauliche Vorstellung, nur einen Komplex von Urteils- und Tätigkeitsdispositionen. Von Peking, wenn ich nicht da war, kann ich mir keine adäquate Vorstellung machen, ich weifs nur, wo ich es finden würde, ich weifs allerlei Urteile darüber zu fällen, und in diesen Tätigkeitsmöglichkeiten liegt das Wesen des Begriffs.

Wenn ich nun zu den Tätigkeitsbegriffen übergehe, d. h. denjenigen, die wir grammatisch meist durch Verben bezeichnen, so ist klar, dafs hier die *Vorstellung* noch weniger das Wesen des Phänomens ausmachen kann. Denn ich kann mir nicht „das Laufen", „das Lieben", „das Denken" an sich *vorstellen*.

Dafs in allen diesen Begriffen motorische und die damit verknüpften Gefühlserlebnisse die Hauptrolle spielen, ist ganz offensichtlich. Ich kann zu allen diesen Dingen nicht anders kommen als dadurch, dafs ich sie selbst erlebe, oder durch innere Nachahmung mich in andere „einfühle", wie der nicht sehr geschickte Ausdruck für das innere Miterleben lautet.

Besonders dem Ästhetiker ist es am besten bekannt, dafs alles „Verstehen" der Erzählung von einer Handlung in einem mehr oder weniger weitgetriebenen inneren Miterleben besteht, wozu durchaus nicht etwa die anschauliche visuelle Vorstellung nötig ist, sondern ein inneres Mitfühlen, ein inneres Stellungnehmen und Sich-Verhalten, das den dargestellten Inhalten entspricht. Wenn einer eine Liebesgeschichte liest und er nicht irgendwie die Erlebnisse des Helden mitfühlt, so wird er die Geschichte eben nicht *verstehen*. Es gehört das dazu. Dafs aber gerade dieses innere Miterleben einen sehr starken Kern von motorischen Erlebnissen hat, ist besonders von neueren Ästhetikern wiederholt dargetan worden.[1] Vielleicht dürfte bei allen Arten von Tätigkeitsbegriffen es am deutlichsten sein, dafs nicht eine „Vorstellung" den Kern derselben ausmacht, sondern ein inneres motorisches Miterleben, also die Reaktionseinheit.

---

[1] Vgl. bes. die Werke von K. Groos, Vernon Lee und meine eigenen Untersuchungen in: Psychologie der Kunst, Bd. I. Leipzig 1912.

Als eine besondere Klasse werden seit alters die Relationsbegriffe angesehen. Gerade bei ihnen kommt jene oben berührte sprachliche Umbildung sehr stark in Betracht, da wir für die Relationsbegriffe ja nicht eigentlich eine besondere Wortart haben, sondern sie meist als Eigenschaften, als Verben, als Substantiva verkleidet einhergehen. Trotzdem liegt in solchen Begriffen wie „grofs“, „schön“ usw., die scheinbar Adjektive sind, ein Relationsbegriff. Und zwar ist für die meisten solcher Begriffe die eigene Person mit ihrem geistigen Bestande, ihrer Durchschnittserfahrung, derjenige Mafsstab, an dem gemessen wird. Gewifs gibt es auch objektive Relationen, aber die meisten gehen doch durch die Vermittlung unserer Person vor sich.

Was den Inhalt dieser Relationsbegriffe ausmacht, was wir in unserem Bewufstsein vorfinden, wenn wir jene Worte brauchen, sind wiederum nicht Vorstellungen, sondern sind Gefühle aller Art, nicht nur die Lust-Unlustgefühle, sondern auch jene anderen Gefühle alle, die ich wiederholt in diesen Untersuchungen aufgezeigt habe. So wird allerdings dem Begriffe „schön“ meist ein ganz bestimmtes ästhetisches Gefühl zugrunde liegen, ebenso wie ich bei „grofs“ ein anderes Gefühl habe als bei „klein“. Ich habe bei einem körperlich grofsen Menschen ein wesentlich anderes Gefühl als einem kleinen Menschen gegenüber, und meine persönliche Stellungnahme ist eine völlig verschiedene. Diese Gefühle sind der Kern der Relationsbegriffe. Dafs natürlich diese Gefühle Bewufstseinsanzeichen für gewisse Handlungsdispositionen sind, trifft hier wie überall zu. — Ebenso kann die Objektivation so weit getrieben werden, dafs von irgendeinem Gefühl überhaupt nichts mehr zu spüren ist, dafs die Begriffsbildung ganz automatisch vor sich geht, ohne dafs man sich der ursprünglichen Gefühle bewufst wird. Sowie ich jedoch mir jene Begriffe irgendwie verdeutlichen will, mufs ich doch zu solchen Gefühls-, resp. Tätigkeitselementen rekurrieren. Ich kann etwas schön nennen, ohne das Schönheitsgefühl im Augenblick zu erleben, obwohl ein solches Gefühl natürlich stets der Mutterboden jenes Begriffes ist.

Es gibt nun aufser den genannten Begriffsgattungen noch eine ganze Reihe von Gedankennuancen, die wir wohl

„verstehen“, wenn wir sie auch gewöhnlich zu übersehen gewohnt sind. Sie gehören mehr den „transitive parts“ als den „substantial parts“ unseres Gedankenstroms an, um mit William James zu reden. Dieser nimmt denn auch ein „feeling but“, ein „feeling yet“ an, wobei er in seiner weiten Weise „feeling“ fast identisch mit *Bewußtseinsinhalt überhaupt* nimmt. In Deutschland hat neuerdings W. Betz die Aufmerksamkeit auf diese Gedankennuancen und Zwischenzustände gerichtet; er erhebt die „Dochigkeit“, die „Immerhinigkeit“ usw. zu Begriffen.[1]

Jedenfalls entspricht den Worten „doch“, „aber“ usw. ein ganz bestimmtes Bewufstseinsäquivalent. Und zwar möchte ich viel energischer als Betz den motorischen Charakter dieser Bewufstseinszustände betonen. Zwar scheint auch Betz nicht weit davon entfernt zu sein, wenn er an sich bemerkt, dafs er bei jedem dieser Worte eine verschiedene „intellektuelle Attitude“ einnimmt. Aber warum soll diese Attitude „intellektuell“ sein? Wie schon Bergson gelegentlich einmal bemerkt, ist darunter gar nichts vorzustellen. Ich finde dagegen, dafs in jeder dieser Partikeln nicht nur eine intellektuelle, sondern eine wirkliche, motorische Tendenz zu bestimmten körperlichen Attituden steckt, die ich natürlich nicht immer auszuführen brauche, die jedoch beim lebhaften Sprechen sich in ganz deutlichen unverkennbaren Gesten entladen. Ich begleite im lebhaften Sprechen die Partikel *doch* mit einer ganz anderen Geste als die Partikel *immerhin*. Ich behaupte nun, dafs diese Bewegungsdisposition tatsächlich das Wesen jenes Bewufstseinszustandes ist. Ohne dafs ich selber ganz hervorragend motorisch veranlagt wäre, erlebe ich in jedem Satze, worin ich mit Nachdruck ein Wort wie „doch“ ausspreche, eine ganz deutliche motorische Innervation, die mehr als eine blofs der äufseren Mitteilung dienende Ausdrucksbewegung ist, denn sie verstärkt den Bewufstseinsinhalt, was sie kaum könnte, wenn sie nur eine sekundäre, abhängige, dem äufseren Ausdruck dienende Wirkung des Bewufstseinszustandes wäre.

---

[1] Vgl. James, Principles of Psychology, Chap. IX, Betz, a. a. O. S. 191 ff.

Die hier vertretene Anschauung von den Begriffen ist keine realistische (im Sinne des Mittelalters), obwohl sie in den Regelmäfsigkeiten und relativen Dauerbeständen der Aufsenwelt das Material und die Ursachen der Begriffsbildung sieht; sie ist auch nicht nominalistisch, denn niemals ist ein bloſses Wort ein Begriff; auch übersieht der strenge Nominalismus die äufsere Fundierung der Begriffsbildung. Wir könnten, wenn wir ihre Beziehungen zur Aufsenwelt in Betracht ziehen, unsere Begriffslehre symbolistisch nennen, da die Begriffe Symbole für äufsere Gegebenheiten sind. Am besten bezeichnen wir sie wohl als aktualistisch oder pragmatistisch; denn Begriffe sind Aktionseinheiten, Tätigkeitsdispositionen, die sich dem Bewufstsein meist als Worte, die von einem Gefühlskranz des Verständnisses umgeben sind, darstellen, die aber jederzeit in Tätigkeit umgesetzt werden können, denn erst dadurch, dafs ein Wort arbeiten kann, erhebt es sich vom bloſsen flatus vocis zum Begriffe.

8. Zu den Tätigkeitsdispositionen, die im Begriff zusammengefafst sind, gehören in erster Linie auch Urteile. Auch nach der populären Ansicht hat nur dann einer einen Begriff von etwas, wenn er Aussagen darüber zu machen imstande ist.

Nach einer irrtümlichen Auffassung verhält sich die Sache so, dafs in unserem Gedächtnis Erinnerungsbilder deponiert sind, die reproduziert werden, und über die wir nun Aussagen machen, genau so als stünden wir vor Wahrnehmungen. Der Sachverhalt ist natürlich anders. Ich kann eine Menge Aussagen über Begriffe machen, ohne dafs im geringsten eine anschauliche Reproduktion vorausgegangen wäre. Ja, nach meinen Beobachtungen verhält sich die Sache oft gerade umgekehrt: nicht weil wir anschauliche Vorstellungen haben, können wir Urteile fällen, nein, weil wir Urteile fällen können, vermögen wir anschauliche Vorstellungen zu bilden.

Ich habe daraufhin mich jahrelang beobachtet und bin durchaus zu diesem Resultat gekommen; wenn ich die Aussage machen kann: der Bamberger Dom hat vier Türme, so ist das nicht der Fall, weil ich zuerst die 4 Türme reproduzierte und sie nun gleichsam nach meinem Erinnerungsbild abzählte. Nein, gerade umgekehrt, weil ich „weifs“, dafs der

Bamberger Dom vier Türme hat, sehe ich sie auch vor mir. Das braucht nicht immer so zu sein; das Erinnerungsbild kann auch ohne vorausgehendes Urteil auftauchen, aber immerhin scheint die Deponierung einer Urteilsdisposition, also einer Einstellung, fester und dauerhafter zu sein als die bloſse Anschaulichkeit. Das wissen die meisten Lehrer der Kunstgeschichte heute genau; sie wissen, daſs nur etwas behalten wird, was genau beschrieben, d. h. in Urteile aufgelöst worden ist. Wenn also die Kunsthistoriker, z. B. Wölfflin, zunächst eine eindringliche Analyse eines Bildes fordern, so liegt der Wert dieser Operation darin, daſs statt der rein „kontemplativen“ d. h. „empfindungsmäſsigen Anschauung“, die aktive, d. h. begrifflich zergliedernde Betätigung unserer Psyche tritt, durch die allein eine wahre Erkenntnis erlangt wird. Die anschaulichen Vorstellungen haben daneben nur illustrierende Bedeutung.

Man kann sich durch Experimente sehr leicht davon überzeugen, daſs nicht die Anschauung das Feste im Gedächtnis zu sein pflegt, sondern die potentiellen Urteile, ein anschauungsloses „Wissen“. Man gebe einer Anzahl von Versuchspersonen auf, eine geographische Karte des „Rheins“ aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Manche (genau ist das schwer zu kontrollieren) verfahren nicht so, daſs sie den Rhein von einem Gedächtnisbild wie von einer Vorlage abzeichnen. Nein, sie überlegen sich gewisse Anhaltspunkte, etwa Basel, Mainz, Koblenz, Köln, von denen sie ungefähr wissen, wo sie liegen, und nun konstruieren sie eine Verbindung. Oft wissen sie auch, daſs ihre Karte falsch ist, können aber nicht angeben, was sie falsch gemacht haben. Es ist also nicht möglich, daſs sie von einem anschaulichen Erinnerungsbilde abgezeichnet hätten. Oder aber, ich lieſs z. B. eine Karte von Frankreich zeichnen. Manche Personen wuſsten gar nichts anzufangen damit. Darauf lieſs ich sie allerlei abstraktes Wissen auspacken: Sie urteilten nun eine Menge Dinge über Paris, Lyon, Nantes usw. Daraufhin forderte ich von neuem zu einer Zeichnung auf. Es kam auch allerlei auf die Karte, nur waren gerade die räumlichen Beziehungen falsch. Wenn nun eine „Anschauung“ der Kern des Wissens gewesen wäre, so hätten gerade diese völlig klar sein müssen. Daſs aber

gerade diese nicht stimmten, scheint uns zu beweisen, dafs also nicht die Urteile nach den Reproduktionen, sondern die Reproduktionen nach den Urteilen gebildet wurden. Es waren also allerlei Urteilsdispositionen vorhanden, die aber durchaus nicht etwa anschaulicher Natur waren, sondern als ein abstraktes Wissen in der Seele lagen. Der anschauliche Inhalt des Gedächtnisses ist bei den meisten Menschen viel vager, als sie selber ahnen, und jede Nachprüfung führt zu den erstaunlichsten Resultaten. Mit Recht wird daher der „Anschauungsunterricht“ in den Schulen in Wirklichkeit gar nicht als Anschauungs-, sondern als „Beschreibungsunterricht“ betrieben, denn nur ein solcher hat praktischen Wert. Durch bloſses Anschauen wird meist gar nichts behalten.

Natürlich wäre nun nichts falscher als anzunehmen, die Urteile würden als „Wortvorstellungen“ behalten, d. h. die Erinnerungsbilder der Sätze würden von uns reproduziert, wie wir auswendig gelernte Sätze hersagen. Nein, wir behalten nur eine ganz allgemeine Einstellung, ein gefühlsmäfsiges Gerichtetsein, auf das hin nun eine Formulierung in Worte mechanisch vor sich geht, genau wie einer Greifbewegung ein solches Gerichtetsein vorausgeht, woraufhin die Bewegung selbst mechanisch sich vollzieht. Aber es ist keineswegs nötig, dafs die Urteile nun etwa wörtlich reproduziert würden; im Gegenteil, solange Schulkinder ihr Wissen nur in wörtlich auswendig gelernten Sätzen im Kopfe haben, beherrschen sie es eben noch nicht. Jeder Examenskandidat pflegt die trübe Erfahrung zu machen, dafs er noch sehr weit vom wirklichen Wissen entfernt war, wenn er auch seine Regeln noch so gut *auswendig gelernt* hatte. Sehr schön sagt bereits der alte Montaigne: „Savoir par cœur, n'est pas savoir.“ — Und die deutsche Sprache bezeichnet sehr gut ein solches reines Erinnerungs-, rein intellektuelles Wissen als ein „auswendig“ Wissen. Man kennt es eben nur von aufsen, nicht von innen. So hübsch man den französischen Ausdruck „Savoir par cœur“ finden mag, wo es sich um das innere Besitzen eines Gedichtes handelt, so sehr besteht doch auch der nüchterne, deutsche Ausdruck zu Recht. Denn das bloſse Erinnerungswissen ist eben ein bloſs äufserliches Wissen. Zum wirklichen Wissen gehört jedoch mehr. Das wirkliche Wissen ist vor allem ein

Können, ein Arbeiten mit den betreffenden Inhalten. Nur wenn ein Gelernthaben auch eingreift in mein Handeln, nur also, wenn es mehr ist als bloſses Erinnern oder Vorstellen, erst dann ist es lebendiges Wissen. Erst dann ist mir eine Regel zum inneren Besitz geworden, wenn ich sie anwenden kann, wenn ich mit ihr zu arbeiten vermag.[1]

William James[2] macht einmal den Unterschied zwischen *knowledge of acquaintance* und *knowledge about* und meint, die meisten Sprachen unterschieden ebenfalls diese Begriffe: *γνῶναι, εἰδέναι*; noscere, scire; kennen, wissen; connaître, savoir. „Ich kenne" viele Leute und Dinge, über die ich recht wenig „weiſs", auſser ihrer Gegenwart an den Orten, wo ich sie getroffen habe." Indessen scheint es mir schwer, diese Unterscheidung strikte durchzuführen, wie es ja auch die Sprachen nicht tun, und in den weitaus meisten Fällen ist knowledge of acquaintance von knowledge-about nur gradweise verschieden.

Wichtiger scheint mir der Unterschied zwischen Erinnerungswissen oder Vorstellungswissen einerseits und andererseits dem lebendigen, in Handlungen umsetzbaren Wissen, das nicht bloſs eine Erinnerung ist, sondern das zu einer Fähigkeit meines Geistes geworden ist, einer Disposition zum Handeln, einem freien Verfügen. Mit Recht bezeichnen wir das reine Erinnerungswissen als *mechanisches* Wissen. Ein solches haben jene Führer in Museen und Schlössern, die nur der Reihe nach ihre Erklärung aufsagen können und durch jede Frage verwirrt werden. Das aber kennzeichnet gerade das wahrhafte, freie Wissen, daſs es nicht an eine bestimmte Form gebunden ist, sondern sich in jedem Falle seine Form schafft. Es sind schlechte Lehrer, die ihre Schüler Regeln wörtlich aufsagen lassen, statt von ihnen zu verlangen, daſs sie in jedem Augenblick die Worte selber finden. — Schon das Aussprechen in einer neuen Form ist ein Verarbeiten, eine Tätigkeit, und darauf kommt es beim wirklichen Wissen an: daſs es umsetzbar ist in

---

[1] Vgl. hierzu auch: Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob, S. 22 u. 32, wo der „instrumentale" Charakter unseres Denkens sehr gut ausgeführt ist.

[2] W. James, Principles of Psychology I, 221.

Tätigkeiten. Wahres Wissen ist nicht Erinnerung, wahres Wissen ist Handeln, Tätigkeit, Wirksamkeit. Wir könnten also das Wissen auch als eine Disposition zum Handeln definieren, nicht aber als ein Reproduzieren von Empfindungen, wie es der Assoziationismus gewollt hat. — Ein solches würde niemals die Produktivität erklären können. Nur indem wir das Wissen als anpassungsfähige Dispositionen nach Analogie unserer anpassungsfähigen körperlichen Vermögen fassen, ist jenes zu verstehen.

Häufig kommen natürlich solche Tätigkeitsmöglichkeiten nicht zur Auswirkung, und in diesen Fällen machen sie sich in unserem Bewufstsein als Gefühle geltend, die, wie wir oben öfters schon ausgeführt haben, die psychischen Korrelate unseres Stellungnehmens und Verhaltens irgendeinem Objekt gegenüber sind.

Ich will die Frage aufwerfen: wann sagen wir, dafs wir einen Menschen kennen, in dem Sinne, dafs in unserem geistigen Bestande wirklich sich etwas findet, was seiner Individualität adäquat ist? Mit einer blofsen *Vorstellung* ist da wenig getan. Überhaupt wird etwas Intellektuelles allein das schwer erschöpfen. Es spielen da Gefühle aller Art mit, die für unsere ganze Stellungnahme charakteristisch sind. Beobachten wir einmal, was in uns vorgeht, wenn wir an einen Menschen, den wir kennen, denken. Gewifs wird in der Regel auch eine Vorstellung auftauchen, daneben aber eine ganze Fülle von deutlich sich charakterisierenden Gefühlen, die in keiner Weise durch die zufällige Vorstellung bedingt sind, sondern die das Bewufstsein unserer inneren Stellungnahme sind, Freundschaft, Mifstrauen, Unbehaglichkeit, Respekt usw. Natürlich brauchen diese Gefühle nicht nur subjektiv, d. h. nicht auf Erkenntnis gestützt zu sein. Wir verlangen von einem objektiv denkenden Menschen, dafs er für seine Gefühle eine Grundlage habe, dafs objektive Tatsachen diese Gefühle fundieren. Indessen, wie es auch sei, ob solche Gefühle rein subjektiv sind oder durch Tatsachen fundiert sind, sie machen einen grofsen Bestandteil unseres Wissens aus. Und zwar sind es nicht blofs Gefühle unserer persönlichen Stellungnahme, Liebe und Hafs; die Gefühlswelt ist ja unendlich viel komplizierter. Wir haben, wenn wir etwas von Napoleon wissen,

ganz bestimmte Gefühle, die sich um diesen Namen gruppieren, und die ganz andere sind als diejenigen, die wir etwa bei dem Namen Goethe haben. Es gibt Gröfsen- und Kleinheitsgefühle aller Art, es gibt Nah- und Ferngefühle, gibt Vertrautheits- und Fremdgefühle und tausend andere Nuancen, die alle eingehen können in das Wissen um eine Persönlichkeit, und die ein sehr wesentliches Moment unseres geistigen Bestandes bilden.

Im Grunde jedoch ist „Wissen“ immer ein „Können“. Wir verlangen von einem Kinde, dafs es das, was es weifs, auch darstellen kann, sonst glauben wir nicht an ein Wissen. Allerdings gibt es ein rein gefühlsmäfsiges Wissen; wir haben manchmal das vage Gefühl, dafs wir mit einer Tatsache bekannt sind, ohne dafs wir jedoch im Moment darüber verfügen. Von wirklichem Wissen jedoch sprechen wir erst dort, wo wir eine seelische Disposition in Tätigkeit umsetzen können. Dazu kann auch die Erzeugung anschaulicher Vorstellungen gehören, indessen ist das nicht nötig. Ich kenne Fälle, wo Individuen z. B. allerlei über Gemälde usw. aussagen können, ohne doch sich ein anschauliches Bild davon zu machen. Andererseits gibts auch Leute, die behaupten, ganz anschauliche Bilder zu haben, und die doch nichts darüber aussagen können. Jedenfalls ist es ganz falsch, ein Wissen mit dem Vorstellenkönnen zu identifizieren. Wissen ist vielmehr ein Komplex von Dispositionen, die uns ermöglichen, uns einer Situation gegenüber zu orientieren, darüber Aussagen zu machen, kurz in jeder Weise damit zu arbeiten. Auch die verschiedenen Sprachen brauchen zum guten Teil „Wissen“ und „Können“ nebeneinander in derselben Bedeutung. Ein Mensch, der „zu reden weifs“, ist uns gleichbedeutend mit einem, der „reden kann“. Wie wir das Denken überhaupt als Willenshandlung aufzufassen haben, so ist auch das Wissen, d. h. das dispositionelle Denken, als eine in der Disposition vorbereitete Handlung anzusehen.

9. Auf dem Umstande nun, dafs der Begriff ein Zentrum für Aktionsmöglichkeiten ist, unter denen Urteile für sehr viele Zwecke eine Hauptrolle spielen, beruht auch die Anschauung, dafs durch ein Urteil oder eine Gruppe von Urteilen ein Begriff definiert werden könne. Indessen ist der logische Wert

solcher Definitionen, wie schon ausgeführt wurde, geringer, als man gemeinhin annimmt. Einmal nämlich läfst sich kein Begriff erschöpfend definieren, andererseits aber gehören zu den Aktionsmöglichkeiten auch solche, die nicht Urteile sind und auch nur unvollkommen durch Urteile auszudrücken sind. Wir haben beide Punkte bereits berührt. Niemals ist auch die ausführlichste Definition nur annähernd erschöpfend, und niemand kann blofs durch Urteile einen wirklichen Begriff bekommen. Das glaubte nur die Scholastik und die an sie anschliefsende Pädagogik, während die moderne Pädagogik zunächst die Anschaulichkeit, und in der neuen „Arbeitsschulbewegung“ auch die „Arbeit“, d. h. die praktische Betätigung, hinzubrachte. Man sah ein, dafs ein Kind erst dann einen „Begriff“ von einer Pflanze hat, wenn es sie gesehen, womöglich aber selbst mit ihr praktisch zu tun gehabt hat, nicht aber wenn es eine auswendig gelernte Definition herunterschnurren kann.

Trotzdem ist die Definition der Begriffe durch Urteile in ihrem Werte nicht als gering einzuschätzen. Durch solche Definitionen werden die psychologischen Begriffe zu logischen erhoben, d. h. sie werden logisiert. Wie wir bereits oben gezeigt haben, ist der psychologische Begriff sehr wenig scharf umgrenzt und sehr willkürlich in der Anwendung. Erst durch die Logisierung, d. h. durch Definierung, wird der Begriff zu jener Allgemeingültigkeit und Präzision seines Inhaltes geführt, welche den logischen Begriff vom psychologischen abheben. Dabei sei jedoch ausdrücklich bemerkt, dafs das Definieren, d. h. das Festlegen durch Urteile, nur eine Fortsetzung jener Anpassung an die Konvention ist, welche bereits die Begriffe der Alltagssprache geformt hat. Zweitens aber ist natürlich kein logischer Begriff vollständig definiert. Logische Begriffe sind nur gradweise von psychologischen unterschieden, insofern als bei ihnen die auch dort schon vorhandene Annäherung an eine völlige Präzision und Allgemeingültigkeit mit Absicht weiter getrieben ist, ohne jedoch das Ziel etwa abschliefsend zu erreichen.

Wir haben bereits oben davon gesprochen, dafs die mathematischen Begriffe der Logisierung am nächsten kommen. Indessen handelt es sich bei ihnen um rein ideale Wesen-

heiten, denen in der Wirklichkeit niemals etwas genau entspricht. Auch ist eine soweit getriebene Logisierung natürlich nur da möglich, wo es sich um so einfache Dinge handelt wie in der Mathematik. Für die meisten anderen Lebensgebiete ist die ganz durchgeführte Logisierung der Begriffe noch nicht einmal ein Ideal, da, wie neuerdings Rickert und in anderer Weise F. C. S. Schiller und verwandte Denker überzeugend ausgeführt haben, die Begriffe doch stets ein zu weites Netzwerk bilden, durch dessen Maschen die ewig wechselnde Wirklichkeit entschlüpft. Eine allzu weit getriebene Logisierung der Begriffe würde mehr schaden als nützen, weil sie, wie wir oben an Beispielen gezeigt haben, die Wirklichkeit fälschen müfste, indem sie auch dort den Schematismus hinbringen würde, wo er nicht hingehört. Eine gewisse Biegsamkeit der Begriffe ist nötig, wenn sie allen Anforderungen des Lebens gerecht werden sollen.

10. Wir wollen nun zu einigen neueren Ansichten Stellung nehmen, die sich in manchem mit den hier entwickelten Darlegungen decken und auch wieder davon sich unterscheiden.

So ist in neuerer Zeit von mehreren Seiten das Vorhandensein unanschaulicher Gebilde behauptet worden. Ich greife da vor allem die Theorie Bühlers[1] auf, der für jene unanschaulichen Denkelemente den Namen „Gedanken“ eingeführt hat. Bühler hat in seinen Denkexperimenten seinen Vpn. Sentenzen und Dichterworte vorgelegt, und aus den Analysen, die man ihm über die dadurch ausgelösten seelischen Erlebnisse gab, kam er zur Aufstellung seiner „Gedanken“. Wie auch wir es hier getan, lehnt Bühler die Zurückführung der „Gedanken“, die unseren „Einstellungen“ entsprechen, auf Reproduktionen oder andere Erlebnisse ab. Und zwar unterscheidet Bühler drei „formale Momente“ an den Gedanken, die allerdings nicht bei jedem Gedanken vorkommen müssen, wie es auch nicht die einzigen zu sein brauchen. Diese drei Momente sind das Regelbewufstsein, die Wasbestimmtheit und die Intention. Davon bezeichnet er das Regelbewufstsein als eine „Methode der Aufgabenlösung“. „In den typischen Fällen enthält das Erlebnis nicht nur ein Wissen, wie man allgemein solche Aufgaben löst; es ist eine ausgesprochene Lösungsregel, die zum Bewufstsein kommt“. Dieses kann übrigens fehlen, dagegen müssen die Intention, das „Meinen“, und die Wasbestimmtheit immer vorhanden sein, und zwar kann keines dieser Momente ohne das andere bestehen usw.

---

[1] Karl Bühler, Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge, I. Über Gedanken. *Arch. f. d. ges. Psychol.* 9.

Von den mancherlei Einwänden, die man gegen Bühler erhoben hat, heben wir hier nur den Wundts hervor. Wundt nämlich sieht, ganz im Sinne unserer eigenen Untersuchungen, in Gefühlen das Wesen jener Elemente, die Bühler „Gedanken“ nennt.[1] Bühler sucht nun Wundt dadurch ad absurdum zu führen, dafs er alle Konsequenzen aus dessen Lehre zieht.[2] Indessen scheint er uns damit sein Vorhaben nicht erreicht zu haben; denn ich glaube, dafs sich alle die Konsequenzen, die er zieht, in der Tat halten lassen, besonders wenn man den Gefühlsbegriff ein wenig anders fafst, als es Wundt und auch als es Bühler tut.

Bühler sucht seinen Gegner vor allem dadurch abzuführen, dafs er ihm einen Widerspruch mit sich selbst nachweisen zu können glaubt. Er erbringt eine Stelle aus Wundts „Grundrifs“, wo es heifst, in dem Gefühl finde, im Gegensatz zur Vorstellung, „das einem . . . Erfahrungsinhalt immer zugleich zukommende Verhältnis zu dem Subjekt seinen Ausdruck“. Damit, so meint Bühler, sei auf keine Weise Wundts spätere Meinung, dafs die Gefühle beim anschauungslosen Denken die Bedeutungsträger seien, zu vereinigen. Indessen ist es mit den Definitionen der Gefühle eine höchst schwierige Sache, und keineswegs ist man gezwungen, die zitierte Wundtsche Definition anzunehmen, wie wir das auch unsererseits keineswegs tun. Ebensowenig allerdings halten wir Bühlers Definition der Gefühle als von etwas „Zuständlichem“ für richtig. Denn einerseits haben wir oben gesehen, dafs in den meisten Gefühlen deutlich ein Streben steckt, andererseits steckt auch ein „gegenständliches Moment“ im Gefühl, zum mindesten wird die Schönheit eines Bildes durchaus nicht immer als ein Zustand unseres Ich, sondern als etwas dem Bilde Anhaftendes erlebt, wenn es auch ursprünglich wohl auf eine subjektive Reaktion zurückgeht. Da wir die Gefühle durchaus als eine Reaktion oder Einstellung unseres Ich fassen, so kommen diese Schwierigkeiten gar nicht in Betracht für uns.

Nun sucht Bühler ferner die Annahme der Beteiligung der Gefühle im Denken damit zu widerlegen, dafs er auf einige Stellen aus seinen Protokollen hinweist, wo die Vpn. aussagten, sie seien „ganz an das Objekt“ verloren. „Auf die Gegenstände als solche und die Beziehungen, die sie unter sich verknüpften, ohne Rücksicht auf das Subjekt seien sie gerichtet. Das Ichbewufstsein träte dabei oft in so hohem Grade zurück, dafs für sie, laut Aussage einer Vp., das Ich nur noch der Schauplatz sei, auf dem sich die Denkprozesse abspielen.“ Mir scheint hier eine Unklarheit in der Fassung des „Ichbewufstseins“ vorzuliegen. Meint Bühler wirklich, dafs wir dort, wo wir deutliche Gefühle haben, unseres „Ich“ uns bewufst wären? Hat er nie davon gehört, dafs in der

---

[1] Wundt, Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens. Psychol. Studien III.

[2] Bühler, Antwort auf die von W. Wundt erhobenen Einwände gegen die Methode der Selbstbeobachtung an experimentell erzeugten Erlebnissen. *Arch. f. d. ges. Psychol.* 12.

ästhetischen Betrachtung, die doch vor allem Gefühlserlebnis ist, gerade das Ichbewufstsein zurücktritt? Und dafs in den stärksten Gefühlszuständen, den rauschhaften Ekstasen, das Ichbewufstsein ganz erlischt? Nein, wenn man die Gefühle in Bühlers Weise faſst, kann man allerdings wenig damit erklären, aber der Grund liegt eben darin, dafs die Beschreibung der Gefühle als „Zustandsbewufstsein“ nicht ausreicht, dafs es keineswegs nötig ist, bei allen Gefühlen ein deutliches Ichbewufstsein zu haben. Vielmehr können wir Gefühle erleben, ohne uns dabei unseres Ich im geringsten bewufst zu sein.

Lassen wir aber diese unrichtige Grundanschauung über das Wesen der Gefühle fallen, so schwinden auch die anderen Schwierigkeiten, die Bühler in Wundts Theorie sieht. Dafs in der Annahme unzähliger, spezifischer Gefühle nicht nur keine Schwierigkeit liegt, nein, dafs sie sowohl durch die Erfahrung, wie aus logischen Erwägungen durchaus gefordert wird, haben wir wiederholt dargetan. Was sich an Schwierigkeiten ergeben könnte, alles das trifft genau so gut Bühlers „Gedanken“ wie unsere Einstellungen.

Kapitel VI.

Der Verlauf des Bewufstseins.

(Kritik der Assoziationstheorien.)

1. Vielleicht hat die bisherige Untersuchung, wenn wir über die einzelnen Vorstellungen, Wahrnehmungen, Begriffe sprachen, zuweilen den Eindruck erweckt, als handele es sich bei diesen Phänomenen um etwas Statisches, um in sich abgeschlossene Dinge. Es war das nicht ganz zu vermeiden; wir mufsten die einzelnen Phänomene zum Zwecke einer exakten Analyse isolieren, wobei wir sie zugleich als unbewegt betrachteten. Es war jene Isolation methodologisch bedingt, und nur insofern lassen wir sie zu. In Wirklichkeit betonen wir mit aller Schärfe, dafs es keinerlei isolierte Phänomene in der Psychologie gibt, dafs, wenn man aus methodologischen Gründen einmal eine solche abstrakte Isolation vornimmt, man sich doch aufs klarste bewufst bleiben mufs, dafs in Wirklichkeit die Wellen des Bewufstseinsstroms nur in der Bewegung vorkommen. Und dieser Bewegung wollen wir uns nunmehr zuwenden.

Wir betonen dabei gleich, dafs wir, was den Bewufstseinsfortgang anlangt, die traditionelle Theorie der Assoziation für völlig unzureichend halten. Das Problem ist nämlich gar nicht, wie sich ein Bewufstseinsinhalt a mit einem folgenden b verknüpft; nein, in der Regel ist ein Bewufstseinselement a nicht blofs mit b, sondern mit unzähligen anderen bereits vorher irgendwie näher oder ferner verknüpft gewesen. Es handelt sich also nicht um die Frage: warum a mit b verknüpft ist, sondern darum, weshalb a gerade nur b, nicht aber c oder n oder x nach sich zieht. Die Assoziation ist eine dem Bewufstseinsfortschritt vorausliegende Bedingung; das eigent-

liche Problem des Bewufstseinsfortschreitens selber ist gar nicht die Assoziation, sondern im Gegenteil gerade die Dissoziation, samt der Auswahl unter den möglichen Assoziationen. Also das Problem, warum auf a in einem bestimmten Falle b folgt, setzt zunächst das andere Problem voraus, warum auf a nicht c oder n oder x folgen. Zur Beantwortung dieser Frage aber reichen die traditionellen „Assoziationsgesetze“ nicht aus; im Gegenteil, es handelt sich gerade darum, wie sie durch die oben gekennzeichnete Auswahl durchbrochen werden.[1]

2. Wir beginnen mit einer Kritik des Begriffs der „Assoziation“, der in den bisherigen Lehrbüchern der Psychologie meist übertriebene Bedeutung erhalten hat. Freilich wird jener Begriff keineswegs von allen Psychologen in gleicher Weise gefafst. Es gibt vor allem zwei Anschauungen, die ganz auseinandergehen, wenn sie auch nicht immer genau geschieden werden. Die einen fassen Assoziation als Teilbedingung der Reproduktion, als „das Weitergehen der die Erregung bedingenden Faktoren“. In diesem Sinne fassen den Begriff Becher, Dyroff, Groos, Külpe, Lipps in seinen späteren Werken, Müller und seine Schule, Offner, Semon, Strümpell, Watt, Wreschner und viele andere. Hier ist also die Verknüpfung überhaupt nichts Psychisches. Assoziation ist das Benachbartsein der Reize, das sich auch nachher als eine Beziehung erhält. Denn wenn einer der verknüpften Inhalte erweckt wird, zieht er auch den anderen nach sich. Über die Funktion der Verknüpfung selber wird hier nichts ausgesagt; diese ist vielmehr gegeben. Ich will diese Auffassung der Assoziation die objektive nennen, weil sie von der Assoziiertheit der Objekte ausgeht.

Daneben gibt es noch eine zweite Auffassung des Assoziationsbegriffs, die ebenfalls zahlreiche Anhänger hat. Offner, dem ich hier folge, stellt die folgenden zusammen: Bain, Cornelius, Ebbinghaus, Flechsig, Höffding, James, Jodl, Jung, Marbe, Münsterberg, Spencer, Steinthal, Wundt, Ziehen u. a. Diese verstehen unter Assoziation den Vorgang des Weiter-

[1] Vgl. auch Semi Meyer, Probleme der Entwicklung des Geistes. S. 187 f.

gehens der Erregung, den Prozefs des Wieder-ins-Bewufstseintretens von Inhalten, die mit einem vorhandenen Inhalt früher einmal gleichzeitig oder unmittelbar hernach bewufst waren oder ihm ähnlich sind. Assoziation ist für diese Auffassung eine Art Reproduktion, ein dynamischer Begriff.[1]

3. Betrachten wir, ohne zunächst auf diese Unterschiede einzugehen, den Assoziationsverlauf nach seiner inhaltlichen Seite, wie er von der Assoziationspsychologie beschrieben wird. Da lautet das „Hauptgesetz" folgendermafsen: „Jede Vorstellung ruft als ihre Nachfolgerin entweder eine Vorstellung hervor, welche ihr inhaltlich ähnlich ist, oder eine Vorstellung, mit welcher sie selbst oder mit deren Grundempfindung ihre eigene Grundempfindung oft gleichzeitig aufgetreten ist." Die Assoziation der ersten Art bezeichnet man auch als die innere, die der zweiten auch als die äufsere Assoziation. Das Prinzip der äufseren Assoziation ist die Gleichzeitigkeit, das der inneren die Ähnlichkeit.

Die erste Annahme dieser Lehren, welche sich allerdings nicht immer genauer ausgeführt findet, da sie den wenigsten Assoziationspsychologen überhaupt nur zum Problem geworden ist, geht dahin, dafs die Vorstellungen in sich geschlossene, deutlich abgerundete Gebilde seien. Nach der obigen Darstellung scheint die Seele die klar und deutlich geschiedenen Vorstellungen aneinanderzureihen, so „wie ein Kind Dominosteine aneinanderreiht". Zwar nimmt man auch „zusammengesetzte" Vorstellungen an, aber auch diese zerfallen wieder in wohlabtrennbare Partialvorstellungen. Am schroffsten hat das Bain formuliert. Er schreibt: „The stream of thought is not a continuous current, but a series of distinct ideas, more or less rapid in their succession; the rapidity being measurable by the number that pass through the mind in a given time".[2]

Entspricht diese Beschreibung des Bewufstseinsverlaufs wirklich den Tatsachen einer exakten Selbstbeobachtung? Reihen sich wirklich die einzelnen Bilder aneinander wie Dominosteine und setzen sich höchstens mosaikartig aus „Partialvorstellungen" zusammen? Die Selbstbeobachtung

---

[1] Vgl. Offner, Das Gedächtnis. 3. Aufl. S. 24.

[2] Bain, Emotion and Will. S. 29.

lehrt durchaus das Gegenteil. Wenn wir den Bewufstseinsverlauf beschreiben wollten, könnten wir nur ganz andere Bilder bringen: eher könnte man an das Absuchen einer grofsen Landschaft mit einem Scheinwerfer denken, wo man bald dies, bald jenes ins Licht rückt, bald einzelnes fixierend, bald gröfsere Flächen umspannend, alles aber in beständigem Wechsel, oft allmählich, oft mit ganz scharfen Übergängen. Man könnte auch an ein Kaleidoskop denken mit seinen beständig sich bildenden und ineinander zerfliefsenden Gestaltungen, oder an die Oberfläche eines Flusses, wo beständig alles wechselt und ineinanderrinnt. W. James hat wohl jene Theorie von den aneinandergereihten Einzelbildern am schärfsten zurückgewiesen. Er schreibt: „Es gibt keine Konjunktion oder Präposition und kaum einen adverbialen Ausdruck, eine syntaktische Form oder eine Modulation der Stimme in der menschlichen Sprache, die nicht die eine oder andere Schattierung von Beziehungen ausdrückt, die wir in einem Augenblick tatsächlich als zwischen den gröfseren Objekten unseres Bewufstseins bestehend fühlen. Objektiv gesprochen, erscheinen die realen Beziehungen aufgedeckt. Subjektiv gesprochen, stellt der Bewufstseinsstrom jede von ihnen durch innere Färbung seiner selbst dar. In beiden Fällen sind die Beziehungen ohne Zahl, und keine bestehende Sprache kann all ihren Schattierungen gerecht werden“.[1] Das heifst aber, dafs es in unserem Gebiete eine grofse Fülle von Bewufstseinszuständen gibt, die nicht Wahrnehmungen oder Vorstellungen sind, und die darum von den Sensualisten meist geleugnet worden sind. Schon aus diesem Grunde aber ist die Beschreibung des Bewufstseinsverlaufes durch die Assoziationspsychologie abzulehnen, da die sich assoziierenden Elemente nach ihr eben „Vorstellungen“, d. h. Reproduktionen von Empfindungen sind.

Dafs jener „Strom“ nicht etwas Gleichmäfsig-Flutendes, sondern ein bald rasch zerrinnender, bald breiter sich entfaltender Wechsel ist, hat James selber ausgezeichnet beschrieben und darin „substantive parts“ und „transitive parts“ unterschieden. Jene, die „resting places“ im Gedankenstrom, haben zu der Annahme Ursache gegeben, es bestünden nur abge-

[1] W. James, Textbook, S. 162.

schlossene Bilder im Vorstellungsverlauf. Man übersah eben alle jene „fringes“, die zwischen den „substantive parts“ bestanden und weiter leiteten.

Indessen noch aus anderen Gründen mufs jene Theorie, dafs sich abgerundete, bildhafte Vorstellungen kettenweise aneinanderreihten, abgelehnt werden. Auch innerhalb der einzelnen Vorstellung gibt es nicht jenen bildhaften Bestand, wie ihn die Assoziationspsychologie ausgesprochener oder unausgesprochener Weise voraussetzt. Sehr oft haben wir statt einer Sukzession, wo eine Vorstellung die andere hervorruft, eine Metamorphose, wie Joussain in seiner Arbeit über den Vorstellungsverlauf sagt.[1]. Nach ihm haben wir es nicht mit bewegungslosen Bausteinen in den Vorstellungen zu tun, sondern mit beständig sich änderndem, bewegtem Leben. Wenn wir eine anscheinende Diskontinuität der Vorstellungen haben, so ist diese erst die Folge von diskontinuierlichen Aufmerksamkeitsakten. So haben wir es in allen Fällen, wo ein Gegenstand einen anderen hervorruft, nicht mit einer anfänglichen Zweiheit zu tun, sondern mit einer wirklichen, ganz unbewufst vor sich gehenden Metamorphose der Vorstellung, während die Verdoppelung erst ein nachträglicher Urteilsakt ist.

Das ist aufserordentlich wichtig. Man beobachte sich nur einmal beim Überdenken des Inhalts eines Romans! Werden da wirklich lauter wohlabgerundete Bilder aneinander gereiht? Wird da ein Ereignis nach dem anderen vor uns aufgeblättert, wie man ein Buch mit Bildern der Reihe nach betrachtet? Nein, im Gegenteil, es ist ein Springen hin und her. Zuweilen bleibt dasselbe Bild längere Zeit schattenhaft, während sich nur einzelne Züge verdeutlichen. Hier scheint es nicht ein Nebeneinanderreihen, sondern ein Übereinanderschichten von Eindrücken zu sein, die wieder in sich zerfliefsen. Ja, innerhalb einzelner Bilder gibt es Wandlungen, wie ich derartiges besonders auch an Träumen beobachtet habe.

Der Hauptirrtum des Assoziationismus aber läuft auf das hinaus, was wir oben in unserer Analyse der Vorstellungen dargetan haben. Er nimmt die Elemente der Assoziation vor

---

[1] Joussain, Le cours de nos idées. *Revue philos.* **35**, S. 143ff.

allem als empfindungsreproduktive Elemente, also rein intellektuell, während Gefühle, wenn sie überhaupt berücksichtigt werden, als nebensächliche Begleiterscheinungen gelten. Wir haben oben gezeigt, ein wie lächerlich geringer Teil alles Denkbaren durch solche anschaulichen Reproduktionen überhaupt repräsentiert werden kann, und wir haben ferner gezeigt, dafs in allen „Vorstellungen“ die affektiv-motorischen „Einstellungen“ die Hauptrolle spielen, die sich allerdings nicht in jene abgerundeten Schemata fassen lassen, wie sie die Assoziationspsychologie braucht, wie es aber von der Wirklichkeit keineswegs gefordert wird.

Hier wird auch nichts damit geholfen, dafs man für die abstrakten, nicht anschaulich reproduzierbaren Vorstellungen die Worte als Ersatz heranführt. Wir haben bereits oben gezeigt, dafs das Wort und seine Bedeutung keineswegs identisch sind. Das Wort ist höchstens eine Anweisung auf eine Bedeutung, und ob das Denken in Worten ein wirkliches Denken ist, hängt eben davon ab, ob jene Bedeutungen und zwar die richtigen Bedeutungen sich einstellen. Auch diese Bedeutungen sind keineswegs abgerundete Bilder, sondern meist nur ungefähre Einstellungen, Tätigkeitsdispositionen, Gefühle usw., so dafs auch hier die assoziationistische Lehre von den wohlabgerundeten Bildern, die sich aneinanderreihen, vollkommen versagt.

Wenn der Assoziationismus nämlich, was er nicht immer getan hat, sich Rechenschaft gibt über den Unterschied zwischen Wort und Bedeutung, so läfst er letztere eine „Vorstellung“ sein, die dem ersteren assoziiert ist. Nun nehme man aber nur das Verständnis eines einfachen Satzes, etwa des folgenden: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick.“ — Lese und verstehe ich diesen Satz, so ist der Vorgang nicht etwa derart, wie er es nach der strengen Assoziationslehre sein müfste, dafs jedes Wort ein besonderes Bild assoziierte, so dafs sich eine Kette von Bildern bildete. Nein, es zeigt die einfachste Selbstbeobachtung, dafs dem nicht so ist; vielmehr, indem ich einen solchen Satz lese, habe ich zunächst bei den ersten Worten überhaupt keine Anschauung, diese tritt erst beim fünften und siebenten ein und zwar nicht als die gerade diesen Worten

assoziierten Einzelvorstellungen, sondern als das Bild einer weiten Landschaft, das nicht klar umrissen ist, das aber nach seinem Stimmungsgehalt mir vollkommen deutlich ist. Dabei handelt es sich um einen Satz, bei dem klare Bilder möglich, ja fast unumgänglich sind, was bei vielen Sätzen überhaupt nicht der Fall ist. Dafs die Mosaiktheorie des Assoziationismus für alle derartigen Sätze nicht ausreicht, dürfte einleuchten.

Jedenfalls möchten wir als ersten Einwand gegen die traditionelle Assoziationslehre den formulieren, dafs von einem Aneinanderreihen von wohlabgerundeten Vorstellungen höchstens in Ausnahmefällen die Rede sein kann, dafs dagegen in den weitaus meisten Fällen des zusammenhängenden Denkens nur ganz vage Einstellungen, Gefühle, Tätigkeitsdispositionen einander ablösen, die allerdings hier und da auch anschauliche Bilder in ihrem Zusammenhange mitbringen. Damit aber ist die Beschreibung des Bewufstseinsverlaufs durch die Assoziationstheorie, was seinen Inhalt anlangt, zum mindesten höchst unzureichend.

Die Hauptfehlerquelle für die gesamte Assoziationslehre ist die, dafs man bei fast allen Beobachtungen und Experimenten von dem höchst anfechtbaren Grundsatz ausging, es könnten Worte darüber Auskunft geben, wie der Gedankenstrom verlaufe. Aber sie können höchstens in ganz groben Zügen die Richtung des Stromes angeben, so etwa wie in einem Flusse treibende Hölzer oder Pflanzen uns die Stromrichtung bezeichnen. Über die Art und Stärke des Flusses selbst, seine Zusammensetzung, Wärme usw. läfst sich nicht das Allergeringste erkennen.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, dafs man auf keinen Fall annehmen darf, Worte und Gedanken deckten sich. Wie häufig sprechen wir etwas ganz anderes als wir denken! Das Plappern des Ideenflüchtigen, die Echolalie usw. beweisen gar nicht, dafs überhaupt etwas bei den Worten gedacht wird. Und nun gar der naive Glaube, wir könnten umschreiben, ja auch nur ungefähr umgrenzen, was gedacht worden ist, wenn man ein Wort hört! Als ob nicht hinter jedem Worte eine unendliche Fülle von Gefühlsnuancen und Einstellungsmöglichkeiten steckte! Wieviel tausend Einstellun-

gen kann ich mit einem Worte wie „Berlin“ oder „Goethe“ verknüpfen! Trotzdem glauben manche „Psychologen“, man könnte allen Ernstes aus solchen Worten herauslesen, welche Bedeutungen dahinter mitklingen. Gewifs ist man neuerdings vorsichtiger geworden, man pflegt durch weitere Fragen Genaueres festzustellen. Aber noch immer bleibt die Frage unbewiesen, ob es überhaupt möglich ist, die Gedankenkomplexe, die auch stets Gefühlskomplexe sind, mit Worten zu umschreiben. Worte sind stets nur *Anweisungen für den praktischen Gebrauch*, und vielleicht ist das Verfahren, den lebendigen Strom des Seelenlebens an Worten zu fassen, an Genialität dem der weiland Schildbürger gleich, welche in Säcken das Licht in ihr fensterloses Rathaus bringen wollten.

Das scheint wenig trostvoll zu sein für eine Erforschung des Bewufstseinsverlaufs, da wir nun einmal kein anderes Mittel als Worte haben, und so bequem, wie manche Assoziationspsychologen meinten, ist die Erforschung der Psyche auch wirklich nicht. In der Tat glaube ich nicht, dafs das Wesen des Bewufstseinsverlaufs am Anderen, auf Grund von dessen verbalen Aussagen, zu studieren ist, es kann hier nur die Selbstbeobachtung etwas lehren, und alles, was wir vermögen, ist, dafs wir die Tatsachen so beschreiben, dafs jeder andere auf Grund der Angaben sie an sich selber studieren kann, wobei von vornherein zugestanden werden mufs, dafs eine völlig erschöpfende Darstellung nicht gegeben werden kann. Aber auf eine solche Exemplifizierung an sich selbst mufs ja der Psychologe immer verweisen; denn was ein Gefühl ist, kann nur erlebt, nicht beschrieben werden; wir können nur angeben, bei welchen Gelegenheiten Gefühle erlebt werden, und danach eine Verständigung erzielen. So ist's auch mit der Beschreibung des Bewufstseinsverlaufs: jeder mufs genau an sich selber nachprüfen und nicht die bequemere Darstellung für die richtige halten. Bequem ist gewifs die Assoziationslehre, aber weiter recht wenig. [1]

---

[1] Dafs man in der experimentellen Psychologie neuerdings derartige Schwierigkeiten einsieht, beweisen die Untersuchungen von Selz, der als „wichtiges Prinzip“ betont, dafs die einfache Aufeinanderfolge von Vorstellungen ohne bewufste Beziehungen zwischen ihnen keinen Schlufs

Ein paar Beispiele mögen zunächst illustrieren, dafs dort, wo die Assoziationspsychologie von Assoziationen redet, es keineswegs immer abgerundete Vorstellungen sind, die sich aneinanderfügen.

Zunächst bei der sogenannten Berührungsassoziation! Von dieser werden wir später zeigen, dafs es sich in vielen Fällen überhaupt gar nicht um zwei verschiedene Inhalte, sondern um eine Einheit handelt. Aber auch dort, wo zwei verschiedene Inhalte, von denen wir jeden getrennt erleben, sich verknüpfen, ist es keineswegs immer eine „Vorstellung", sondern oft nur die Einstellung, ein Gefühl. Ich sah heute ein Bild der Tonhalle in Zürich, und damit assoziierte sich die Erinnerung an einen Herrn, mit dem ich vor Jahren dort war. Eine Berührungsassoziation! Ja, aber keine „Vorstellungs-", nur eine Gefühlsassoziation! Auf das Erblicken des Bildes folgte nur eine leise Traurigkeit, denn jener Herr war vor einigen Wochen gestorben. — Es handelt sich keineswegs um eine zweite „Vorstellung", ich erlebte keinerlei „Bild", nur ein Gefühl, eine Stimmung wurde wach. Diese Gefühle, Stimmungen, in denen eine ganz bestimmte Beziehung steckt, spielen eine viel gröfsere Rolle als wirkliche Reproduktionen. Sie sind keineswegs von einer „Vorstellung" begleitet, auch nicht von einer „unbewufsten", welchen Begriff wir in seiner Unmöglichkeit bereits erwiesen haben.

Berührungsassoziationen sollen auch da vorliegen, wo etwa ein Bild des Louvre meine Gedanken auf Paris im ganzen leitet, oder umgekehrt, wenn das Wort Paris mich an den Louvre denken läfst. Indessen liegen hier immer zwei „abgerundete Vorstellungen" vor? Kann auch hier nicht mit dem Louvre Paris schon als Stimmungshintergrund gegeben sein? Und andererseits, wie oft ist in meinem Bewufstsein der Louvre oder ein anderer Teil von Paris symbolisch fürs Ganze? Wer sich alle diese Komplikationen klar macht, der wird einräumen, dafs es sich mit der „Dominosteintheorie" um einen sehr primitiven Schematismus, aber keineswegs um

---

darauf zulasse, dafs die Reproduktion durch die unmittelbare Berührungsassoziation zwischen ihnen bedingt sei. (Otto Selz, Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. 1913. S. 84/85.)

eine auch nur einigermafsen erschöpfende Beschreibung unseres Bewufstseinsverlaufs handelt.

Dafs die Berührungsassoziation nicht der wahre Kitt ist, der eine Gesamtheit von Erlebnissen zusammenschmiedet, geht auch vor allem aus der Art hervor, wie unser Gedächtnis gröfsere Erlebniskomplexe aufbewahrt. Ich nehme an, wir werden aufgefordert zu erzählen, wie wir den gestrigen Tag verbracht haben oder wie der Inhalt des Wilhelm Meister verläuft. Wäre nun wirklich die Berührungsassoziation der einzige und wichtigste Gedächtnishebel, so müfste unser Gedächtnis die Erlebnisse der Reihe nach abspulen, wie eine Phonographenwalze ihre Worte vorbringt; es wären keine Sprünge und keine Umkehrungen möglich! Statt dessen verhält sich alles ganz anders. Sollen wir den gestrigen Tag erzählen, so treten uns wahrscheinlich zunächst einige besonders markante Erlebnisse ins Gedächtnis, von denen aus wir, vorwärts und rückwärts weitergreifend, allmählich den Zusammenhang konstruieren. Ähnlich ist's mit der Inhaltsangabe des „Wilhelm Meister". Mir fallen zunächst einige Namen ein: Marianne, Aurelie, Serlo, Mignon, ganz ohne feste Reihenfolge, um deren jede sich eine Gefühlseinstellung, z. T. auch mit vagen Einstellungen auf stark gefühlsbetonte Situationen, gruppiert. Von diesen markanten Punkten aus, nach vorwärts und rückwärts blickend, konstruiere ich ungefähr den Zusammenhang. Wohlgemerkt, ich konstruiere! Der Zusammenhang, die Berührung, ist nicht etwa das Gegebene! Im Gegenteil, selbst wenn ich alles zusammengetragen habe, bemerke ich vielleicht, wenn ich nun das Original hole, dafs grofse Lücken geblieben sind, ganz frei erfundene Übergänge, so dafs die ursprüngliche Kontinuität auf keinen Fall der Faden gewesen sein kann, auf dem sich die Erlebnisse aufreihten. Dafs die andere Hilfe, die uns die Assoziationstheorie liefert, die Ähnlichkeit, noch viel weniger hilft, liegt auf der Hand. Man sieht also: die Assoziationslehre versagt vollkommen diesem Fall gegenüber, aus dem wir nur die Erkenntnis hier herausheben wollen, dafs sehr wesentlich die Gefühle und Stimmungen sind, die einzelne Gestalten und Situationen wie ein Dunstkreis umgeben, aus dem dann klarere Bilder und Situationen herauszulösen sind.

Und nicht besser steht es mit der „Ähnlichkeitsassoziation“. Ich gebe zunächst ein Beispiel, das von einer Wahrnehmung ausgeht. Ich sehe einen Herrn C. auf der Straſse, der mich an Nietzsche erinnert, da er nach allgemeinem Urteil Nietzsche sehr ähnlich sein soll. Was geht in mir vor? Gewiſs kann eine „Vorstellung“ Nietzsches in mir auftauchen, es ist das aber durchaus nicht nötig. Im Gegenteil, was in mir auftaucht, ist vielleicht der Name, das heiſst die „Sprachvorstellung“, die indessen, wie wir gezeigt haben, keine reproduktive Vorstellung, sondern eine Bewegung (mit akustischer Folgeerscheinung) ist und vor allem nicht allein genügt, um den „Begriff“ auszumachen. Das Wort ist noch lange kein Begriff, sondern flatus vocis; Begriff wird es erst, wenn jener Umkreis von Gefühlen und Tätigkeitsdispositionen hinzutritt, den wir in seiner Gesamtheit als „Verständnis“ bezeichnen. So ist es auch in dem Falle, wo mich Herr C. an Nietzsche erinnert: ich stelle mir Nietzsche nicht daneben vor (das wird meist in solchen Fällen eher die Verschiedenheit als die Ähnlichkeit uns ins Bewuſstsein bringen), sondern ich werde auf Nietzsche eingestellt, d. h. es tritt eine Disposition auf, die sich im Bewuſstsein als ein vages Gefühl einer Richtung bezeichnet, die auf Nietzsche geht, und die durch das Wort nur stabilisiert wird! Ich wüſste gar nicht anzugeben, welche Vorstellung aus der zahllosen Fülle von Inhalten, die sich mir mit Nietzsches Namen verknüpfen, aufgetaucht wäre. Wir haben also keine Verknüpfung von Vorstellungen, sondern nur eine Einstellung, die durch eine Ähnlichkeit der Objekte veranlaſst ist.

So hat auch Schumann[1] beim Vergleichen von Gewichten gefunden, daſs durchaus nicht etwa die „Vorstellung“ des zu vergleichenden Objektes nötig war. Auch hier wird man sagen können, daſs der Vergleich sich nicht im intellektuellen, sondern im motorischen Teil unseres Ich abspielt. So wenig aber wie beim Vergleichen ist auch bei dem Ähnlichkeitsbewuſstsein eine sich assoziierende Vorstellung nötig.

---

[1] Schumann, Beiträge zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen. *Zeitschr. f. Psychol.* **30**, S. 241.

Ja, wie bereits gesagt, es kann oft das Auftreten einer klaren Vorstellung uns erst überzeugen, daſs eine wirkliche Ähnlichkeit überhaupt nicht vorhanden ist, daſs jene „Einstellung“ irrtümlich war.

Andererseits erleben wir es aber oft, daſs uns eine Wahrnehmung gerade daran *hindert*, eine ähnliche Vorstellung hervorzurufen. Wir sehen z. B. Herrn C. und sollen nun angeben, welche Züge in seinem Gesicht Nietzsche ähnlich und welche unähnlich sind. Gewöhnlich wird man, von groben Äuſserlichkeiten abgesehen, in solchem Falle gar nichts angeben können. Das kann einmal daher rühren, daſs wir überhaupt keine klare Vorstellung haben (die dann also auch kaum der wirkliche Hebel der Assoziation sein konnte), es kann aber auch daher kommen, daſs durch die Wahrnehmung die ähnliche Vorstellung nicht hervorgerufen, sondern gerade gehemmt wird, indem sich jene gleichsam vor sie stellt. Wir haben verwandte Erscheinungen beim Sprechen: wenn wir uns auf einen Namen besinnen, so kann uns ein zufällig gehörter ähnlicher höchst hinderlich sein, den richtigen zu finden. Alle diese Fälle zeigen, daſs zum Zustandekommen eines Ähnlichkeitsbewuſstseins Vorstellungen nicht erforderlich sind.

Das gilt auch für alle die Fälle, wo deutlich zuerst das Gefühl einer Ähnlichkeit und eine ungefähre Einstellung auftritt, wo jedoch die betreffende Vorstellung gerade *gesucht* wird. Neulich ging z. B. auf der Straſse ein Herr vor mir, dessen Gang und Haltung mich aufs intensivste an jemand erinnerte, ohne daſs ich mir klar wurde, an wen er mich gemahnte. Erst ein völliges Hingeben an jenes Gefühl, ein langes Nachbohren im Gedächtnis brachte mir die Klarheit, daſs es mein verstorbener Freund E. war, an den jener Straſsenwanderer mich erinnert hatte. Hier kann also nicht die Ähnlichkeit der *Vorstellungen* das Ähnlichkeitsbewuſstsein hervorgerufen haben, denn das Gefühl der Ähnlichkeit war lange schon da, *ehe* die Vorstellung da war. Ja, häufig kann dieses verknüpfende Gefühl noch viel bestimmtere Formen annehmen, kann irgendeine spezifische Zeit- oder Situationsstimmung sein, aus deren Dunstkreis erst ganz allmählich jene Vorstellung hervortaucht, was sie manchmal auch *nicht* tut; denn es kann sehr oft der Fall eintreten, daſs ich mir in

solchem Falle nicht mehr das Bild des Betreffenden erwecken kann. Wie oft kommt es vor, dafs wir in der Zeitung einen Namen lesen, einen Namen, der sich uns sofort mit einem dichten Kranz von Erinnerungsgefühlen umgibt, ohne dafs wir irgendeine deutliche Vorstellung mit jenem Namen zu verknüpfen vermögen.

So werden die poetischen Gleichnisse in der Regel als Ähnlichkeitsassoziationen erklärt. Indessen taucht in den meisten Fällen eine zweite Vorstellung überhaupt nicht auf, sondern nur ein Gefühl, eine Stimmung, tritt hinzu. Man nehme die bekannte Stelle aus dem 19. Psalm: „Die Sonne tritt hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen ihren Weg.“ Nehmen wir einmal an, dafs dem Dichter wirklich das anschauliche Bild eines Bräutigams vorgeschwebt habe (was nach meinen Nachprüfungen beim Leser in der Regel überhaupt nicht oder nur ganz verworren geschieht[1]), so ist er ganz sicherlich nicht durch eine Ähnlichkeit der reproduzierten Vorstellung eines Bräutigams mit der aufgehenden Sonne dazu gekommen. Meine Phantasie wenigstens ist nicht fähig, eine Ähnlichkeit der Vorstellungen zu konstatieren. Es kann also nicht die Ähnlichkeit der Vorstellungen der Hebel des Assoziationsprozesses gewesen sein, sondern das verwandte Gefühl leitete die Gedanken des Dichters in eine neue Richtung. Wir haben hier also einen Fall, wo keine Ähnlichkeit (auch keine Kontiguität) zwischen den assoziierten Vorstellungen besteht, wo vielmehr das Gefühl zur Verstärkung des ursprünglichen Inhalts sich weiter ausbreitet und einen neuen Inhalt von verwandtem Stimmungsgehalte schafft. Die Assoziationspsychologie sieht im Gefühle nur einen nebensächlichen Begleitton, von dem man natürlich nicht annehmen kann, dafs er irgendwie aktiv werde. Auch ist, wenn alle Gefühle nur aus Lust-Unlust bestehen und gar nicht spezifiziert sein sollen, nicht einzusehen, wie sie irgendwie determinierend auf den Vorstellungsablauf wirken sollen. — Wenn alle Gefühle nur jene ganz allgemeinen, unqualifizierten Begleittöne der Vorstellungen sind, also nur die allgemeine Lust- oder Unlustfärbung, so können die Gefühle kaum als ähnlichkeitsbestimmende Faktoren in Betracht kommen, denn dann müfste sich so ziemlich die Hälfte aller existierenden Dinge jedesmal herandrängen. Uns scheint dagegen ein ganz bestimmtes gemeinsames Gefühl, das beiden Inhalten zukam, das Gefühl des frischen, frohen, strahlenden Hervortretens, die ziemlich deutliche Richtung für den Gedankenverlauf im Dichter zu bezeichnen.

---

[1] Personen, die auf erste Anfrage behaupten, sie sähen das Bild visuell, werden meist selber irre, sobald man sie fragt, wie der Bräutigam denn ausgesehen habe, wie er bekleidet gewesen sei. Dann zeigt sich, wie unklar und nebensächlich eine Vorstellung selbst dort ist, wo ihr Dasein behauptet wird.

Bei den weitaus meisten poetischen Vergleichen, die doch nach der Meinung der meisten Assoziationspsychologen aus der Ähnlichkeitsassoziation[1] geboren werden, fehlt meines Erachtens die Ähnlichkeit des anschaulichen Elementes nicht nur, sie zerstört gar oft die Wirkung. Für den Dichter sind wir natürlich immer auf Schlüsse angewiesen. Die nachschaffende Phantasie des Lesers dagegen rekonstruiert nachweisbarermafsen die zweite anschauliche Vorstellung durchaus nicht immer. Häufig würde sogar die Wirkung dadurch zerstört, würde oft ins Lächerliche verkehrt. Wenn wir lesen: „der Ritter kämpfte wie ein Löwe", wer stellt sich da wirklich einen kämpfenden Löwen vor, zumal man meist nie einen im Kampf gesehen hat? Für mich genügt nur ein vager Gefühlston, der an das Wort Löwe geknüpft ist und nun in die Vorstellung des kämpfenden Ritters übergeht. Auch läfst sich, zumal bei einem so banal gewordenen Gleichnis, sehr wohl denken, dafs dem Dichter nicht die Ähnlichkeit des Bildes vorgeschwebt hat, sondern nur ein vages Gefühl, das die geläufige Wortverbindung hervorrief.

Dafs aber in vielen Fällen die Ausmalung des Gleichnisses die poetische Wirkung überhaupt zerstören würde, ist bereits erwähnt. Man nehme nur alle die Dinge, womit menschliche Schönheit gewöhnlich verglichen wird: Lippen wie Kirschen, Augen wie Mandeln, eine Haut wie Milch und Blut, das sind alles noch Dinge, die ganz gebräuchlich sind! Aber man versuche ja nicht, Ernst zu machen mit der Anschauung! Und derartiges und noch viel Kühneres begegnet uns bei jedem Dichter. Wenn z. B. Homer von Odysseus sagt:

καὶ δὲ κάρητος
οὐλὰς ἦκε κόμας, ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοῖος (Od. VI 229).

Oder wenn es bei Shakespeare von Julia heifst:

Her beauty hangs upon the cheek of night
As a rich jewel in an Ethiop's ear:
Beauty too rich for use, for earth too dear!
So shows a snowy dove trooping with crows,
As yonder lady o'er her fellows shows. —

Wir mögen gerne dem liebestollen Romeo seine extravagierende Phantasie glauben, aber es würde doch, wollten wir uns die Anschauung wirklich genau ausmalen, also eine Ähnlichkeit wirklich herstellen, die beabsichtigte Wirkung ins Lächerliche verkehren. Es kommt nur auf ein Gefühl an, und wahrscheinlich sind es auch nur vage Gefühlswerte gewesen, nicht wirkliche Ähnlichkeiten, die in der Phantasie des Dichters den jungen Edlen seine Schöne mit einem „reichen Juwel auf eines Negers Ohr" oder als eine „Taube zwischen Krähen" sich vorstellen liefs. —

Überall also Assoziationen der Ähnlichkeit, ohne Vorstellungen! Denn selbst, wenn man hier an Wortvorstellungen

[1] So z. B. auch Ribot (Essai sur l'Imagination créatrice 2. Ed. S. 22), der sonst die wesentliche Bedeutung motorischer und affektiver Faktoren sehr wohl erkannt hat.

dächte, so wird doch niemand eine Ähnlichkeit zwischen diesen Wortvorstellungen konstatieren können! Die Ähnlichkeit liegt allein in den Gefühlen, und diese verbreitern und steigern sich gleichsam in neuen gefühlsstarken Worten, um dem ersten Gefühle noch mehr Wirkung und Gewicht zu verleihen. Denn es ist das Wesen des poetischen Gleichnisses, das Gefühl zu verstärken und zu steigern, nicht etwa der bildhaften Phantasie des Lesers neues Material zuzuführen.[1] Sprachliche Ähnlichkeiten bedingen den Vorstellungsverlauf höchstens bei Geisteskranken.

Wir stellen also fest, dafs es sich bei den Fällen der sog. Ähnlichkeitsassoziation sehr oft gar nicht um zwei Vorstellungen handelt, sondern meist blofs um ein sich assoziierendes Gefühl, oft auch eine Willensregung, dafs die Vorstellung, wenn sie überhaupt auftritt, jedoch nur sekundär ist.

4. Ich gehe nun zu einer Kritik der objektiven Assoziation über, d. h. derjenigen, welche Assoziation als äufsere Teilbedingung der Reproduktion fafst, für die also eigentlich die Objekte der äufseren Wahrnehmungen assoziiert sind. Ich gebe das Beispiel, das R. Semon ausführlich analysiert hat[2]: „Wir stehen am Golf von Neapel, vor uns sehen wir Capri liegen, neben uns spielt ein Leiermann auf einem grofsen Pianoforteleierkasten, aus einer benachbarten Trattorie dringt ein eigentümlicher Ölgeruch zu uns herüber, die Sonne brennt uns heifs auf den Rücken, und unsere Schuhe, in denen wir stundenlang herumgelaufen sind, drücken uns.“ Wenn nun später wieder jener Geruch empfunden wird, so taucht auch das Bild von Capri wieder auf. Indessen werden, wie auch Semon zugibt, die Melodie des Leierkastens, der Sonnenbrand, der Druck der Schuhe keineswegs durch einen späteren Ölgeruch wiedererweckt und können auch ihrerseits, wenn sie als neue Reize auftreten, keine Erinnerungsbilder von Capri wecken. — Nun meint zwar Semon, dafs diese anderen Eindrücke auch ihre Spuren hinterlassen hätten, doch scheint mir der Beweis dafür zweifelhaft, denn die Erinnerung

---

[1] Vgl. dazu: Dessoir, Ästhetik. 1904. Th. A. Meyer, Das Stilgesetz in der Poesie. 1898. Ferner meine Poetik 1914.

[2] R. Semon, Mneme. 1911. S. 121.

daran durch den Hinweis eines Freundes kann unter Umständen auch eine Suggestion sein. Davon übrigens später. —

Mir scheint gerade dieses Beispiel der beste Beleg dafür zu sein, daſs nicht bloſs das äuſsere Zusammensein der Reize genüge, um eine Assoziation zu bilden. Wäre das so, so müſsten in gleicher Weise auch der Sonnenbrand oder der Druck der Schuhe reproduziert werden, was aber nicht geschieht. Das aber beweist, daſs die objektive Assoziation, d. h. das Zusammenauftreten der Reize nicht genügt, um später den anderen Eindruck zu reproduzieren, wenn der eine neu erregt wird. Es muſs nämlich, und das wird meist von der Assoziationspsychologie übersehen, bereits eine Vereinheitlichung in der Wahrnehmung vollzogen worden sein, d. h. in Wirklichkeit waren es für unser Bewuſstsein gar nicht zwei getrennte Eindrücke, sondern ein einheitlicher Eindruck, was sich dem Gedächtnis eingeprägt hat. Die Frage ist also gar keine der Reproduktion, sondern eine solche der Wahrnehmung. Es handelt sich nicht darum, wie ein äuſserer Eindruck a die Reproduktion β eines früher mit a verknüpft gewesenen Eindrucks b mit sich bringt. Es handelt sich vielmehr darum: wie kam es, daſs die äuſseren Eindrücke a und b so miteinander sich verknüpften, daſs sie eine solche Einheit bildeten, damit immer das Aufleben der einen Hälfte die Reproduktion der anderen nach sich zieht?

Diese Vereinheitlichung kann weder in den Objekten noch in den von ihnen erregten Empfindungen allein gesucht werden; sie ist eine subjektive Zutat, eine Reaktion, eine Stellungnahme unseres Ich. Es ist eine gemeinsame Stimmung, die beide Empfindungen verknüpft und zu einer Einheit zusammenschmilzt. Der Ölgeruch ging darum mit dem Bild von Capri eine so enge Verbindung ein, weil beide durch ihre gemeinsame Stimmung (Gerüche sind ja bekanntlich sehr stark stimmungwirkend) sich verbanden, während der Druck der Schuhe ebensogut auf dem Montblanc oder auf Spitzbergen verspürt werden konnte. In unserem Falle aber lag eine gewisse spezifische Stimmung beiden Eindrücken zugrunde, so daſs sie zu einer Einheit verschmolzen. Irgendwie muſs in uns durch eine solche gemeinsame Stellungnahme die Mehrheit der Eindrücke zu einer Einheit verschmelzen, so daſs

später ein Sondereindruck die anderen reproduzieren kann. Auch der Kontrast kann so wirken, daſs infolge eines lebhaften Unlustgefühls des Nichtzusammenpassens ebenfalls eine Art von Einheit zustande kommt. Die Hauptsache aber ist, daſs eine Einheit sich bildet. Diese Vereinheitlichung aber ist keine objektive, sondern eine solche unseres subjektiven Erlebens.

Übrigens lassen sich von diesem Standpunkte aus auch noch einige andere Beispiele beleuchten, die Semon gibt.[1] Er spricht davon, daſs oft ganz gleichgültige Eindrücke später mitreproduziert werden. Er schreibt: „Eine meiner frühsten Erinnerungen ist das Bild eines Gartens in Kreuznach, in dem ich als etwa dreijähriges Kind von einer Wespe gestochen wurde. Noch heute könnte ich die Lage der Beete und die Verteilung der Rosenstämme und meine Stellung zu denselben im Moment, als ich gestochen wurde, aufzeichnen.“ — Jedermann wird sich derartiger Tatsachen aus eignem Erinnern entsinnen. Indessen scheint mir die Fragestellung, mit der Semon an diese Tatsache herankommt, nicht die rechte. Es handelt sich gar nicht darum: Warum waren diese Dinge assoziiert? Sie waren eben nie getrennt! Sie waren eine Einheit, die infolge des irradiierenden Gefühls, dessen Bedeutung Semon mit Recht hervorhebt, zusammenschmolzen. Erst die spätere Reflexion trennte einen Teil der Eindrücke als unwesentlich ab. Die Erinnerung aber beschwört, sobald ein Teil des Gesamteindrucks erweckt wird, auch den Rest herauf. Im Grunde liegt der ganzen Anschauung jener Irrtum zugrunde, daſs sich unsere Erlebnisse aus Teilen zusammensetzten, während wir sie von vornherein als Einheit erleben, eine Einheit, die infolge unserer gemeinsamen subjektiven Reaktionen, Stimmungen, Gefühle, Strebungen usw. entsteht.

Wir können also sagen, daſs das Mitreproduzieren von Eindrücken überhaupt gar kein Problem ist, weil die angeblich durch Gleichzeitigkeitsassoziation verknüpften fälschlich so bezeichneten „Teileindrücke“ für unser Bewuſstsein immer eine Einheit gebildet haben und von vornherein als Einheit apperzipiert wurden. Die Schwierigkeit der Frage liegt viel-

[1] a. a. O. S. 122 f.

mehr nicht sowohl in der Assoziation als in der Dissoziation. Nämlich, warum wird nicht immer die Vorstellung β mit α reproduziert, sondern manchmal γ oder δ? Fasse ich also die Assoziation im objektiven Sinne, so ist nicht sie das Problem für die Erklärung des Bewufstseinsverlaufs, sondern gerade ihre Durchbrechung.

Ganz ebenso liegt es mit der sog. Ähnlichkeitsassoziation, wenn wir sie objektiv, als Ähnlichkeit, d. h. als partielle Übereinstimmung der Objekte, fassen. Hier nämlich läfst sich sagen: es ist keineswegs eine Notwendigkeit, dafs objektiv ähnliche Dinge einander reproduzieren. Mag also abc dem Objekt abd ähnlich sein, so ist keineswegs gesagt, dafs mir darum abd einfällt. Wenn mich ein Objekt an ein anderes erinnert, dieses „mitreproduziert", so ist das keineswegs eindeutig bestimmt durch die objektive Tatsache der partiellen Übereinstimmung, sondern liegt ganz an meiner subjektiven Stellungnahme, meiner subjektiven Reaktion. Es gibt Melodien, die sich objektiv bis auf wenige Töne ähnlich sind und niemals aneinander erinnern, weil durch jene kleinen Ausweichungen die Stimmung, d. h. die subjektive Wirkung, ganz geändert ist. Dagegen kann mich ein Beethovensches Adagio sehr lebhaft an ein anderes Adagio Beethovens erinnern, mit dem es kein Intervall gemein hat, sondern nur die Stimmung, die subjektive Reaktion. Diese ist es denn auch, die zwei Eindrücke zusammenbringt.

Ganz unrichtig ist es, wenn man die Ähnlichkeit als partielle, objektive Gleichheit fafst. Das kann so sein. Ausschlaggebend aber ist nicht die objektive Gegebenheit, sondern die subjektive Reaktion. Wie es Dinge gibt, die sehr viel gemein haben, ohne dafs wir sie als „ähnlich" empfinden, so gibt es andere, die gar nichts Objektives gemein haben und doch subjektiv als ähnlich empfunden werden. Ich erinnere an jene fast allgemeinen Ähnlichkeitsverknüpfungen, die uns einen tiefen Ton der Musik als dunkel, einen hohen als hell bezeichnen lassen. Objektiv ist da überhaupt keine Ähnlichkeit vorhanden; es ist eine subjektive Reaktion, die verknüpfend wirkt. Oder man denke gar an jene Beispiele, wo der Ton a als blau, der Ton d als gelb und fis als violett erlebt werden. Wo ist da die objektive, partielle Gleichheit?

Auch hier hat man neuerdings mit Recht gemeinsame Gefühlsreaktionen als Bindeglieder angesehen.[1]

Überhaupt ist es nur konsequent, wenn man, wie das Külpe tut, bei objektiver Trennung des Assoziationsbegriffs, die Ähnlichkeitsassoziation als besonderes Gesetz überhaupt fallen läfst. Mit vollem Rechte weist Külpe eine ganze Reihe von Fällen, die man sonst als Ähnlichkeitsassoziationen erklärte, zurück, wie die, wo ein Porträt etwa an ein Original erinnern soll. Er schreibt: „Nach meiner Beobachtung wird durch das Porträt überhaupt nicht die Vorstellung eines Originals unmittelbar angeregt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil beide Bewufstseinsinhalte sich gar nicht nebeneinander entwickeln können, und es für die Erinnerung genügt, der Umstände, der Benennungen, zu gedenken, die von dem Original gelten. Es findet eine derartige Erneuerung oder Verdoppelung hier ebensowenig statt wie beim Wiedererkennen. Nicht also das Ähnliche erinnert hier an das Ähnliche, sondern es hat den nämlichen Effekt wie dieses, es reproduziert die gleichen Worte, Vorstellungen usw. —“[2]

Wir können diesen Anschauungen durchaus zustimmen und setzen sie in Parallele zu unserer Erklärung der Berührungsassoziation. Hier wie dort sind die äufseren Gegebenheiten an sich gar nicht ausschlaggebend; es kommt in beiden Fällen auf die subjektive Reaktion an. Das heifst mit anderen Worten: Fasse ich die „Assoziation“ als Zusammensein der Objekte, so ist ausschlaggebend, ob sie als eine Einheit apperzipiert worden sind, resp. ob sie die gleiche subjektive Reaktion hervorrufen und dadurch als „ähnlich“, d. h. als eine partielle Einheit, subjektiv erlebt werden. In beiden Fällen aber erklärt die objektive Assoziation den Bewufstseinsverlauf gar nicht, im Gegenteil, die Probleme des Bewufstseinsverlaufs liegen dann nicht in der Assoziation, sondern in der Dissoziation.

5. Gehen wir nun in unserer Kritik der Assoziationslehre zu der subjektiven Fassung, also den verknüpfenden Funktionen über und betrachten von diesem Standpunkte die

---

[1] Wehhofer, Über das Farbenhören. *Zeitschr. f. angew. Psychol.* 7.

[2] Külpe, Grundrifs der Psychologie, S. 197.

sog. Berührungsassoziation, bei der eine Vorstellung a eine Vorstellung b nach sich ziehen soll, wenn sie einmal in räumlicher oder zeitlicher Kontiguität aufgetreten sind.

Nun ist hier zunächst zu sagen, dafs für diejenigen, welche die „Assoziation“ als den verknüpfenden Vorgang zwischen den einzelnen Vorstellungen ansehen, eine Berührungsassoziation überhaupt nicht in Betracht kommen dürfte, denn die Verknüpfung war hier längst vor den einzelnen Vorstellungen. Als psychische Funktion käme höchstens ein Zerlegen eines Gesamteindrucks mit nachherigem Wiederzusammensetzen in Betracht, nicht ein Verknüpfen von ursprünglich getrennten Einzelvorstellungen. Es handelt sich also hier nicht um ein Verknüpfen von getrennten Einzelheiten, sondern um ein ins Bewufstseinziehen eines gröfseren Zusammenhangs, der aber bereits als Einheit vorhanden war.

Indessen liegt hier nicht das wahre Problem. Dieses ist vielmehr ein ganz anderes. Wenn a und b verknüpft waren, so ist (a + b) eben ursprünglich eine Einheit gewesen, und es handelt sich um eine blofse Erweiterung oder Verschiebung des Bewufstseinsfeldes, ohne dafs mit den Inhalten eine Änderung nötig war. Das wahre Problem aber ist das: warum tritt nach a nur b ins Bewufstein und nicht c oder n, da in der Regel a nicht blofs mit b, sondern mit vielen anderen Inhalten in Berührung steht? Das Problem des Bewufstseinsverlaufs ist also kein Problem der Verknüpfung, sondern ein Problem der Auswahl unter vielen Möglichkeiten. Die „Verknüpfung“ war nur eine Bedingung, die vorhanden sein mufs in dem Augenblick, wo das Bewufstsein weiterschreitet. Wir stünden also hier den Gedächtnisinhalten mit derselben Frage gegenüber, die wir oben in bezug auf die Inhalte, die uns durch die Sinne vermittelt werden, stellen mufsten, d. h. mit der Frage nach der auswählenden und betonenden Funktion. Wie dort unter einer Menge von durch die Sinne vermittelten Empfindungen eine Auswahl getroffen wurde, so hier unter den im Geiste potentiell vorhandenen Inhalten. Und zwar ist die Frage die, warum das Bewufstsein b herausgreift, nachdem es eben a hervorgehoben hatte. —

Ebenso verhält es sich mit der Ähnlichkeitsassoziation. Auch hier ist nicht nur eine Ähnlichkeit vorhanden, sondern

stets unendlich viele. Auch hier ist das Problem des Bewufstseinsverlaufs nicht das einer Verknüpfung, einer Assoziation, sondern einer Dissoziation. Ich nehme als Beispiel eine Farbe, etwa ein sattes Blau. Beim Anblick desselben denke ich an ein ähnliches Blau, das ich im jonischen Meere gesehen habe. Die Frage des Vorstellungsverlaufs ist nun nicht etwa die: was verknüpft das Blau mit jener Vorstellung, sondern: warum erinnert es mich nicht an jene anderen Dinge, denen es auch ähnlich sieht? Es hat ja auch die Farbe einer Vase, die ich besitze, es hat auch die Farbe des Enzians, es hat auch die Farbe eines Frauenkleides auf einem Bilde des Palma Vecchio. Wäre die Ähnlichkeit das Bindeglied, so müfste sie alle diese Dinge in mir wachrufen. Das aber geschieht nicht, sondern es wird nur eine einzige Ähnlichkeit herausgegriffen. Die Ähnlichkeit ist also nicht die verknüpfende Funktion; die Ähnlichkeit, als subjektive Disposition, ist nur eine Vorbedingung für den Bewufstseinsfortgang, ist bereits gegeben als ein Irradiieren des Gefühlstons. Die Hauptfrage des Bewufstseinsfortgangs ist gerade die Auswahl unter den vielen Ähnlichkeitsmöglichkeiten, die ebensogut bestanden.

6. Sowohl bei der Berührungsassoziation wie bei der Ähnlichkeitsassoziation hatte sich uns ergeben, dafs das eigentliche Problem des Bewufstseinsfortgangs keineswegs in der Verknüpfung, sondern im Gegenteil in der Auswahl liegt, die unter den zahllosen möglichen Verknüpfungen getroffen wird. Die Verknüpfung ist bereits gegeben, die meisten Vorstellungen sind mit zahllosen anderen durch Ähnlichkeit oder Berührung verbunden. Hier liegt also keine Schwierigkeit, sondern diese ist gerade in der Ausschaltung aller anderen Assoziationen bis auf eine einzige zu suchen.

Das Problem hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem der analytischen Funktion der Wahrnehmung, und die Lösung, die der Assoziationismus dafür bereit hat, steht denn auch in Parallele mit der dort gegebenen. Auch hier unterscheidet Ziehen, den ich wiederum als typisch nehme, vier Punkte, die z. T. den dort aufgestellten entsprechen. Es sind die vier Momente der 1. assoziativen Verwandtschaft, 2. der Deut-

lichkeit der latenten Erinnerungsbilder, 3. des Gefühlstons und 4. der Konstellation.

Was zunächst die assoziative Verwandtschaft betrifft, so haben wir bereits davon gesprochen und gezeigt, dafs es sich z. T. gar nicht um zwei getrennte Phänomene, sondern um eine Einheit handelt. Dort aber, wo es sich um zwei verschiedene Phänomene handelt, ist es meist ein Gefühl, das sie zusammenbindet.

Mit der Deutlichkeit, die bei der Ähnlichkeitsassoziation eine Hauptrolle spielen soll, namentlich beim Wiedererkennen, hilft sich die Assoziationspsychologie besonders schlecht. Denn von der „Deutlichkeit" bei latenten Vorstellungen zu reden, ist an sich eine grobe Contradictio in adjecto. Aber auch sonst sind schwere Bedenken dagegen; es ist für das Wiedererkennen absolut nicht nötig, dafs man eine deutliche Vorstellung habe, die meisten Leute haben sogar nachweisbar überhaupt keine. Sehr viele Menschen, die täglich hundertmal die grofsen gotischen Drucklettern lesen und wiedererkennen, haben nicht die geringste deutliche Vorstellung eines grofsen R oder B des gotischen Alphabets. Und wie oft bilden wir Ähnlichkeitsassoziationen, bei denen wir die assoziierte Vorstellung gar nicht assoziieren können, wo nur alles mögliche drum und dran, ein Name, Stimmungen usw. sich assoziieren! Und oft genug, im Besinnen usw. wird gerade die Undeutlichkeit der Vorstellung der bestimmende Faktor. Ich glaube, dafs die Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Vorstellung für die normale Vorstellung ebenso unwesentlich ist wie für die fixe Idee, worüber nachher ausführlich zu sprechen sein wird. Nur insofern ist etwas Richtiges daran, als ein kürzlich vergangenes Erlebnis sich uns leichter aufdrängt als ein längst vergangenes. Indessen mufs man auch hier nicht in der Vorstellung selber den Grund für die leichtere Assoziierbarkeit suchen, sondern in den sie begleitenden Gefühlen. Oft kann ich mir ein längst vergangenes Erlebnis in den Einzelheiten noch ziemlich deutlich vorstellen, doch beeinflufst es mein Denken und Handeln gar nicht, weil eben die Gefühle fehlen oder abgeblafst sind, die es hineinziehen in den Bewufstseinsstrom. Das was uns als Frische und Lebendigkeit einer Vorstellung erscheint, ist tatsächlich

nicht ihre objektive Deutlichkeit, sondern eine stärkere Verknüpftheit mit unserem Fühlen und Handeln. Die Aktualität einer Vorstellung ist ihre Aktivität. Nur diejenigen Vorstellungen treten ins Bewufstsein, die mit unserem Handeln in Beziehung stehen, was sich im Bewufstsein meist durch ein Gefühl des Interesses, der Bedeutsamkeit usw. zu erkennen gibt. Wir können mit Bergson[1] annehmen, dafs durch die Tätigkeitstendenzen die Auswahl aus der Fülle der Vorstellungen bewirkt wird, man mufs aber hinzufügen, dafs sich dem Bewufstsein dieses zum Handeln Drängende darstellt als eine Gefühlsbetontheit. Diese mag manchmal oberflächlicher Betrachtung als gröfsere Deutlichkeit erscheinen, mag auch manchmal als sekundäre Folge die deutlichere Ausmalung nach sich ziehen. Dasjenige, was die Vorstellungen ins Licht des Bewufstseins rückt, ist jedoch nicht in der Qualität ihres Inhalts selbst zu suchen, wie der Assoziationismus will.

Als dritten Faktor läfst Ziehen den Gefühlston der Vorstellungen zu.[2] „Vorstellungen, welche von lebhafteren Gefühlstönen, sie seien positiv oder negativ, begleitet sind, haben stets gröfsere Chancen in dem Wettbewerb der Ideenassoziation . . . aus ihrer Latenz herauszutreten. Denken Sie an die Universitätsstadt, in welcher Sie früher gewesen sind: die Wortvorstellung des Namens der Stadt wird in der übergrofsen Mehrzahl der Fälle Sie zuerst an das Angenehme und Unangenehme erinnern, was Sie dort erlebt haben: alle von irgend erheblicheren Gefühlstönen begleiteten Erinnerungsbilder werden Ihnen zuerst auftauchen —."

Nun werden wir ja gewifs das nicht leugnen; im Gegenteil, wir werden nachweisen, dafs Gefühle die hauptsächlichsten Faktoren für die Auswahl unter den möglichen Assoziationen sind. Nur die Form, in der Ziehen seine Theorie gibt, scheint uns bedenklich. Für ihn ist der Gefühlston etwas den Vorstellungen an sich Anhaftendes, eine Eigenschaft. Es soll gewifs nicht bestritten werden, dafs manche Reproduktionen so regelmäfsig gewisse Gefühle erwecken, dafs ihre Verbindung fast als die von Substanz mit inhärierender Eigenschaft er-

---

[1] Bergson, Matière et Mémoire. Chap. II.

[2] Ziehen, a. a. O. S. 185.

scheint, wie z. B. „Frühling“ für die meisten Menschen lustbetont, „Mist“ oder „Kot“ unlustbetont sind.[1] Trotzdem ist das nicht immer so! Die meisten Reproduktionen erhalten ihren Gefühlston erst in dem Moment, wo sie in den Bannkreis des gegenwärtigen Erlebens treten. Ihr Passen oder Nichtpassen zu den Tendenzen, Trieben, Einstellungen, die im Augenblicke in meinem Ich dominieren, macht erst entscheidend ihren Gefühlscharakter aus. So können dieselben Reproduktionen, die gewöhnlich unlustbetont sind, einen anderen Wertcharakter bekommen, wenn sie der Situation, in der ich mich im Augenblick befinde, willkommen sind; so verliert „Mist“ seinen Unlustcharakter, sobald ich ihn brauche, um meinen Garten zu düngen.

Damit aber kommen wir bereits zu dem vierten Faktor, der „Konstellation“, den wir allerdings nicht ausschliefslich intellektualistisch fassen, sondern von dem wir zeigen werden, dafs auch für ihn Gefühle von ausschlaggebender Wichtigkeit sind. Im übrigen begreifen wir durchaus den Anklang, den dieser Begriff in der Psychologie gefunden hat.

Ziehen erklärt ihn folgendermafsen: „Seien b, c, d, e, f fünf latente Vorstellungen, die vor allem als Nachfolgerinnen von a in Betracht kommen. Diese Vorstellungen b, c, d, e, f stehen meist selbst untereinander durch direkte oder indirekte Assoziationsbahnen in Verbindung. Nun kommt ein wichtiges Gesetz, welches wir der allgemeinen Nervenphysiologie entnehmen, zur Geltung. Dieses läfst sich für unseren Zweck so ausdrücken: Wenn in zwei durch eine Leitungsbahn verbundenen Rindenelementen b und c eine Erregung von bestimmter Gröfse, z. B. von der Gröfse m in a und von der Gröfse n in b besteht, so können sich die beiden Erregungsgröfsen gegenseitig modifizieren. Diese Modifikation kann sowohl in einer Hemmung wie auch in einer Anregung bestehen. Kehren wir nun zu unseren latenten Vorstellungserregungen b, c, d, e, f zurück, welche alle gewissermafsen psychisch

[1] Wir haben oben darauf hingewiesen, dafs diese Verbindung so eng sein kann, dafs Gefühle ganz wesentliche Elemente der Begriffsbildung ausmachen. Damit ist aber keineswegs gesagt, dafs hier nicht Umkehrungen stattfinden können. Der wirklich erlebte Begriff ist in jedem Augenblick ein neues, keinem früheren ganz gleiches Erlebnis. Also selbst wenn ein reicher Bauer seinen Misthaufen, das Symbol seines Viehreichtums, mit Lustgefühlen betrachtet, so bleibt doch noch eine Reihe weiterer Gefühle und Stellungnahmen daneben, die genügen, die Identität des Begriffs zu konstituieren.

zu werden begehren. Diese stehen dem eben angegebenen Gesetz zufolge sämtlich untereinander in einem komplizierten Verhältnis gegenseitiger Hemmung und Anregung.[1] Diese gegenseitige Hemmung und Anregung hat nun zur Folge, daſs eine vorzugsweise von Hemmungen getroffene Vorstellung im Wettbewerb der Vorstellungen unterliegt, trotz gröſserer Deutlichkeit, trotz lebhafteren Gefühlstons und trotz starker assoziativer Verwandtschaft mit der Anfangsvorstellung a, während eine in diesen drei Punkten vielleicht sogar ungünstiger gestellte Vorstellung vermöge der Abwesenheit solcher Hemmungen und begünstigt von Anregungen siegt, d. h. auf die Anfangsvorstellung a folgt.“[2] Leider sind bei dieser fast ganz hypothetischen Konstruktion vor allem die Begriffe Anregung und Hemmung ziemlich unklar. Auch ist die ganze Verknüpftheit der Vorstellungen (die unrichtig als für sich bestehende Wesenheiten gefaſst sind) durch Leitungsbahnen bloſs hypothetische Konstruktion, die wohl ein geistreicher Versuch ist, sich die Wirkung der Vorstellungen aufeinander zu verdeutlichen, aber sich weder tatsächlich nachweisen läſst, noch auch alle Bedürfnisse einer solchen Theorie erfüllt.

Ebbinghaus, der den Begriff der Konstellation von Ziehen übernommen hat, glaubt mit diesen bewuſsten und unbewuſsten Reproduktionstendenzen die ganze Einheitlichkeit und Stetigkeit unseres Seelenlebens für gröſsere und kleinere Zeitabschnitte erklären zu können. Er gibt folgendes Beispiel: „Ich breche abends meine Arbeit ab, gehe aus und schlafe hinterher viele Stunden, ohne an sie zu denken. Am nächsten Morgen werde ich zunächst durch Ankleiden und Frühstücken, Briefe und Zeitungen mannigfach in Anspruch genommen und zerstreut, aber sobald ich mein gewohntes Arbeitszimmer betreten, den gewohnten Platz an meinem Schreibtisch eingenommen und meine letzten Aufzeichnungen flüchtig angesehen habe, ist alle Zerstreutheit verschwunden und die gestrigen Gedanken sind wieder da.“[3]

Mir scheint, dieses Beispiel läſst sich auch anders erklären als durch die hypothetische gegenseitige Hemmung und Förderung von Vorstellungen. Die Vorstellungen, die sich hier assoziieren, sind allerdings vorhanden, aber sie sind sekundäre Erscheinungen. Dasjenige, was die Einheit herstellt, ist eine festgehaltene Willenstendenz, eine spezifische Stimmung, die ihrerseits die Vorstellungen heranzieht. Denn das Bewuſstsein

---

[1] Es kommen namentlich noch die Hemmungen und Anregungen hinzu, welche die naszierenden Vorstellungen in ganz besonderem Maſse von seiten der früheren Vorgängerinnen von a, der vor kurzem aktuell gewesenen Vorstellungen erfahren. (Anmerkung Ziehens.)

[2] Ziehen a. a. O. S. 186.

[3] Ebbinghaus a. a. O. S. 699.

sagt uns nichts davon, daſs eine Vorstellung die andere hemmt oder fördert, abgesehen von dem Falle, wo starke Gefühlsmomente mitsprechen. Darum werden wir besser tun, die Konstellation nicht intellektualistisch, sondern vor allem durch Gefühle und Tendenzen zu erklären.

Hier möchte ich zunächst noch an einigen anderen, von Assoziationspsychologen gegebenen Beispielen dartun, daſs diese Beispiele sich besser nicht intellektualistisch erklären lassen. So führt Moskiewicz[1] folgendes an: „Ich höre in meinem Zimmer zwölf Uhr schlagen, und bald darauf höre ich Schritte vieler Menschen auf der Straſse; da weiſs ich, daſs es Schulkinder oder Arbeiter aus der Fabrik sind, die jetzt um zwölf Uhr nach Hause gehen. Würde ich es vorher nicht gerade zwölf Uhr haben schlagen hören, so könnte ich an ein vorbeiziehendes Militär oder an einen Straſsenauflauf denken.“

Mir scheint, es genügt vollkommen, um eine Erklärung dieses Beispiels herbeizuführen, die Zeitstimmung heranzuziehen, die unser Handeln immer begleitet. Diese ist verstärkt durch die Wahrnehmung des Zwölfuhrschlagens, doch genügt oft die bloſse zeitliche oder lokale Stimmung, um uns nichts Auffälliges in solch einem Lärm sehen zu lassen. Aus dieser gemeinsamen Zeitstimmung heraus läſst sich dann leicht auch die Vorstellung des Mittags heraufbeschwören, die aber nur zur Verdeutlichung dient, und deren Heranziehung eben durch das gemeinsame Gefühl möglich ist. Zwar macht Moskiewicz selber gerade bei Gelegenheit dieses Beispiels auf den Gefühlston aufmerksam, bemerkt aber dazu, er wolle davon absehen. Mir scheint jedoch, dadurch wird das Problem ins Unlösbare gezogen. Was er für sich anführt, daſs man beim zielbewuſsten Nachdenken von Gefühlen möglichst zu abstrahieren suche, scheint mir nicht zu recht zu bestehen. Man muſs hier scheiden, ob die Gefühle Inhalt des Nachdenkens sind oder bloſs die richtunggebenden und fixierenden Momente. Als Inhalt wird man sie gewiſs bei wissenschaftlichen Problemen usw. möglichst zurückdrängen, während sie beim Nachdenken des Dichters z. B. auch als Inhalte höchst wichtig sind. Als fixierende und richtunggebende Momente

[1] Moskiewicz, *Archiv f. d. ges. Psychol.* 18, S. 329.

jedoch sind sie bei allem Nachdenken wichtig, denn dasjenige, was auch das wissenschaftliche Problem als solches konstituiert, ist ein Gefühl, das sich zur verzehrenden Qual und Leidenschaft steigern kann. Davon jedoch später.

Nicht anders scheint es mir mit dem Beispiel Wahles[1] zu liegen, auf das Ziehen und andere zurückgreifen. Es war ihm lange keinerlei Erinnerung an Venedig aufgetaucht, obwohl das gotische Rathaus seiner Heimatstadt, an dem er oft vorüberging, mit dem Stabwerk an den Fensterbogen sehr wohl geeignet gewesen wäre, die Erinnerung an die Bogen der Arkaden des venetianischen Dogenpalastes wachzurufen. Das Rathaus brachte ihm zahlreiche andere Assoziationen, aber nie eine an Venedig. Plötzlich trat eines Tages beim Anblick des Rathauses das Erinnerungsbild des Dogenpalastes Wahle vor Augen. Er besann sich, und es fiel ihm ein, dafs er vor zwei Stunden bei einer Dame eine Brosche in der Form einer Venetianer Gondel gesehen hatte. Dies wird als Einflufs der Konstellation erklärt.

Nun hat es gewifs sein Schwieriges, Beispiele anderer, die man nicht zur Befragung zur Hand hat, zu analysieren. Trotzdem scheint mir aus diesem Beispiel nicht im geringsten hervorzugehen, wie die frühere Vorstellung durch ihr blofses Dagewesensein die zweite hervorgerufen haben soll. Erklärlich wird, wie mir scheint, auch dieses Beispiel erst, wenn man annimmt, dafs jene erste Wahrnehmung stark gefühlsbetont gewesen sei, denn dafs sich Vorstellungen mit starken Gefühlen fortwährend hineindrängen in unseren Bewufstseinsverlauf, können wir jeden Tag beobachten. Die blofs intellektuelle „Konstellation", ohne Zuhilfenahme von Gefühlen, scheint mir hier wenig zu erklären.

Indessen möchte ich noch auf jenen von Ebbinghaus vertretenen Gedanken zurückgreifen, dafs durch die Konstellation der Vorstellungen die ganze Stetigkeit in unserem Denken bedingt sei. Mir scheint in allen diesen Fällen das Vorstellungsleben abhängig zu sein vom affektiven Leben, den Gefühlen und dem Willen. Es ist die gemeinsame Grundstimmung, das affektive Eingestelltsein, was erst die Konstellation schafft, denn niemals machen Vorstellungen allein einen Zustand unseres Ich aus. Wir können, indem wir durch eine Dosis Alkohol unser affektives Leben modifizieren, jene Konstellation vollkommen zerstören, ohne dafs doch die Vorstellung des Alkohols das

[1] Wahle, Beschreibung und Einteilung der Ideenassoziation. *Vierteljahrsschrift f. wiss. Philos.* 4, 1885.

bewirkte. Woher kommt es andererseits, daſs wir an manchen Tagen, wo wir „nervös“ sind, in derselben äuſseren Konstellation uns nicht konzentrieren können? Es handelt sich in diesen Fällen um eine starke Gefühlsalteration, die ganz andere Vorstellungen herbeiführt. Im Grunde jedoch leiten alle diese Dinge auf die Probleme des Ich und seiner Zustände zurück. Aber mir scheint, daſs niemals ein Ichzustand durch Konstellation von Vorstellungen bedingt wird, stets ist es das Gefühl, das unsere Ichzustände bedingt, während alle Vorstellungen nur sekundär sind. Darin stimme ich ganz mit Lipps und K. Oesterreich überein.

Wir behalten demnach den Begriff der Konstellation bei, sehen in ihm aber nicht eine Konstellation von hypothetischen Vorstellungen, sondern den gesamten momentanen Status unseres Ich, der in der Hauptsache durch affektive Momente bedingt ist. Unser gesamtes Ich ist in der Regel mehr oder weniger bestimmt eingestellt, was, wie wir sahen, durch Gefühle und Tätigkeitsdispositionen bedingt ist. Diese allgemeine Einstellung unseres Ich entscheidet über die Weiterleitung des Bewuſstseinsstroms. Von all den vielen assoziierten Möglichkeiten dringt diejenige durch, die der Gesamteinstellung des Ich konform ist, alles andere wird zurückgedrängt.

7. Wir kommen nunmehr zu demjenigen Teile der Psychologie, demgegenüber die Assoziationspsychologie am wenigsten genügt: dem Gebiete des zielstrebigen Denkens. Im Grunde haben wir bereits, indem wir die Auswahl unter den möglichen Assoziationen besprachen, darauf hingeleitet; denn wenn überhaupt eine Auswahl stattfindet, handelt es sich im Bewuſstseinsverlauf nicht mehr um ein einfaches Vorwärtsschieben auf Grund von zufälligen Berührungen und Ähnlichkeiten, sondern auch dort, wo wir nicht mit deutlichem Bewuſstsein der Auswahl unseren Gedanken freien Lauf lassen, bestimmen gewisse mit unserem Ich biologisch verknüpfte Elemente eine ungefähre Richtung. Nun aber kommen wir zu jenen Fällen, wo ein deutliches Ziel unserem Denken gesetzt ist, dem wir mit vollem Bewuſstsein zustreben. Hier hat die Assoziationspsychologie ganz versagt. Die meisten ihrer Lehrbücher enthalten überhaupt keinerlei Erklärungen dieses

so überaus wichtigen Punktes. Meist beschränkt man sich darauf, zu betonen, dafs ein prinzipieller Unterschied zwischen dem zielstrebigen Denken und dem gewöhnlichen Ablauf der Vorstellungen nicht vorhanden sei. Nun gedenken auch wir darzutun, dafs ein prinzipieller Unterschied zwischen zielstrebigem und nichtzielstrebigem Bewufstseinsablauf nicht besteht, indessen werden wir gerade umgekehrt wie die traditionelle Psychologie erweisen, dafs hier der auswählende Faktor, der, wie wir sahen, schon im gewöhnlichen Bewufstseinsablauf vorhanden war, stärker hervortritt und festere Formen annimmt, mit anderen Worten, dafs das scheinbar nicht zielstrebige Denken nur eine zerfahrene und schlecht konstituierte Form des zielstrebigen Denkens ist.

Dabei verschieben wir den positiven Teil unserer Darlegungen auf später und beschränken uns hier darauf, die Unzulänglichkeit der Assoziationsgesetze gerade in diesem Punkt zu erweisen.

Wir haben bereits oben bemerkt, dafs der biologisch wichtigste Teil unseres Geisteslebens, das bewufste Nachdenken, am allerwenigsten von der Assoziationspsychologie gelöst werden kann. Denn im Grunde reichen die „Assoziationsgesetze“ einigermafsen aus, um das Geistesleben eines Verrückten zu erklären, dessen Gedankenverlauf nach Ähnlichkeit und Berührung sich beschreiben läfst. Für den geistig gesunden Menschen, der Probleme umkreist und Pläne entwirft, genügen jene sog. Gesetze nicht. Denn wenn nach jener Psychologie unser Denken ein Abspulen von Reproduktionen ist, so wird man damit niemals die Tatsache erklären können, wieso sich ein gewisses Ziel im Denken konstituieren kann, das jene teleologische Führung der aufquellenden Inhalte des Bewufstseins bewirkt.

Das ist auch von Psychologen, die im wesentlichen auf dem Boden des Assoziationismus stehen, zugegeben worden, und sie haben versucht, ihren Standpunkt so zu erweitern, dafs sie dem gekennzeichneten Problem gerecht werden können. Man hat das vermittelst der Einführung des Begriffs einer Gesamtvorstellung oder Obervorstellung versucht.

Durch diese Obervorstellung des gesamten Wirklichkeitszusammenhangs, um die Terminologie Liepmanns zu benutzen,

die vorausgeht und festgehalten wird, ist die Anknüpfung bestimmt. Liepmann gewinnt diesen Begriff durch Vergleichung von Ideenflüchtigen mit Geistig-Normalen. Der Ideenflüchtige reiht eine Vorstellung an die andere, und jede folgende wird durch die vorhergehende hervorgerufen. Anders beim normalen Menschen; hier tritt „eine Gesamtvorstellung von seinem Zustand und der ganzen Situation auf, in der er sich befindet, ein Komplex der Wirklichkeit, der mit einem Worte überhaupt nicht zu bezeichnen ist". „Diese Vorstellung des Gesamtbefindens wird zerlegt und bestimmt das Auftreten und die Reihenfolge der nun auftretenden einzelnen Glieder." — „Unser geordnetes Denken reiht nicht Einzelvorstellung an Einzelvorstellung, sondern Vorstellungen ganzer Komplexe antizipieren die Richtung der Vorstellungsbewegung, indem sie engere Vorstellungskomplexe hervorsprieſsen lassen und diese wieder die Einzelvorstellungen, die dem Wort oder einer Wortkombination entsprechen; dadurch sind die Obervorstellungen richtunggebend, daſs sie die Regel der Verknüpfung einer ganzen Reihe einzelner Vorstellungen enthalten." [1]

Diesen Anschauungen tritt auch G. Moskiewicz bei, der auf Einwände Storchs hin den Begriff der Obervorstellung noch genauer zu präzisieren sucht. Er schreibt: „Eine ganze Reihe von Obervorstellungen besteht darin, daſs nicht eigentlich inhaltlich bestimmte Vorstellungen in ihnen miteinander verknüpft sind, sondern die — wenn man sich so ausdrücken darf — nur Schemata sind, die sich erst mit Vorstellungen anfüllen sollen, nur Angaben von Richtungen, in denen Vorstellungen verlaufen, nur eine Reihe von Fragestellungen, noch nicht die Antworten. Aber solche Schemata bestehen doch bereits beim Beginn des Nachdenkens und geben diesem Ordnung und Geschlossenheit. — Wie solche Schemata phänomenal im Bewuſstsein repräsentiert sind, bleibe dahingestellt, wo es sich nur um das Problem des Denkprozesses handelt. Man wird an Achs Bewuſstheiten, an Bühlers Regel- und Beziehungsbewuſstsein denken können. In diesem Zusammenhang handelt

[1] Liepmann, Über Ideenflucht. Halle 1904. S. 37. Im übrigen bemerke man, wie einsichtig hier bereits die irrtümliche Lehre von den sich assoziierenden Einzelvorstellungen preisgegeben ist.

es sich nur darum, daſs hier Gebilde vorliegen, die eine Reihe von Einzelinhalten in sich fassen und dadurch den Vorstellungsablauf regeln.“ [1]

Wir sehen dabei, daſs dieser Autor selbst, obwohl er offenbar im wesentlichen Assoziationspsychologe ist, doch die Natur jener Obervorstellungen im Ungewissen läſst, ja sie selbst den Achschen Bewuſstheiten naherückt, die durchaus nicht assoziationistisch sind.

Wir wollen zunächst gerade die von Moskiewicz offengelassene Frage nach dem tatsächlichen Bewuſstseinsbefund im Nachdenken etwas aufrollen.

Um bei den Beispielen zu bleiben, die jene beiden Autoren zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen nehmen, so schreibt Moskiewicz: „Wenn ich gefragt werde, was für einen Spaziergang ich gestern mit einem Freunde gemacht habe, so bin ich ohne weiteres imstande, das zu sagen. — Der Gesamtkomplex von Vorstellungen, der alle Erlebnisse des gestrigen Spazierganges darstellt, taucht kaum auf. — Die Obervorstellung, die hier von Anfang an vorhanden ist, besteht also eigentlich nur in dem ganz allgemeinen und an sich ganz leeren Wissen um die gestern gegangenen Wege. Dieser Gesichtspunkt, daſs es alles Wege sind, die ich gestern mit meinem Freunde gegangen bin, verknüpft nun sofort alle Vorstellungen, die diesem Gesichtspunkt sich unterordnen lassen.“ [2]

Bleiben wir bei diesem Fall, so sehen wir, daſs eine wirkliche Vorstellung nicht das Gemeinsame macht, sondern ein Beziehungsbewuſstsein, ein Richtungsgefühl. Das scheint auch Moskiewicz gemerkt zu haben, denn die, für seine Untersuchung allerdings nicht direkt leitende Tatsache, daſs es sich bei jenen Obervorstellungen eben nicht um Vorstellungen handelt, sondern um andere Bewuſstseinsinhalte, läſst er wenigstens der Möglichkeit nach zu.

Vielleicht läſst ein anderes Beispiel noch deutlicher erkennen, was die Art dieses „Beziehungsbewuſstseins“ ist. Nehmen wir an, wir haben in einer fremdsprachlichen Unterhaltung

---

[1] Moskiewicz, Zur Psychologie des Denkens I. *Archiv f. d. ges. Psychol.* 18, S. 347.

[2] Moskiewicz, a. a. O. S. 341 f.

ein Wort, das uns auf der Zunge lag, nicht gleich finden können. Dieser Umstand, das Stocken meines Redeflusses und meines Gedankengangs, erregt ein lebhaftes Unlustgefühl in mir. Da es mir auch durch Umschreibung nicht möglich war, das Wort herauszubringen, so beschäftige ich mich später noch mit demselben Problem, versuche hundert verschiedene Dinge, um es herauszubekommen; umsonst. Dabei ist aber gar nichts in meinem Vorstellungsfelde, nicht einmal ein vages Schema, oft aber auch zwei solche Schemata nebeneinander, manchmal meine ich, das Wort wäre dreisilbig, manchmal, es wäre einsilbig gewesen. Bald will mir scheinen, es habe mit H, bald mit R begonnen, bald scheint mir ein e, bald ein a darin gewesen zu sein. Bis mir ein Nachschlagen im Lexikon am nächsten Tage offenbart, dafs alles falsch war und das Wort ganz anders hiefs, als alle Schemata angedeutet hatten. Auch diese Schemata können also nicht das richtunggebende Moment gewesen sein.

Was war es nun, was jenes Nachdenken anregte und ihm die Richtung gab? Die Anregung ist ohne Zweifel von jenem Unlustgefühl ausgegangen, denn dieses kann einen sogar verfolgen, auch ohne dafs man sich noch erinnert, wodurch es entstanden ist. Was war aber das Zusammenhaltende? Ich glaube, auch dies können wir am besten als ein Gefühl, ein spezifisches Richtungsgefühl, ansprechen, das negativ, aber nicht positiv ist, eines jener Gefühle, wie wir sie beim Nichtwiedererkennen und beim Bewufstsein des Andersseins haben, die uns wohl sagen können, dafs etwas nicht das Gesuchte ist, aber nicht angeben können, was das Gesuchte ist. Sie sind wie jene Reagenzpapiere der Chemie, die uns zwar aussagen, ob etwas eine Base ist oder nicht, aus deren Wesen selber wir aber keineswegs das Wesen der Basen herauslesen können. Es ist eine negative Bestimmtheit, die zur Auffindung des Gesuchten führen kann, aber noch nicht selber das Gesuchte enthält.

Indessen interessiert uns hier zunächst, dafs das treibende Moment des ganzen Vorgangs ein Gefühl ist, das sich als Willensregung darstellen kann, obwohl sich dann eine solche Willensregung zunächst meist eins jener richtunggebenden Gefühle schafft, eine Lokal- und Zeitstimmung, die

nun die anderen Gefühle auf assoziativem Wege nach sich ziehen.

8. Nachdem wir so die Schwierigkeiten, die in der assoziationistischen Deutung der Vorstellungsbewegung liegen, dargetan haben, wenden wir uns zu einer positiven Darstellung dessen, was man mit Wundt die „innere Apperzeption“ nennen kann, d. h. der Auswahl unter den sich herandrängenden Gedanken und anderen psychischen Phänomenen.

Wir fassen sie genau wie die Auswahl unter den äufseren Empfindungselementen als bedingt durch Gefühle und motorische Reaktionen. Durch diese Faktoren entsteht jene Betonung, die uns einzelne psychische Phänomene gleichsam in besonderer Beleuchtung zeigt.

Wir gehen zunächst von der Assoziationspsychologie darin ab, dafs wir nicht annehmen, dafs stets nur eine wohlabgerundete Vorstellung a eine andere b und dann eine dritte c auslöse, nein, wir lehren, dafs stets gröfsere Komplexe angeschlagen werden, für die ein Wort höchstens ein Symbol, aber niemals ein adäquater Ausdruck sein kann. Es werden in unserem Seelenleben beständig eine unendliche Menge von Möglichkeiten aufgewirbelt. Der Irrtum, es sei blofs eine einzige Vorstellung, die wachgerufen werde, ist nur dadurch entstanden, dafs eben eine nur immer im Bewufstsein gehalten wird, eine Vorstellung, die aber stets ebenfalls wieder eine unübersehbare Mannigfaltigkeit repräsentiert. Die meisten der psychischen Phänomene, die unser Denken ausmachen, sind ja überhaupt nur ungefähre Einstellungen, ein Richtungsbewufstsein, nicht klar abgerundete Bilder, und wenn ein solches auftritt, ist es oft blofs symbolisch. Dies letztere lehrt uns die Selbstbeobachtung, wenn wir erst von dem falschen Glauben abgehen, es liefsen sich wirklich die Etappen und Stadien unseres Denkverlaufs durch Worte erschöpfen. Der Denkverlauf ist nur am eigenen Erleben zu studieren, nicht an anderen, weil die Worte eben nur andeuten, niemals erschöpfen können. Man kann aus ihnen nur die Denkrichtung erkennen, niemals das Denken selbst oder dessen innerste Verursachung.

Aber aufser der unmittelbaren Introspektion gibt es noch andere Gründe, die uns zur Annahme zwingen, dafs eine Aus-

wahl unter einer grofsen Menge von Möglichkeiten stattfindet, Möglichkeiten, die gewifs nicht alle als fertige „latente Vorstellungen“ zu denken sind, die aber dennoch irgendwie wirken. Denn der Umstand, dafs ein gesprochener Satz, in dem etwa ein vieldeutiges Wort wie „Zug“ vorkommt, sofort richtig verstanden und in die richtige Beziehung gesetzt wird, beweist, dafs eine Auswahl stattgefunden haben mufs, denn ein Wort wie „Zug“ ist mit etwa einem Dutzend völlig verschiedener „Bedeutungen“ gleichfest verbunden, und doch hebe ich, höre ich es im Augenblick, wo ich im Bahnhof abfahren will, stets nur die eine, richtige heraus. Gewifs werden die anderen Möglichkeiten nicht bewufst, aber als vorhanden müssen wir sie ansehen, und das Problem des Gedankenfortschritts ist also ein solches der Auswahl, nicht der Verknüpfung. Wo aber Auswahl ist, da ist auch eine Mannigfaltigkeit, und so müssen wir aus der Tatsache der Auswahl auf eine Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten schliefsen. Mit anderen Worten: es ist nicht blofs eine Möglichkeit, die beim Gedankenfortschritt erregt wird, sondern meist viele. Physiologisch gesprochen: nicht blofs eine Assoziationszelle wird erregt, sondern ganze Komplexe des Gehirns, unter denen nun eine Auswahl getroffen wird.

Die Frage ist nun, wie geht die Auswahl unter dieser Mannigfaltigkeit herandrängender Inhalte vor sich, und wir hatten schon geantwortet: durch Gefühle und motorische Faktoren, die ja hier, wie überall, eng zusammenhängen.

Und zwar haben wir bei der Auswahl unter den in der Seele selbst beschlossenen Inhalten dieselben Erscheinungen wie bei der Auswahl unter den äufseren Empfindungen. Es gibt ein Auswählen, bei dem wir das Bewufstsein der Aktivität haben, und ein Auswählen, bei dem das fehlt. Wir nennen es auch die willkürliche innere Aufmerksamkeit oder die unwillkürliche, je nachdem eine Einstellung darauf vorher sich im Bewufstsein geltend gemacht hatte oder nicht. Auch pflegt die Beteiligung der unserem Willen gehorchenden motorischen Betätigungen zu diesem Aktivitätsbewufstsein stark beizutragen.

Belegen wir die auswählende und so den Bewufstseinsverlauf bedingende Wirkung der Gefühle zunächst durch

einige Beispiele! Ein Liebender wird in seinem Denken beständig durch sein Gefühl beeinflufst. Alles, was dieses Gefühl im Entferntesten zu erregen vermag, zieht seine lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich. „Solche Gedankengänge sind wie gewisse Volks- und Soldatenlieder, worin tausenderlei Dinge vorkommen, der Refrain aber hartnäckig wiederkehrt, auch wo er durchaus nicht pafst.“ Da reichen die Assoziationsgesetze nicht weit für die Erklärung. Ein solches Gefühl ist wie ein Polyp, der alles ihm einigermafsen Genehme an sich zieht und festhält. Und so ist es mit allen Gefühlen. Der innerlich Heitere denkt beständig heitere Dinge. Der Melancholiker wird beständig von trüben Vorstellungen geplagt. Quält uns ein Schmerz, so kehren unsere Gedanken immer dahin zurück, und es ist oft mit bestem Willen keine Gleichzeitigkeit oder Ähnlichkeit als Brücke zu finden. Die Sache verhält sich vielmehr so, dafs beständig alle möglichen Gedanken in uns aufgewirbelt werden, dafs die vorhandene Gefühlsdisposition aber allen Gedanken, die irgendwelche Beziehung zu ihr haben, ein besonderes Relief gibt.

Es sind aber nicht blofs Affektdispositionen, die so wirken. Es gibt auch Tendenzen in der Seele, bei denen ein solcher Affektcharakter nicht so klar hervortritt, die wir lieber als Tätigkeitsdispositionen kennzeichnen möchten, Gewohnheiten, die uns nicht eigentlich als Gefühle bewufst werden. So wirken alle unsere Berufsgewohnheiten z. B. auswählend. —

Aber auch bewufste Tätigkeiten, motorische Innervationen von an sich geringer affektiver Betonung können die Aufmerksamkeit verstärken. Da ist vor allem inneres Sprechen höchst wirksam. Ein vorzügliches Mittel, um die Gedanken in einer bestimmten Richtung festzuhalten, ist das, leise oder laut sie auszusprechen. Ein Herr meiner Bekanntschaft sagte mir, er pflege, wenn er eilig eine Reihe von kleinen Beschäftigungen zu erledigen habe, z. B. wenn er sich vor einer Vorlesung in Eile ankleiden und fertig machen müsse, sich genau vorzusprechen: „Jetzt tust du das, dann das“ usw. So zwinge er sich zur festen Aufmerksamkeit.

Auch die sogenannte Mimik des Denkens, das Stirnrunzeln, die Gesten usw., wirken die Auswahl befördernd. Ich selber unterstütze mein Denken gern durch allerlei kleine Gesten,

ebenso wie ich es beim Lesen als sehr fördernd empfinde, wenn ich wichtiges anstreiche, was ich alles als die Auswahl fördernde Hilfsakte ansehe.

9. Betrachten wir nun auch die physiologische Theorie, die man für die Assoziationslehre konstruiert hat und die scheinbaren Stützen und Bestätigungen, die diese in der Anatomie des Gehirns gefunden hat!

Man nimmt dabei an, dafs die einzelnen Vorstellungen „deponiert" werden, was indessen nicht materiell, sondern nur in der Form einer Disposition zu denken ist. Als Sitz dieser deponierten Vorstellungen nimmt man die Ganglienzellen an. Auch für die Verknüpfung der einzelnen Vorstellungen untereinander hat man scheinbar ein geeignetes physiologisches Substrat gefunden in den „Assoziationsfasern", welche die Ganglienzellengruppen untereinander verbinden. — Man nimmt dabei ferner an, dafs die Vorstellungen der verschiedenen Sinnesgebiete in besondere Gruppen verteilt sind, so dafs man eine Sehsphäre, eine Hörsphäre, eine Riechsphäre usw. unterscheidet. Eine besondere Stütze hat diese Lokalisationstheorie scheinbar in der Tatsache gefunden, dafs man speziell die „Sprachbewegungsvorstellungen" glaubt lokalisieren zu können in dem sogenannten Brocaschen Zentrum, das in der untersten Stirnwindung liegt und dessen Zerstörung motorische Aphasie bedingt.

Indessen ist, genau betrachtet, diese Theorie, dafs die Vorstellungen in den Zellen „deponiert" seien (auch wenn man das nicht materiell denkt), und dafs die Assoziationsfasern den — wie wir gezeigt haben: recht hypothetischen — Verknüpfungen entsprächen, ein wenig primitiv. In der Tat hat die Lokalisationstheorie in dieser Form unter den Fachleuten nur mehr spärliche Anhänger. Das einzige, was von jener Theorie auf jeden Fall in Betracht gezogen werden mufs, ist die Tatsache, dafs zwischen gewissen potentiellen psychischen Funktionen und einigermafsen abgrenzbaren Teilen der Grofshirnrinde insofern ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, als die Zerstörung der letzteren die ersteren ausschaltet, was aber ebenfalls noch anders erklärt werden kann als durch die Lokalisationstheorie, die wir oben gekennzeichnet haben.

Was gegen jene Lokalisationstheorie spricht, ist vor allem der Umstand, dafs eine Störung in einem Teile der Hirnrinde sehr oft überwunden werden kann, d. h. dafs ein anderer Teil die Funktion der lädierten oder exstirpierten Partie übernimmt. Gewifs gibt es auch Fälle, wo eine Zerstörung eines Hirnteils einen dauernden Ausfall zur Folge hat. Man nennt diese Fälle residuäre Ausfallssymptome. Zu diesen gehört die hemiataktische Störung (besonders in der ergriffenen Hand) nach Läsion der vorderen, und Stereoagnosie nach einer Störung der hintern Zentralwindung, Hemianopsie nach Zerstörung der Sehsphäre usw. Ferner rechnen zu den Dauersymptomen: Störungen im Einstellen der Augen und des Kopfes in der Richtung der Reizquelle, wie wir sie nach Zerstörung der Sehsphäre für die lichtstumpfen Netzhauthälften und nach Zerstörung eines Gyr. angularis oder eines Gyrus praecentralis

für die Hautreize in der paretischen Körperhälfte beobachten und dergl. mehr. — Betrachtet man alle diese Fälle, so sieht man, dafs es sich um motorische Erscheinungen und gar nicht um reproduktive handelt. Mit Recht bemerkt dazu auch v. Monakow, dafs man daraus keineswegs auf Zerstörung der entsprechenden Sinnesfelder schliefsen müsse, dafs vielmehr die Unterbrechung der subkortikalen Leitungen eine hinreichende Erklärung abgebe. Alle diese Fälle können demnach zur Stütze der Lokalisation der Vorstellungen überhaupt nicht herangezogen werden.[1]

Diesen residuären Ausfallssymptomen stehen gegenüber die temporären, bei denen sämtlich eine Rückbildung eintreten kann. Zu diesen gehören nach Monakow vor allem Symptome höherer Dignität, wie z. B. die durch die verschiedenen Sinnesorgane ausgelöste höhere Orientierung im Raume, dann aphasische, apraktische, asymbolische und asemische Störungen (bei einseitigen, teilweise aber auch bei beiderseitigen Herden), oder einzelne ganz rohe Symptome, die den vorher erwähnten residuären, kortikalen Lähmungserscheinungen superponiert sind, wie z. B. die schlaffe Hemiplegie, die totale Hemianästhesie, deren eigentlicher Ursprungsort sicher ein subkortikaler ist (Thalamus, Mittelhirn, Oblongata, Medulla spinalis).

Hierbei ist von den Lokalisationstheoretikern die Theorie der vikarierenden Vertretung aufgestellt worden, die annimmt, dafs Nachbarwindungen oder dem Herd korrespondierende Windungen in der nicht lädierten Hemisphäre für die ausgefallenen Windungen in die Lücke, resp. in den Dienst der verloren gegangenen Funktionen getreten seien. — Indessen schlägt diese Vikarierungshypothese eigentlich der Anschauung von der Spezifität der verschiedenen Rindenfelder, also dem Hauptpunkt der Lokalisationslehre, ins Gesicht. Besondere Schwierigkeiten entstehen dort, wo es sich um höchst komplizierte Phänomene handelt, wie z. B. bei der Sprache. Um diese zu erlernen, hat der Mensch in seiner Jugendzeit viele Jahre verwendet. Ist indessen eine Totalläsion der Brocaschen Windung eingetreten (die bekanntlich der Sitz der „Sprachvorstellungen“ sein soll), so kann er doch in verhältnismäfsig kurzer Zeit die Fähigkeit, sich mündlich auszudrücken, wiedererlernen. Es ist leicht einzusehen, dafs hier die Vikarierungstheorie auf sehr grofse, ja unüberwindliche Schwierigkeiten stofsen mufs.[2] Es ist daher trotz der scheinbaren Fälle, wo eine bestimmte Lokalisation sich nachweisen läfst, doch die Annahme notwendig, dafs die Lokalisation keine ausschliefsliche ist, sondern dafs die meisten zerebralen Funktionen, wenn auch örtlich sehr ungleich, doch über die gesamte Rinde verteilt sind.

---

[1] Vgl. hierzu v. Monakow, Neue Gesichtspunkte in der Frage nach der Lokalisation im Grofshirn. 1910. S. 8, dem sich meine Darstellung hier ganz anschliefst.

[2] Eine genauere Darlegung der weiteren Schwierigkeiten bei v. Monakow a. a. O. S. 7.

Sehr hübsch illustriert ein Beispiel, das Semon gibt, diese Anschauung. Nachdem er sich energisch dagegen verwahrt hat, dafs zwischen der Einprägung im Gedächtnis und dem Zustandekommen eines Phonogramms nur die entfernteste Ähnlichkeit bestehe, schreibt er: „Denken wir uns in einem Opernhaus von der gewöhnlichen Bauart während des Spiels eines grofsen Orchesters eine gröfsere Anzahl von möglichst gleichartigen Phonographen an verschiedenen Stellen des Parketts und der Ränge und Logen, ferner auf und hinter der Bühne, endlich im Orchesterraum zwischen den Sitzen der Orchestermitglieder verteilt. Läfst man nun nach Aufhören des Orchesterspiels die einzelnen Phonographen ihre Phonogramme reproduzieren, so wird sich ergeben, dafs die Reproduktionen der einzelnen so ähnlichen Apparate keineswegs übereinstimmen. Nicht nur wird sich je nach dem Standort eine gröfsere Deutlichkeit und Kraft der Gesamtwiedergabe unterscheiden lassen. Unter den Apparaten, die im Orchesterraum selbst verteilt gewesen sind, werden die, die in der Nähe der Bässe gestanden haben, die Leistungen dieser Stimmen mit solcher Macht wiedergeben, dafs alle anderen Stimmen dagegen ganz zurücktreten. Ebenso werden die Phonographen, die zwischen den Celli verteilt gewesen sind, durch ihre Reproduktion den Eindruck erwecken, die Celli hätten während der Vorführung immer die führenden Stimmen gehabt, und seien von den anderen Instrumenten nur ganz pianissimo begleitet worden. So himmelweit verschieden nun allerdings das Wesen der mnemischen Aufnahme und Wiedergabe von dem Wesen der phonographischen ist, so ist die Resultante zwischen Plazierung und Aufnahme der komplexen Einflüsse bei Phonograph und mnemischem Protomer eine sehr ähnliche. Natürlich handelt es sich für das letztere nicht allein um die Einwirkung durch akustische Einflüsse, sondern auch durch photische, thermische, elektrische, kurz durch allen möglichen Energiearten angehörige Reizkomplexe.“ [1]

Versuchen wir nun diese neuen physiologischen Anschauungen mit dem in Beziehung zu setzen, was wir von der psychologischen Seite her gefunden haben, so ergibt sich, dafs wir damit auch eine physiologische Stütze unserer Anschauungen haben, die mindestens so wertvoll ist wie die Stütze, die der Assoziationstheorie sich von seiten der alten Lokalisationslehre bietet. Wie wir psychologisch uns gezwungen sahen, nicht lauter einzelne Vorstellungen zur Erklärung des Bewufstseinsfortschrittes heranzuziehen, sondern grofse Komplexe, aus denen erst eine Auswahl stattfand, so ist auch von seiten der neueren hirnphysiologischen Anschauungen es nicht möglich, mit einzelnen Vorstellungszellen zu rechnen, sondern stets ist anzunehmen, dafs mit jeder Erregung die Gesamtheit der Bewufstseinsinhalte mehr oder weniger ins Spiel gezogen wird, aus welcher dann erst eine Auswahl stattfindet. Jedenfalls würden sich die oben dargelegten physiologischen

[1] Semon, Die Mneme. 3. Aufl. S. 166 f.

Anschauungen sehr gut mit unserer psychologischen Darstellung vertragen.

10. Unternehmen wir es nun, den haltbaren Kern der ganzen Assoziationslehre herauszuschälen, so ergibt sich zunächst, dafs wir von den wohlabgerundeten deponierten Vorstellungen, die sich wie Dominosteine aneinanderreihen, ganz absehen müssen. Die Elemente des Bewufstseins sind vielmehr Phänomene mit ganz zerfliefsenden Grenzen, mehr ein ungefähres Gerichtetsein auf etwas, als etwas Festbestimmtes, und nehmen nur zuweilen geprägte Formen an in Worten oder Bildern.

Wir können nun von jedem Bewufstseinsinhalt die Aussage machen, dafs er zu zerfliefsen strebt, d. h., dafs sein „Sein“ ein beständiges Sich-ändern ist, und wir werden ihn darum gut unter dem Bilde einer Welle in einem Flusse denken. Dasjenige Element, das der eigentliche Träger aller „Vorstellungen“ ist (da es überhaupt die Bedingung für ihr Aufkommen ausmacht), ist das Gefühl, und dessen auseinanderstrebender, sich ausbreitender Charakter ist bekannt.

Das einzige Phänomen also, auf das sich alle Assoziationsgesetze zurückführen lassen, ist das der Ausbreitung. Hierauf lassen sich das „Gesetz der Ähnlichkeit“ wie das „Gesetz der Berührung“ zurückleiten, und ferner auch alle jene Fälle wie die räumliche Vergröfserung, die Umwandlung und anderes, was sich nicht einreihen läfst in das Schema jener beiden Assoziationsformen. Ihren Grund aber hat jene Erscheinung der Bewufstseinsausbreitung nicht in den Reproduktionen, sondern in den Gefühlen. Damit gewinnen wir zunächst den grofsen Vorzug, dafs das Bewufstseinsleben nicht als ein auf der Oberfläche unseres Ich sich vollziehender, objektiver Mechanismus erscheint, sondern dafs das Ich (d. h. die Summe der Gefühlsdispositionen) selber den Bewufstseinsverlauf bedingt.

Es sind stets grofse Bewufstseinsfelder, die den Bewufstseinsverlauf ausmachen, wenn auch nur ein Teil davon besonders ins Blickfeld tritt. Der Reihencharakter kommt dadurch zustande, dafs das Bewufstsein infolge teleologischer Einflüsse in ganz bestimmter Richtung fortschreitet und einzelne In-

halte hervorhebt. Aber es handelt sich dabei nicht um ein objektives Verketten von fertigen Bildern, eher könnte der Vergleich mit einer gröfseren Wassermenge gelten, die, auf eine Ebene ausgegossen, nach allen Seiten zerrinnen würde, indessen durch vorhandene Täler und Senkungen in bestimmte Richtungen gezwungen wird, so dafs es aussieht, als sei in dem Strom selber eine Tendenz zu einheitlichem Zusammenhang. Die determinierenden Einflüsse, welche den Tälern und Senkungen entsprechen, werde ich bald ausführlich darlegen.

Das Problem des Bewufstseinsfortschrittes ist also nicht das der Verknüpfung fertiger abgerundeter „Bilder", d. h. nicht ein Problem der Assoziation, sondern ein Problem der teleologischen Dissoziation, d. h. der Auswahl aus grofsen Bewufstseinskomplexen.

Kapitel VII.

Das zielstrebige Denken I. — Die Problemsetzung.

1. Ehe wir zu einer Analyse des teleologischen Bewufstseinsverlaufs schreiten, den wir hier als „Denken“ im besonderen Sinne bezeichnen, müssen wir auf eine Unterscheidung eingehen, die in der populären Sprache wie in der Wissenschaft gemacht wird, und die wir auch im Titel dieses Werkes übernommen haben: die Scheidung zwischen Denken und Phantasie. Von Denken spricht das Volk beim Philosophen und gelehrten Forscher, von Phantasie beim Dichter, Künstler oder bei der Mythenbildung.

Im Grunde liegt der Unterschied nicht sowohl in der psychologischen Funktion als in der Art des Zieles; d. h. das Denken des wissenschaftlichen Forschers und die schöpferische Phantasietätigkeit des Dichters sind durch ihre Richtung, kaum aber durch die Art der geistigen Tätigkeit, verschieden.

Ehe wir das begründen, müssen wir noch den mehrdeutigen Begriff „Phantasie“ genauer betrachten. Man bezeichnet sowohl das zielbewufste Schaffen des Künstlers als auch ein vages Träumen oder die Ideenflucht eines pathologisch Überreizten mit „Phantasie“. Ich möchte diese beiden Arten der Phantasie auf das allerschärfste auseinanderhalten. Das was unkritische Köpfe beim Kinde oder bei primitiven Völkern für eine überreiche Phantasie halten, ist etwas wesentlich anderes als die schöpferische Phantasie des Künstlers. Bereits Herbert Spencer und andere mit ihm haben durch schlagende Beispiele dargetan, dafs dasjenige, was bei jenen dem oberflächlichen Beobachter als unerschöpflicher Reichtum an Phantasie sich darstellt, in Wirklichkeit nur auf

den Mangel aller kritischen Funktionen zurückzuführen ist, also gerade durch das Fehlen oder wenigstens durch das Zurücktreten derjenigen Funktionen auffällt, die wahrhaft schöpferische Phantasie ausmachen. Man kann also die „Phantasie“ des Kindes, des Wilden usw. etwa mit den Phänomenen des Traumes, des Fieberdeliriums, des pathologischen Rausches, der Ideenflucht des Maniakalischen zusammennehmen. Überall haben wir ein mehr oder weniger ungeordnetes Spiel von Vorstellungen, denen jenes beziehende, auswählende Element abgeht, dessen Vorhandensein gerade die schöpferische Phantasie oder das schöpferische Denken kennzeichnet. Ich bezeichne also jene Phänomene als die spielerische Phantasie im Gegensatz zur schöpferischen Phantasie, die sich gerade durch ihren teleologischen Charakter als eine Form des produktiven Denkens darstellt, und der alle jene Merkmale zukommen, die für das Denken gelten. Denn der schaffende Künstler wählt aus, organisiert und erlebt im höchsten Mafse jenes Aktivitätsgefühl, welches das zielstrebige Denken kennzeichnet.

Hier haben wir es vor allem also mit der schöpferischen oder zielstrebigen Phantasie zu tun, die man auch — wie das Vierkandt getan hat — als die *aktive* im Gegensatz zur *passiven*, d. h. der spielerischen, der Traumphantasie, bezeichnen kann. Wir scheiden demnach aufs schärfste die spielerische von der schöpferischen Phantasie und rücken die letztere mit dem zielstrebigen Denken zusammen.

Der Funktion nach sind schöpferische Phantasie und Denken, bis auf einige Begleiterscheinungen, unter sich gleich. Sie gehen nur in der Art des Ziels auseinander. Was nun sondert sie ab von denjenigen Formen des Bewufstseinsverlaufs, die wir nicht als Denken oder schöpferische Phantasie anerkennen? Da ergibt sich, dafs das eigentliche Denken (inkl. der schöpferischen Phantasie) demgegenüber sich als eine auswählende und beziehende Tätigkeit der Seele darstellt, die von einem besonderen Aktivitätsgfühl begleitet ist. Zwar findet auch im Traum oder in der spielerischen Phantasie eine gewisse Auswahl statt, indessen ist ein Zielbewufstsein nicht vorhanden, und gerade dieses Bewufstsein einer Richtung, eines Ziels, und das damit verknüpfte und näher

zu analysierende Aktivitätsbewufstsein charakterisieren die beiden Formen des zielstrebigen Denkens und der schöpferischen Phantasie.[1]

Dem Ziel nach aber sind sie verschieden. Wir pflegen von Denken im eigentlichen Sinne immer nur dort zu sprechen, wo dem Ziele ein gewisser Wirklichkeitswert zukommt, sei es, dafs das Denken auf die Erkenntnis der Wahrheit, sei es, dafs es auf die Konstruktion praktischer Werte gerichtet ist, während wir als schöpferische Phantasie vor allem die Tätigkeit des Künstlers zu bezeichnen pflegen, der Gebilde schafft, die mit der Wirklichkeit nicht in eins gesetzt zu werden brauchen.[2] Man sieht schon aus dieser Unterscheidung, wie wenig scharf die beiden Begriffe zu trennen sind. So bezeichnen wir z. B. das mythologische Denken als „Phantasie", weil die Mythen für uns keinen Wirklichkeitswert besitzen, während sie für primitivere Völker durchaus einen solchen Wirklichkeitswert haben. Ebenso ist für einen modernen Naturforscher die metaphysische Spekulation eines Schelling oder Oken reine „Phantasie", während sie von jenen Philosophen selbst durchaus als auf Erkenntnis der Wirklichkeit gerichtetes „Denken" angesehen wurde. Man sieht, wie relativ auch diese Scheidungen nach dem Ziele sind.

Wenn man, wie einige Autoren das tun, *kognitives* und *emotionales* Denken unterscheidet, so mufs man die schöpferische Phantasie zu diesem emotionalen Denken rechnen.[3] Indessen hat auch diese Unterscheidung ihre Schwierigkeit, da nicht geleugnet werden kann, dafs auch im kognitiven Denken ein Gefühls- oder Willensantrieb steckt,

---

[1] Dafs zuweilen auch beim schöpferischen Denken das Aktivitätsbewufstsein fehlen kann in den Zuständen der Inspiration, darüber vgl. unten.

[2] Ähnlich fafst den Unterschied auch Henseling: Begriff und Entwicklung der Phantasie. *Zeitschr. f. päd. Psychol.* **13** (5). H. fafst die Phantasie als gestaltende Tätigkeit, die, bewufst oder unbewufst, entweder die Bestandteile der Wirklichkeit umformt oder eine bestimmte Auswahl und Gefühlsbetonung der beachteten Elemente trifft. Dasjenige was das Denken von der Phantasie unterscheidet, ist die Beziehung auf etwas Objektives, Wirkliches, das mit ihm übereinstimmt oder übereinstimmen soll.

[3] Vgl. H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. 1908. Besonders S. 3ff.

weshalb ich selber statt des Begriffs „emotionales Denken“ lieber den Ausdruck konstruktives Denken eingeführt habe, der mir einen besseren Gegensatz zum kognitiven Denken zu bilden scheint.[1]

Indessen sind wir hier als Psychologen in der Lage, auf diese Unterscheidungen nicht angewiesen zu sein. Uns geht nur die psychologische Funktion an, und diese ist bei schöpferischer Phantasie, konstruktivem und kognitivem Denken im wesentlichen dieselbe: nämlich eine auswählende und beziehende Tätigkeit der Seele, die von einem Aktivitätsbewufstsein begleitet ist. Wir umfassen also mit dem bequemen Ausdruck „Denken“ auch die schöpferische Phantasie, und nur wo besondere Umstände eine Unterscheidung nach dem Ziel der Tätigkeit nötig werden lassen, werden wir spezifizieren.

Henseling hat a. a. O. auch die Frage aufgeworfen, ob das primitive Denken, dem die Mythen und Märchen entstammen, im besonderen psychologischen Sinne als „Phantasie“ zu bezeichnen sei, und die Antwort lautet im wesentlichen bejahend. Denn in jenen Mythen bleibe die grofse Differenz zwischen Vorstellung und Gegenstand, die uns stört, unbeachtet; das Denken der Primitiven sei ein Denken, das bei weitem noch nicht mit dem übereinstimme, was uns im elementarsten und naivsten Sinne „Wirklichkeit“ scheine. Darum will er das primitive Denken als Phantasie bezeichnen. Indessen möchte ich doch das primitive Denken nicht so schlechthin mit der Phantasie gleichsetzen, da es mir besser scheint, den Begriff der Phantasie für diejenigen Prozesse aufzubewahren, die ein bewufstes Abweichen von der Wirklichkeit zeigen. Ich möchte daher das primitive Denken als eine gemeinsame Vorstufe ansehen, auf der freies Phantasieren und Wirklichkeitsdenken noch ungeschieden nebeneinanderliegen, die sich erst später nach verschiedenen Richtungen daraus differenzieren, so dafs man auf höheren Stufen von Phantasie nur dort reden wird, wo der Gegenbegriff des Wirklichkeitsdenkens existiert.

Als besondere Merkmale der Phantasie hat man folgende drei aufgestellt: *Anschaulichkeit*, *Produktivität* und *Spontaneität*.[2] Davon kommt erstere weder der Phantasie ausschliefslich zu, noch gibt es gröfsere Phantasieleistungen, die „rein“ anschau-

[1] Vgl. meine Beiträge zum Problem des wortlosen Denkens. *Archiv f. d. ges. Psychol.* 23, S. 312 f.

[2] Vgl. Oelzelt-Newin, Über Phantasievorstellungen, 1889. — Dazu Wundt, Völkerpsychologie III², S. 15 ff.

lich verliefen. — Die „Produktivität“ ist auch kein klarer Begriff: denn erstens produziert die Phantasie niemals etwas absolut Neues, andererseits schafft wissenschaftliches, streng logisches Denken auch etwas in gewissem Sinne Neues. — „Spontaneität“ aber ist vollends unklar, bald soll es heifsen „willkürlich“, bald „unwillkürlich“. — Gedacht ist in diesem Fall wohl jener eigentümliche Zustand der „Passivität“ im Phantasieschaffen, der keineswegs das Wesen der Phantasie ausmacht, und von dem später noch die Rede sein wird.

Man hat auch versucht, die Phantasie nach ihren Elementen, den Bausteinen gleichsam, mit denen sie ihre Gebäude aufführt, zu charakterisieren und hat eine besondere Gattung „Phantasievorstellungen“ unterschieden, die im Gegensatz zu den „Erinnerungsvorstellungen“ stehen sollen. Indessen sind diese nicht *Elemente*, sondern bereits *Produkte* der Phantasie. Es ist überhaupt nicht möglich, eine scharfe Unterscheidung zwischen Erinnerungs- und Phantasievorstellungen zu machen, höchstens zwischen dem Prozefs der Erinnerung und dem Prozefs der Phantasie, und zwar ist es auch hier nicht der Prozefs selber, sondern das Ziel, nach dem man unterscheidet. Man hat allzu oft betont, dafs auch die kühnste Phantasie letzten Endes aus Erinnerungsvorstellungen ihr Material nähme; man mufs auch die Gegenseite dieser Tatsache beachten, dafs selbst die getreuste Erinnerung irgendwie den Inhalt umbildet. Es gibt Erinnerungen, die wir durchaus als solche nehmen, und die auch als solche fungieren, bei denen wir jedoch später, wenn wir sie mit dem Urbild vergleichen, konstatieren müssen, dafs sie ganz und gar keine Abbilder sind. Ich kann eine Erzählung völlig sinngetreu wiedergeben und doch kaum ein einziges Wort gebrauchen, das im Original stünde; es gibt Gemälde, die in ihrer Gesamtheit durchaus als „Abbild“ wirken, und in denen doch jede Einzelheit einer Umbildung unterworfen wurde.

Andrerseits gibt es Phantasiegebilde, die in allen Einzelheiten getreue Abbilder (soweit das überhaupt möglich ist) von Wirklichkeitselementen sind und doch in ihrer Gesamtheit als reine Phantasiegebilde wirken. Ich habe oben (Kap. I, § 9) ausführlich über diese Dinge gesprochen und konstatiere hier, darauf verweisend, nur, dafs der Unterschied zwischen Erinnerung und Phantasie überhaupt blofs in der Richtung liegt, die entweder auf Rekonstruktion von früher Erlebtem oder auf Neukonstruktion von Nochnichterlebtem auf Grund früherer Erlebnisse geht, wobei beiden Funktionen der Charakter des Konstruktiven gemeinsam ist. Das Wesentliche ist die Fähigkeit der Seele, auf Grund von Material, das aus früheren Erlebnissen gewonnen ist, Gebilde zu schaffen, die je nach der Absicht als Rekonstruktionen oder Neukonstruktionen gelten. Eine Erinnerung, die ein Wiederaufleben früherer Erlebnisse wäre, die neu erscheinen wie mit sympathetischer Tinte auf-

geschrieben, gibt es überhaupt nicht. Die Erinnerung ist auch nur eine Form des Denkens oder der Phantasie, sobald sich diese Funktion der Seele auf Wiederherstellung von früher Erlebtem richtet, was aber in vielen Fällen eine völlige Neuschöpfung ist.[1]

2. Wir kommen nun an ein Problem, das in den meisten Lehrbüchern mit Stillschweigen übergangen, häufig überhaupt nicht entrollt, geschweige denn beantwortet wird. Ich meine: an das Problem, wie es überhaupt kommt, dafs gedacht wird. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, dies Problem mit den Assoziationsgesetzen genügend erklärt zu haben. Vielleicht zieht man physiologische Momente hinein, man spricht von der Weiterleitung des Reizes in die verschiedenen Zentren, ohne damit viel zu helfen. Physiologisch ist bisher wenig oder gar nichts darüber auszusagen, warum einen Menschen ein objektives Problem jahrelang festhalten kann, so dafs all sein Denken um diesen Punkt kreist. Wer wollte es unternehmen, die Schöpfung des Faust oder der Kritik der reinen Vernunft als ein Produkt der Assoziationsgesetze auch nur annähernd zu erweisen?

Dieses Problem freilich, warum überhaupt gedacht wird, ist gar nicht zu trennen von dem anderen, warum in einer bestimmten Richtung gedacht wird. Denn es ist der schon berührte Grundfehler des Sensualismus und Assoziationismus, alle Bestimmtheit in der Seele in den Empfindungen und Vorstellungen zu suchen, die Gefühle und Willensphänomene aber als ganz farblose, verwaschene, unbestimmte Wesenheiten anzusehen, die nur von den intellektuellen Inhalten eine gewisse Bestimmtheit empfangen.

Nun gibt es, so wenig als es ein Lustgefühl schlechthin gibt, das als ewig gleiche Ingredienz in alle lustvollen Komplexe einginge, auch keinen „Willen zum Denken“ schlechthin, sondern stets sind die Denkantriebe in ganz bestimmten Richtungen eingestellt. Dieser Denkantrieb ist nichts objektiv Gegebenes, sondern alle objektiven Probleme müssen erst subjektive Reaktionen, Stellungnahmen, Gefühle auslösen, ehe sie

[1] Vieles Hierhergehörige (auch weiteres zum produktiven Denken) findet man ausführlich dargelegt in meinen „Studien zur Lehre vom Gedächtnis“ (*Arch. f. d. ges. Psychol.* **34**).

das Denken erregen. Daſs sich zwei Gedanken oder Wahrnehmungsinhalte objektiv widersprechen, treibt an sich keineswegs zum Denken an. Man bedenke nur, wie voll der groteskesten Widersprüche für unser Urteil etwa die Weltanschauung des Mittelalters war. Aber damals stieſs sich niemand daran, denn niemand ward sich dieser Widersprüche bewuſst. Nicht der objektive Widerspruch, erst der subjektive, d. h. der Gefühle auslösende Widerspruch treibt zum Denken. Daſs objektive Widersprüche bestehen, wird niemals von sich aus zum Denken bringen. Ein Problem wird uns der Widerspruch erst, wenn er unser Gefühl beunruhigt. Jeder Mensch trägt Gedankeninhalte in sich herum, die sich sehr schwer vereinigen lassen; nur wird ihm der Widerspruch meist nie zum Denkantrieb, d. h. er berührt sein Gefühl nicht. Wieviele Gelehrte, die in ihren Forschungen Resultate wie die Evolutionstheorie oder die Anschauungen der modernen Astronomie, daſs die Erde nur ein kleiner Planet unter Millionen von Gestirnen sei, täglich verwerten und verbreiten, sind doch fromme Christen und lassen sich durch den Widerspruch, in dem jene Lehren mit gewissen Fundamentalanschauungen der Kirchenlehre stehen, gar nicht beunruhigen. Der objektive Widerspruch ist zwar in diesen Fällen vorhanden, der subjektive aber nicht, d. h. jener Gelehrte hat vielleicht absichtlich die beiden Gedankenkomplexe so auseinandergehalten, daſs keine Störung, keine Gefühlsbeunruhigung eintreten konnte.

Damit aber sind wir bereits an unsere Lösung dieser Frage herangekommen. Dasjenige nämlich, was sowohl das Denken überhaupt in Bewegung bringt als auch zugleich die Richtung des Denkens bestimmt, sind Gefühle, subjektive Reaktionen. Das Denken ist kein „aus sich rollendes Rad“, wie es oft in Darstellungen der Logik den Anschein hat; es muſs stets durch etwas Nichtintellektuelles in Bewegung gesetzt werden. Ich nenne dies den Denkantrieb, der stets bereits eine Denkrichtung enthält, und erkläre ihn aus Gefühlen.

Allerdings kommen neben den eigentlichen richtunggebenden Gefühlen noch Hilfsgefühle hinzu, die, ohne selber ein Problem zu setzen, dennoch das Denken fördern

können. Sie tun das, indem sie ganz allgemein die Leistungsfähigkeit steigern. Solche Hilfsgefühle sind z. B. der Ehrgeiz, die Freude, sogar die Furcht (insofern sie als Reaktion lebensteigernd wirkt). Kurz, es kann fast jeder Affekt unter Umständen helfend mitwirken. Freilich, jede solche Lebenssteigerung bleibt ein Feuer, das im Leeren verlodert, wenn es nicht durch ein bestimmtes Ziel in eine feste Richtung gelenkt und so nutzbar gemacht wird. Im einzelnen Fall sind die Hilfsprozesse nicht immer von den richtunggebenden zu trennen. Zuweilen gehen sie voraus, indem ein allgemeiner Tatendrang sich ein bestimmtes Ziel aussucht, zuweilen weckt erst das Problem selber mit seinen Aussichten und Hoffnungen wiederum Hilfsgefühle, die es verstärken. Mehr jedoch als für Setzung eines Denkproblems sind sie noch wichtig für dauerndes Festhalten des Problems und werden daher später von uns behandelt.

Dafs der Wille zum Denken stets in sich eine bestimmte Richtung, das Problem, enthalten mufs, ist für seine Fruchtbarkeit unerläfslich. Ein Hjalmar Ekdal, der sich aufs Sofa legt mit der vagen Absicht, eine Erfindung zu machen, wird es so wenig zu einem Ergebnis bringen wie etwa ein Dichter, der sich an den Schreibtisch setzt mit der allgemeinen Absicht, ein Gedicht zu schaffen. Der wirkliche Denkantrieb enthält stets das Problem, mehr oder weniger deutlich formuliert, in sich, und nur ein solcher klargerichteter Denkantrieb hat Wert. Das, was wir hier Denkantrieb nennen, ist stets als ein bereits gerichtetes Problem zu fassen: „Denkantrieb“ und „Denkrichtung“ heifsen uns nur zwei Seiten desselben Phänomens.

3. Einen Versuch im gröfseren Stil, diese Fragen zu erklären, hat unter den wenigen, die diesen Dingen nahe getreten sind, vor allem Richard Avenarius gemacht,[1] der in seiner von der Psychologie bisher recht wenig beachteten, „Vitalreihenlehre“ einen sehr bedeutenden Versuch gemacht hat, das Gehirnleben zu verstehen. Mag die Lehre von den

---

[1] Man vgl. bes. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung, Bd. II, (2. Aufl.), S. 220 ff. und passim. Dazu die gute Einführung von Petzoldt, Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung, Bd. I, S. 92 ff.

Vitalreihen auch zunächst etwas schematisch anmuten, sie ist, so sehr man im einzelnen die Sache anders formulieren mag, doch ein bedeutsamer Schritt zur Erkenntnis; ich will in aller Kürze diese Anschauung darlegen.

Nach Avenarius läfst sich alles geistige Geschehen vom unentwickelten bis zum kompliziertesten auf denselben Grundtypus einer Reihe zurückführen, die in drei Abschnitte zerfällt. Die drei Abschnitte gilt es kurz zu charakterisieren.

Zunächst der Initialabschnitt: Hier erfolgt der Anstofs zum weiteren Verlauf. In diesem Anfangsabschnitt tritt ein Inhalt auf, der als ein „Abweichendes", „Widersprechendes" oder auch ein „Widerspruchsvolles" oder wenigstens „Zweifelhaftes" charakterisiert wird. Es kann auch ein „Vermifstes" sein, ein „Unerwartetes", ein „Aufserordentliches", „Regelwidriges", „Neues", „Ungewohntes", „Seltsames", „Wunderliches" — weiterhin „Auffälliges", „Wunderbares", „Erstaunliches", „Rätselhaftes", „Befremdliches", „Unheimliches", „Unsicheres", „Unbekanntes", „Unverstandenes", „Dunkles", ein „Verblüffendes", „Schreckhaftes", „Erschütterndes", „Verwirrendes". — Es kann sich ferner darstellen als ein „Fragliches", „Unwahres", „Unmögliches", „Unwirkliches", es „packt", es „drängt sich auf". — Es kann auch sein ein „Widriges", „Peinliches", „Abstofsendes", es „stört", oder „quält", oder „reizt", oder „beunruhigt". — Genug, der Anfangsabschnitt der Reihe stellt in irgendeiner Weise eine Bedrohung oder Beunruhigung des psychischen Bestandes dar, was die Seele zur Reaktion treibt.

Der zweite Abschnitt der Reihe, den Avenarius den Medialabschnitt nennt, stellt nun die Versuche der Psyche dar, jene im Initialabschnitt gesetzte Störung zu beheben. Hier wird das anfängliche „Vermissen" zum „Suchen" und weiter zum „Erstreben", „Begehren", „Wollen". Das „Unlustvolle", „Unsichere", „Unwahre", „Unbekannte" ist das „Ungewollte", und dies „Ungewollte" bleibt jedem „Bekannten" gegenüber einstweilen noch ein „Anderes", ein „Zweifelhaftes", „Fragliches", ein „Unbekanntes" etc. — Diese Charakterisierungen erhalten sich auch, solange die Medialänderungen, die Versuche der Seele, jene ursprüngliche „Differenz" zu beseitigen, dauern, bald stärker, bald schwächer, je nachdem die gesetzte Spannung sich der Lösung zu nähern scheint.

Diese nun tritt ein mit dem dritten, dem Finalabschnitt der Vitalreihe. Hier wird aus dem „Zweifelhaften", „Unsicheren", „Fraglichen" ein „Gewisses", „Sicheres", „Wahres". Es treten ein „Klarheit" und „Evidenz", „Beseligung" und „Beruhigung". Das „Gesuchte" ist „gefunden", das „Befremdende" ist geschwunden, der „Zweifel", der „Widerspruch", das „Rätsel" sind „gelöst". — Wir fühlen uns „erleichtert" und „gehoben", „befriedigt" und „befreit".

Avenarius hat für diese Reihen den Namen „Vitalreihen" einge-

führt. Für die im Anfangsglied gesetzte Störung braucht er auch den Ausdruck „Vitaldifferenz“. —

Er hat diese Lehre, die zunächst die Phänomene nur von der psychologischen Seite aus beschreibt, auch nach der physiologischen Seite hin ausgebaut. Er hat die Vitaldifferenz physiologisch als Angriff auf ein nervöses Teilsystem gedeutet und bringt speziell zur bekannten Lehre von der Ernährung der Zellen, der Assimilation und Dissimilation, jene Lehre in nähere Beziehungen, denen wir indessen hier nicht nachgehen wollen. —

4. Wir wollen versuchen, diese Erkenntnisse, die Avenarius bis ins einzelne mit hübschen Beispielen belegt, aus seiner etwas gequälten Terminologie zu lösen und in die gewöhnliche Ausdrucksweise der Psychologie zu übersetzen.

Da nun können wir sagen, dafs jede Vitalreihe durch Setzung eines mehr oder weniger starken Gefühls bedingt wird. Alle Denkprozesse werden eingeleitet durch eine affektive Reaktion, wie wir bereits für die Wahrnehmungen gezeigt haben, und wie wir auch für die im Innern der Seele sich bildenden „Vitaldifferenzen“ zeigen werden. Diese Gefühle sind von Avenarius gut beschrieben worden, nur vielleicht mit ein wenig zu starker Betonung der Unlustseite, denn es sind keineswegs immer unlustvolle Störungen, sondern oft erregen sie auch unser Interesse, unsere Teilnahme, ja unsere leidenschaftliche Begeisterung. Auch diese Affekte vermögen Vitaldifferenzen zu begründen.

Ich möchte aber die Sache noch weiter verfolgen und der Frage nachgehen, warum die Gefühle entstehen. Nun ist da vielfach die Antwort möglich, dafs eben subjektive Dispositionen vorhanden seien, die sich oft deutlich aufzeigen lassen. Das ist besonders klar, wenn ausgesprochene Affekte unser Seelenleben beherrschen. Indessen läfst sich nur ein Teil unserer Denkanstöfse aus solchen Affektdispositionen erklären.

Sehr wichtig nun für das Eintreten von Vitaldifferenzen scheinen mir die Willensdispositionen zu sein, d. h. die stärksten Vitaldifferenzen bilden sich, wenn wir handeln. Es wird wohl kaum notwendig sein, das sehr ausführlich darzulegen, denn jeder weifs aus Erfahrung, dafs ihm zuweilen die Schwierigkeiten, Widersprüche, Probleme eines Gedankens erst aufgegangen sind, wenn er versucht, ihn in die

Tat umzusetzen. Wenn die Widersprüche metaphysischer Gedankengänge oft jahrhundertelang nicht empfunden wurden, so liegt das meist daran, dafs sie selten unmittelbar durch Handlungen verifiziert werden konnten und darum nicht als „Probleme“ wirkten. Wir kommen später darauf zurück und erwähnen hier nur die grofse Bedeutung, welche Tätigkeiten für die Setzung von Problemen haben können.

Im Medialabschnitt nun dauern sie, wie Avenarius richtig beschrieben hat, stärker oder schwächer weiter an, während die Seele versucht, die Störung zu beheben oder auch den lustvollen Affekten neue Nahrung zuzuführen. In allem „Suchen“, „Probieren“, Wollen“, „Streben“ usw. sind solche konstituierenden Gefühle der Kern der mannigfachen Prozesse, die eingeleitet werden, um die Differenz zu heben. Oft ist dieser Medialabschnitt nur kurz, er vollzieht sich unmittelbar, wie wir das bei den einfachen Wahrnehmungen gesehen haben. Oft aber auch kann er sich über Jahre hinaus erstrecken, kann hundert kleinere, untergeordnete Vitaldifferenzen umspannen und umfafst, was Avenarius nicht betont hat, auch eine lange Reihe von motorischen Prozessen und Willenshandlungen, die zur Aufhebung der Differenz Mittel liefern sollen.

Wir legen grofsen Nachdruck auf diese Feststellung, dafs für den Medialabschnitt motorische Tendenzen von höchster Wichtigkeit sind. Es sind das natürlich nicht alles ausgeführte Bewegungen, oft handelt es sich nur um ganz ungefähre Einstellungen, deren motorischer Charakter jedoch nicht verkannt werden kann. Schon wenn ich mich auf einen Namen besinne, so ist es nicht sowohl ein Assoziieren von Gesichtsbildern als vielmehr ein motorisches Probieren, und der „Vorstellungstypus“ kommt hier nur als Gradunterschied in Betracht, denn ohne motorische Einstellungen vollzieht sich ein solches Suchen überhaupt wohl nirgends. Ich selber habe verhältnismäfsig lebhafte Gesichtsvorstellungen, besonders von gedruckten Worten, mein Suchen nach Worten verläuft aber vorwiegend motorisch.

Davon später genauer! Wir stellen nur fest, dafs wir aus der Avenariusschen Schilderung des Medialabschnitts der Reihe

den affektiv-volitionalen Charakter durchaus anerkennen und dabei nur auf die Wichtigkeit motorischer Faktoren hinweisen.

Es bleibt nun vor allem der Endabschnitt. Auch bei ihm gibt die Beschreibung bei Avenarius das Recht, Gefühle als das Wesen dieses Abschnittes zu sehen. Denn was sind „Befreiung", „Lösung", „Beruhigung", „Evidenz" usw. anderes als Gefühle? Indessen mufs man auch hier motorische Prozesse heranziehen. Wir haben das bereits bei der Wahrnehmung gesehen, die erst dann wirklich fixiert war, wenn sie zu einer festen sprachlichen Formulierung, d. h. einer ihr adäquaten motorischen Reaktion gelangt war, wie bereits in der Stellungnahme der Beruhigung, der Zustimmung usw. motorische Faktoren stecken. Das ist aber besonders auch der Fall bei solchen psychischen Akten, die auf eine komplizierte Lösung einer Handlung, die in der Aufsenwelt ausgeführt werden soll, hinauslaufen. Auch hier ist das Sprechen, das Formulieren in Worten sehr wichtig, es kommen daneben aber auch noch eine Menge anderer motorischer Faktoren in Betracht. Ein Künstler wird nie beruhigt sein, wenn er nur eine „visuelle Vorstellung" seines Bildes hat, oder die „auditorische Vorstellung" einer Symphonie, er mufs sie auch in Farben oder Töne umsetzen, und die Lösung des Problems liegt erst in dieser Umsetzung in Handlung.

Auch davon später! Um unsere Stellung zur Avenariusschen Vitalreihenlehre kurz zu kennzeichnen, so halten wir seinen Hauptgedanken, alle geistigen Prozesse als eine Antwort, eine Reaktion der Seele auf eine „Differenz" zu erklären, für überaus glücklich. Wir betonen aber viel stärker als er die grofse Rolle, welche die Gefühle bei dieser Vitalreihe spielen und heben vor allem auch die Bedeutung motorischer Faktoren aufs entschiedenste hervor, deren Wichtigkeit (ebenso wie ihr Zusammenhang mit den Gefühlen) von Avenarius nicht beachtet worden ist, zumal sein Hauptziel ja nicht eigentlich psychologischer, sondern erkenntnistheoretischer Natur war.

Jedenfalls aber stimmen wir darin ganz mit Avenarius überein, dafs der inneren Struktur nach der Denkprozefs der gleiche ist, ob ein Kind über Rätseln oder ein Forscher über einer Erfindung brütet, ob es sich um die Lösung mathe-

matischer Aufgaben oder die Schaffung eines Dichterwerks handelt. Gewifs gibt es auch Verschiedenheiten genug, aber dennoch — die innerste Struktur aller zielstrebigen Geistesleistungen ist die gleiche: es bildet sich ein „Problem", sei es von innen oder von aufsen; der Geist versucht nun durch die verschiedensten Verfahren, diese „Störung", die nach unserer Lehre stets einen affektiven Kern birgt, zu beheben, bis in einem dritten Abschnitt diese Lösung als erreicht angesehen werden kann. Mit Recht hat Mach darauf hingewiesen, dafs das Denken des wissenschaftlichen Forschers von dem des gemeinen Mannes nicht wesensverschieden ist. Der Naturforscher gestaltet nur zur Methode aus, was den gemeinen Mann instinktiv treibt. „Endlich bemerkt man, dafs das wissenschaftliche Verfahren nicht wesentlich von jenem der vulgären Rätsellösung verschieden ist, nur dafs in letzterem Fall das Terrain gewöhnlich gröfser, weniger bekannt und vorher erforscht, und daher ein planmäfsiges Suchen mehr erschwert ist. Ohne Schwierigkeit läfst sich jede geometrische Konstruktionsaufgabe in die Rätselform kleiden, wie die altindischen Mathematiker ganz wohl wufsten, die ihre Aufgaben sogar in Versen aussprachen." [1]

Natürlich sind die von uns unterschiedenen Abschnitte nur aus methodischen Gründen so scharf getrennt. Nur sehr selten stellen sich Problemsetzung, Problembearbeitung und Problemlösung als gesonderte Glieder einer längeren Kette dar. Meist gehen sie ineinander über, zuweilen geht der ganze Prozefs auch so schnell, dafs eine besondere Bearbeitung gar nicht zum Bewufstsein kommt. Indessen wird, so hoffe ich, unsere Darstellung zeigen, warum es im Interesse der eindringenden Analyse vorteilhaft war, jene Scheidung vorzunehmen; man würde uns aber gröblich mifsverstehen, wenn man sie für eine überall klar sich abhebende nehmen wollte.

Wir möchten dabei einem allfällig auftretenden methodologischen Bedenken begegnen. Es könnte Anstofs erregen, dafs wir hier an so hoch komplizierte Denkleistungen, wie die Schöpfung von Dichtungen und philosophischen Lehrgebäuden, herantreten, ehe jene ganz einfachen Denkleistungen, wie sie neuerdings in der experimentellen Psychologie untersucht werden, genügend aufgeklärt sind. — In-

[1] Mach, Erkenntnis und Irrtum. 2. Aufl. S. 258.

dessen würde dieser Einwand die fehlerhafte Voraussetzung haben, dafs jene komplizierten Leistungen sich gleichsam als Additionen aus den einfachen darstellten. Das ist nicht der Fall. Für unsere Fragestellung sind ihrer inneren Struktur nach jene einfachen Aufgaben demselben Schema unterworfen wie die komplizierten. Dafs letztere innerhalb ihres Gesamtverlaufs einfachere Hilfsoperationen verwenden, widerspricht natürlich in keiner Weise der Tatsache, dafs sie doch als Ganzes sich in dem beschriebenen schematischen Verlaufe halten. — Es sei das durch ein Beispiel erläutert. Jener Einwand käme auf dasselbe heraus, als wollte man einem Zoologen verbieten, die Lebenserscheinungen der Wirbeltiere zu untersuchen, ehe nicht alle Probleme, die sich an die niederen Lebewesen knüpfen, restlos gelöst seien. Gewifs ist zuzugeben, dafs der Organismus der Wirbeltiere eine Fülle niederer Organismen in sich vereinigt, indessen ist er keineswegs eine Addition solcher und kann sehr wohl als Ganzes erforscht werden. Gewisse fundamentale Lebenserscheinungen sind dem Wirbeltier und den einfachen Spalttieren gemeinsam.

So lassen sich jene fundamentalen Tatsachen des Denkens, die wir hier im Auge haben, sehr wohl auch an den komplizierten Denkleistungen erforschen, ja manche sogar viel besser, da, wie überall, bei grofsen Verhältnissen sich vieles klarer darstellt als bei kleineren. So treten bei den dürftigen und ermüdend langweiligen Aufgaben vieler Denkexperimente natürlich die für alles Denken so wesentlichen Gefühle fast ganz zurück, so dafs sie übersehen werden, was bei den grofsen, den ganzen Menschen aufrüttelnden Denkerlebnissen nicht der Fall sein kann. Ohne jenen mikroskopischen Untersuchungen ihren Wert zu bestreiten, nehmen wir demnach mit vollem Bewufstsein auch für unseren Weg sein Daseinsrecht in Anspruch.

5. Betrachten wir zunächst den Denkanstofs. Dieser kann von aufsen kommen durch eine Wahrnehmung, die sich nicht restlos vollzieht, d. h. eine solche, wo auf einen Reiz unsere Reaktion sich nicht mit voller Sicherheit einstellt, sondern wo der abschliefsenden Formulierung sich Schwierigkeiten in den Weg stellen. Statt der sonst eintretenden spezifischen und adäquaten Stellungnahme des Ich folgt in jenem Falle eine unentschiedene, nicht adäquate, die nun ein längeres oder kürzeres Operieren erfordert, bis sie zum Vollzug gelangt, und die als ein Gefühl des Zweifels oder der Unsicherheit charakterisiert ist.

Man könnte den Denkanstofs auch als die Frage bezeichnen, wobei es vorläufig gleichgültig ist, ob jene fragende Stellungnahme durch die Dinge selbst oder das Eintreten einer Zwischenperson entsteht. Es ist also für das Problem

des Denkens zunächst dasselbe, wenn ein Reiz von sich aus in mir die Unsicherheit auslöst, ob der über die Wiese huschende dunkle Punkt ein Hase oder ein Hund sei, oder wenn ein anderer Mensch mich fragt, „ist das ein Hase oder ein Hund?“ Die Hauptsache ist, daſs ein Denkanstoſs sich bildet, d. h. eine Stellungnahme, die nun weitere seelische Prozesse bedingt. Mit vollem Recht stellt die moderne Pädagogik darum auch die Frage in den Mittelpunkt des Unterrichts. Und zwar läſst man, während früher der Lehrer fragte, es jetzt den Schüler tun, lehrt ihn damit also selber Probleme setzen.[1] Man wird nicht anders können als hierin einen bedeutsamen Fortschritt zu sehen, denn nur so wird es möglich sein, den Schüler zum selbständigen Denken zu erziehen. — Jedenfalls ist die Hauptsache, daſs eine Vitaldifferenz erzielt wird, eine Unsicherheit, ein Zweifel, was sich im Bewuſstsein als Gefühl geltend macht, das nun zum Mittel- und Ausgangspunkt der weiteren Operationen wird. Der Denkanstoſs also ist die Setzung einer unentschiedenen Stellungnahme: statt des gleichgültigen Vorübergehens oder des raschen Unterbringens verhält sich die Seele abwartend, unentschieden, zweifelnd.

Der Denkanstoſs kann sich aber auch ohne unmittelbare äuſsere Bewegung im Geiste bilden, d. h. nicht immer kommt die Störung des psychischen Bestandes von auſsen. Es können sich auch innerhalb der Psyche Konstellationen bilden, welche zu Denkprozessen führen. Das ist vor allem bei jenem Denken der Fall, das nicht ein unmittelbares Erkennen der Auſsenwelt erstrebt, und für das man den Ausdruck „emotional“ geprägt hat. Auch hier ist es ein Gefühl, das den Denkanstoſs gibt, ein Gefühl, das natürlich, sobald es wirksam wird, auch intellektuelle Elemente in seinen Bannkreis zieht. Aber Gefühle sind doch überall der Anstoſs, mag es sich um einen Liebenden handeln, der hundert Pläne ersinnt, wie er sich der Geliebten nähern kann, mag es sich um einen Ehrgeizigen handeln, der seine Projekte bedenkt, den Forscher, den der Wissensdurst zu den mühsamsten Arbeiten treibt, überall ist ein Gefühl der Anstoſs, das problemsetzende Moment. Denn

[1] Vgl. bes. Gaudig, Didaktische Ketzereien. 1909. S. 3f.

der Widerspruch, den man zwischen zwei Gedankenreihen entdeckt, die Lücke, die man in einem Zusammenhang erkennt, alle sie werden doch erst zum problemsetzenden Faktor, wenn sie ein Gefühl auslösen, das nun der Ausgangs- und Sammelpunkt der weiteren Denkprozesse wird. Dieser emotionale Faktor, von dem die traditionelle Logik nichts weifs, steckt auch im kognitiven Denken. *Warum überhaupt* geschlossen und gedacht wird, das schien für die formale Logik gar kein Problem; man erfährt nie, warum die Seele überhaupt Urteile und Schlüsse bildet, und das ist ein viel gröfserer Mangel als gemeinhin angenommen wird. Nur vereinzelte Denker haben dieses Problem berührt, und auch diese sind auf Gefühle als Denkantrieb geführt worden. So sagt schon Aristoteles in der Metaphysik: „Denn es fangen alle an mit dem Staunen darüber, dafs es sich so verhält — ähnlich wie einen Zufälle in Erstaunen setzen, solange man ihre Ursache nicht durchschaut hat — sei es bezüglich der Sonnenwenden, sei es bezüglich der Inkommensurabilität der Diagonale; denn es scheint jedem verwunderlich, dafs etwas durch das kleinste Mafs nicht aufgemessen wird.“ Indessen hat die formale Logik späterhin diese Gedanken ihres Begründers nicht weiter ausgebaut und hat das Problem, warum man überhaupt zum Denken kommt, meist wenig berührt.

Es sei noch auf jenen Punkt hingewiesen, in dem wir uns, wie schon gesagt, von Avenarius stark entfernen. Er hat nicht betont, dafs in allem Denken ein Tätigkeitsmoment steckt, dafs das Denken eine Willenshandlung ist, und dafs dieses Tätigkeitsmoment oder (physiologisch gesprochen), die motorischen Faktoren von gröfster Wichtigkeit für das Denken sind.

Wir behandeln hier nur die willkürlichen oder wenigstens unserem Willen zugänglichen motorischen Funktionen. In sehr vielen Fällen tritt der Denkanstofs nur dort ein, wo eine Hemmung in beabsichtigten Tätigkeiten sich einstellt. Ich erinnere daran, dafs auch das Urteilen und das Sprechen von uns als Tätigkeiten gefafst werden. Nun ist es eine bekannte Tatsache, dafs man besser beobachtet und mehr sieht, wenn man sich mit anderen darüber ausspricht. Woher kommt das? Zunächst ist der Wille zum Beobachten im

allgemeinen stärker, wenn ich beabsichtige, über das Gesehene zu sprechen oder es sonstwie zu verarbeiten; dann aber schafft der Zwang zum Formulieren oft erst Klarkeit über Zweifel. So wird der einsame Wanderer sich vielleicht zufrieden geben mit der Konstatierung eines über eine Wiese hinhuschenden dunklen Punktes, irgend eines Tieres; will er aber zu einem Begleiter darüber sprechen, so zwingt ihn bereits die Notwendigkeit des Urteilens auch zum Formulieren der nicht ganz sicheren Tatsache und damit zum Denken.

Es ist das ein sehr einfaches Beispiel. Aber es ist hundertmal zu beobachten, dafs wir uns unserer Unklarheiten und Unsicherheiten überhaupt erst bewufst werden, wenn wir versuchen, sie in Tätigkeiten umzusetzen. Wie oft bemerkt man, wie wenig man einen Gedankengang beherrscht, wenn man versucht, darüber sich auszusprechen oder ihn niederzuschreiben. Das „reine“ Denken verträgt sehr viel Unklarheiten, die erst zum Bewufstsein kommen, wenn sie in Tätigkeiten umgesetzt werden sollen. Ein klassisches Beispiel ist jener Ulrik Brendel in Ibsens „Rosmersholm“, der sich im Kopfe die herrlichsten Philosophien ausspintisiert hat und dann, als er sie in Worte und Taten umsetzen will, sich einfach bankrott fühlt, weil ihm jetzt erst zum Bewufstsein kommt, wie unklar und verschwommen das alles im Kopfe war. Ebenso ist ein bekannter Typus jener Dichter, der jahrelang im Kopfe Dichtungen ersinnt, aber erst in dem Momente, wo er sie zu Papier bringen will, bemerkt, dafs sie gar nicht so fertig sind, wie er glaubte, und dafs sie ihm noch jahrelange Arbeit kosten.

So lassen sich unzählige Beispiele anführen, die zeigen, dafs die Problematik unseres seelischen Besitzes uns erst in dem Augenblicke klar wird, wo wir versuchen, ihn in Taten umzusetzen. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken!“ Auch hier ist wieder der modernen Richtung in der Pädagogik, der Arbeitsschulbewegung, zu gedenken, welche entschieden von dem Prinzip ausgeht, dafs erst dasjenige Wissen ein wirkliches Wissen ist, das sich in die Tat umsetzen läfst. Daher versucht man, möglichst alles Wissen der Schüler sich in Arbeit verwandeln zu lassen, um alle Zweifel und Unklarheiten ans Licht zu bringen.

Man kann sagen, das beste Mittel, das Denken zu fördern, ist die Arbeit. Da alles Denken, wie wir gesehen haben, sich als eine Störung unseres Bestandes an Wissen beschreiben läfst, so gibt es kein besseres Mittel, das Denken anzuregen, als es in möglichst nahe Beziehung zur Aufsenwelt zu setzen und so alle Unklarheiten ans Licht zu bringen. Nicht durch tatenloses Beschauen, auch nicht durch blofses Aufstapeln von Wissen, nur durch rastlose Tätigkeit kommt man zu Gedanken und Problemen, eine Erkenntnis, die vor allem sich in der Pädagogik mehr und mehr durchzusetzen beginnt.

Das was wir hier die Problemsetzung genannt haben, ist in mehreren neueren experimentellen Untersuchungen bereits diskutiert worden. Man hat dafür die Namen „Aufgabe“ oder „determinierende Tendenzen“ eingeführt. Indessen soviel Rühmens man von diesen Arbeiten gemacht hat, weil sie den „exakten Nachweis“ dieser Dinge erbracht hätten, so kann ich doch nicht finden, dafs sie viel beigetragen hätten zur Erklärung jener Tatsachen, die in der gewöhnlichen Selbstbeobachtung ebenso „exakt“ und in viel gröfserer Mannigfaltigkeit zu beobachten sind als in solchen „Experimenten“. — Soweit sie überhaupt eine Erklärung in Angriff nehmen, nähern sie sich meist der Konstellationstheorie, gegen die wir bereits oben unsere Einwände erhoben haben.[1]

6. Die Problemsetzung, d. h. eine gefühlsbetonte Denkeinstellung, die den Mittelpunkt für weitere Operationen bildet, ist der Ausgangspunkt für alles Denken. Ja, man könnte sagen, sie ist das wichtigste überhaupt, wichtiger noch als die Beantwortung des Problems. Vielleicht erkennt man den genialen Forscher mehr noch an den Problemen, die er aufwirft, als an den Antworten, die er gibt. Oft in der Geistesgeschichte haben wir den Fall, dafs die Forscher den höchsten Ruhm geniefsen, deren positive Antworten sich nicht bewährt haben. Oft auch haben wir den Fall, dafs durchaus mittelmäfsige Geister Antworten gefunden haben, an denen Köpfe ersten Ranges verzweifelt sind. Ist erst das Problem gestellt, die Frage formuliert, nachher ist es verhältnismäfsig einfach, weiter zu arbeiten. Die Kunst des Genies ist es, gerade dort Fragen zu erblicken, wo anderen alles längst fertig scheint.

[1] Weitere Einwände gegen die Konstellationstheorie bringt O. Selz, „Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs“ 1913, das mir erst nach Abschlufs dieser Arbeit zu Gesicht kam.

Millionen von Menschen hatten Äpfel zur Erde fallen sehen: ein Galilei erst mufste kommen, um das in diesem Fall steckende Problem zu erkennen und zu finden: dafs die Sonnen und Monde nach denselben Gesetzen kreisen. Und was eigentlich ist die Leistung der grofsen Philosophen von Thales und Anaximander an bis auf unsere Tage? Betrachtet man die Antworten, so ist in der Tat die Geschichte der Philosophie die Geschichte des menschlichen Irrtums. Aber das, was jenen Denkern unsterblichen Ruhm verleiht, ist nicht in ihren Lösungen zu suchen, sondern in ihren Fragen. Nicht dafs einer gelehrt hat, alles ist Wasser, macht seine Gröfse aus, sondern dafs er zum erstenmal versucht hat, ohne Mythologie die Welt zu begreifen, dafs er jenen unendlichen Problemkomplex damit anregte, der späteren Geschlechtern sich als das Problem der Substanz darstellte. Und so ists bis auf den heutigen Tag. Darum stehen Geister wie Nietzsche, so oft man sie mit allen Künsten der Logik totschlägt, immer aufs Neue wieder auf, weil sie nicht widerlegt werden, indem man ihre Antworten als falsch erweist. Ihre Gröfse liegt in ihren Fragen, in ihren Problemen, und diese sind nicht Sache der reinen Logik, sie sind Sache eines neuen und notwendigen Erlebens.

Ähnliches gilt von der dichterischen und künstlerischen Phantasie. Auch hier liegt die wahre Originalität im Erlebnis, nicht in der Formung und Gestaltung. Das sind die wahrhaft bedeutenden Dichter und Künstler, die unausgesprochene und bisher nicht geschaute Möglichkeiten des Erlebens über die Schwelle des Bewufstseins heben. Das echte Malergenie ist das, dem überall, wo der andere „gar nichts“ sieht, Licht- und Farbenprobleme aufgehen, ebenso wie der wahre Dichter der „Sager“ des bisher Ungesprochenen und Ungeklärten ist, das in ihm so stark wird, dafs er es eben als Problem empfindet.

Dies Problem braucht indessen nicht immer von den Dingen selbst angeregt zu sein. Andere Menschen können durch ihre Frage uns das Problem setzen. Das ist es, was ich die interindividuelle Problemsetzung nenne. Auch sie ist für die Entwicklung des Denkens von gröfster Wichtigkeit geworden. Hier wird die Frage ein sozialer Faktor. Oft merken

wir selber nicht, wie unvollkommen unsere Apperzeptionen sind, und erst durch eine Frage von aufsen her erkennen wir, dafs hier ein Problem verborgen ist. So sind selbst in das Leben hochbedeutender Denker durch äufsere Fragen entscheidende Denkanstöfse gekommen. Rousseau z. B. erhielt den entscheidenden Anstofs für sein ganzes Lebensproblem, den Kampf wider die Kultur, durch die bekannte Preisaufgabe der Akademie von Dijon. Er erzählt selbst, wie sich ihm die ganze Welt verwandelt habe, als er auf einer Wanderung in einer Zeitung die Frage las: „Inwieweit haben Künste und Wissenschaften dazu beigetragen, die Menschen zu bessern?" — Damit war sein Problem ihm wie durch eine Offenbarung aufgegangen.[1]

So bildet die äufsere Problemsetzung einen ebenfalls wichtigen Denkanstofs, und man könnte sagen, die äufsere und die selbstgestellte Frage sind die beiden Beine, auf denen das Denken fortschreitet. Eines ergänzt das andere, eines fördert das andere, und durch diese Wechselwirkung allein wird das Denken zu jenem überindividuellen Phänomen, als welches es die Welt umgestaltet hat.

Man kann in der Geschichte des menschlichen Denkens verfolgen, wie gewisse Probleme „in der Luft liegen". Das kann gewifs darum der Fall sein, weil sie vom Niveau des bis dahin erreichten Wissens aus den nächsten und notwendigen Schritt darstellen; oft ist es aber auch das in bestimmter Richtung erweckte Interesse der ganzen Zeit, dem jeder Denker unterliegt. So mufste sich im Mittelalter jeder Denker mit der Frage der Universalien und Realien beschäftigen, mit Descartes rückte das Problem der Substanz und das Verhältnis von Materie und Geist in den Vordergrund, durch die englischen Denker wurde das Wesen der menschlichen Erkenntnis zum Problem erhoben, und so hat jede Zeit ihr Problem. Für die unsere wird man etwa das Problem des Wertes oder das Problem der Wahrheit nennen.

7. Bei dem Denkanstofs nun kann man zwei verschiedene Typen unterscheiden, je nachdem der äufsere Anlafs oder die innere Vorbereitung stärker hervortreten. (Man könnte dies

[1] Rousseau, Confessions, Buch II.

in Parallele setzen zu der unwillkürlichen und der willkürlichen Wahrnehmung, bei welch letzterer auch eine innere Vorbereitung bestand.)

Bei dem „objektiven Denkanstofs“ drängt sich von aufsen her das Problem auf und ruft selber erst das Gefühl wach, das uns etwas als Problem empfinden läfst. Beispiele solcher Denkanstöfse sind vor allem alle Wahrnehmungen, die uns ‚überraschen‘, ‚beunruhigen‘, ‚stören‘, die wir ‚nicht unterbringen können‘, und die oft der Anlafs zu aufserordentlich verzweigten Denkoperationen werden. Auch zwischen Gedankenketten rein zentraler Art können sich Widersprüche bilden, können sich Lücken herausstellen, die genau so wie jene Wahrnehmungen unser Gefühl erregen und dadurch zum Denkanstofs werden können. Wie wir oben bereits zeigten, können auch Hinweise anderer Menschen uns das Problem nahelegen. Überall aber liegt der Fall hier so, dafs ein objektiver Tatbestand die subjektive Beunruhigung hervorruft. Darum nenne ich diese Problemsetzung die „objektive“.

Davon verschieden ist die „subjektive“. Hier kommt der Denkanstofs von innen, er erwächst aus Gefühlen und Stimmungen, die sich erst sekundär an objektive Inhalte heften. Das ist besonders oft bei Dichtern und Künstlern der Fall, die von bestimmten Gefühlen und Stimmungen beherrscht werden, bis sich ihnen irgendein äufserer Inhalt darbietet, um darin jene subjektiven Zustände zu objektivieren. Hier ist der innere, subjektive Zustand das Primäre, der objektive Inhalt ist durchaus sekundär. In einem Kolumbus bestand zunächst ein ungeheurer Drang ins Weite, der sich nur in Anpassung an die äufseren Umstände auf das Problem der Weltumseglung festlegte.

Versuchen wir nun, das weite Feld des Geisteslebens danach zu überschauen, wie sich auf seinen verschiedenen Gebieten die Probleme bilden, so ist es selbstverständlich, dafs wir nur an einigen wenigen typischen Beispielen unsere Lehre illustrieren können. —

Was zunächst das unendliche Gebiet des praktischen Denkens anbelangt, so ist sicher, dafs die objektive Problemsetzung überwiegt. Die äufsere Not ist vor allem die Lehrmeisterin gewesen, die dem Menschengeschlechte die Probleme

gestellt hat. Wir sehen oft in der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, dafs ein Problem „in der Luft liegt“, und dafs zu gleicher Zeit von mehreren Seiten her dies Problem gelöst wird. Das Problem als objektive Tatsache ist „reif“ und fordert nun den Ehrgeiz, den Schaffensdrang heraus. Daneben gibt es aber auch stets einzelne bedeutende Geister, die kraft einer besonderen Kombinationsgabe Probleme sehen, wo sie niemand vorher gesehen hatte. Es gibt „Erfindernaturen“, die ein nie rastender Schaffensdrang zum Aufspüren neuer Probleme treibt, und die darum überall anklopfen, ob vielleicht ein Problem verborgen liege, ja, deren ganze Natur eingestellt zu sein scheint auf ein bestimmtes Problem und seine Lösung. So läfst sich oft schon in frühster Jugend eine solche Tendenz auf ganz bestimmte Probleme nachweisen, die erst in spätem Alter zur Reife gelangten. Interessant ist z. B. Robert Mayer in dieser Hinsicht, dessen ganzes Leben im Banne des einen Problems der Erhaltung der Energie stand, das er auch wirklich gelöst hat. Auch von vielen anderen grofsen Männern (James Watt z. B.) erzählt man, dafs die grofse Leistung ihres Lebens sich schon in ihrer Kindheit angekündigt habe.

Noch deutlicher tritt das beim philosophischen Denken hervor. Zwar gibt sich die Philosophie auch in der Regel als eine „objektive“ Wissenschaft, d. h. als Lösung objektiv bestehender Probleme, und in der Tat sind besonders viele Einzelleistungen philosophischer Köpfe so anzusehen. Trotzdem ergeben sich, wenn man die grofsen Systeme der Philosophen ansieht, doch meist ganz eigentümliche Zusammenhänge zwischen den Problemen und dem Charakter der Individuen. Es ergibt sich, dafs die Problemstellung der Denker, so objektiv sie sich gebärden mögen, doch aus ihrer Subjektivität stammt. Fichte hat in weitem Umfang recht, wenn er meint, dafs es vom Charakter eines Menschen abhänge, welche Philosophie er habe. Sicherlich hängt es vom Charakter eines Menschen ab, welche Probleme er aufwirft. Die auf Probleme der empirischen Erkenntnis und des praktischen Nutzens gerichteten philosophischen Systeme der Engländer von Bacon über Locke bis auf Mill und Spencer sind ebensosehr bedingt durch den praktisch-utilitaristischen

Geist ihres Volkes, wie die weltfremde metaphysische Spekulation der Inder dem träumerischen tatenfremden Charakter dieser Rasse entspricht. Und es ist ebensogut aus dem zurückhaltenden, scheuen und ängstlichen Charakter eines Spinoza zu erklären, dafs ihm das Ich in der Gottheit verschwand, wie es sich bei dem kraftvollen, energischen Fichte begreift, dafs ihm die ganze Welt zu einem Problem des Ich wird. So wurzeln die richtunggebenden Denkanstöfse der Philosophen zum grofsen Teil in ihrer Individualität, mögen sie auch scheinbar nur die objektive Welt deuten.[1]

Ebenso ist es bei den Dichtern und Künstlern. Auch bei ihnen kann man objektive wie subjektive Denkanstöfse nachweisen, wobei sich zeigt, dafs manche Individualitäten ihre Probleme mehr von den Objekten empfangen, während andere ihre Probleme hauptsächlich innerhalb des eignen Ich bilden. Bis zu einem gewissen Grade wirken natürlich auch hier Objektives und Subjektives zusammen; indessen kann man sehr wohl „objektive“ und „subjektive“ Künstler unterscheiden. Während die einen durch irgendwelche Gegenstände zur Darstellung gereizt werden, wie etwa Menzel, malen andere nur solche Dinge, die ihnen Symbole für ihre inneren Stimmungen werden, und wenn ihnen die Aufsenwelt nicht das Passende liefert, so schaffen sie aus der Phantasie das, was sie brauchen. Man denke an Böcklin, dessen Phantasie sich die meisten seiner Gestalten und Landschaften selber erschuf als Symbole für seine Stimmungen. Und ebenso gibt es Dichter, die ihre Anregungen primär von aufsen empfangen, und solche, die sich nur insoweit äufsere Gegebenheiten aneignen, als diese einer vorher vorhandenen seelischen Disposition adäquat sind.

Besonders für das mythologische und religiöse Denken ist die Frage, ob es sich um objektive oder subjektive Problemsetzungen handelt, öfter erörtert worden. Anhänger der

---

[1] Oft freilich ist die Philosophie eines Menschen nicht der direkte Ausdruck seines Charakters, sondern gerade die Ergänzung. So bilden z. B. sehr scheue und zurückhaltende Naturen wie Nietzsche eine Philosophie der Brutalität aus. Diese und viele andere hierher gehörige Probleme findet man ausführlich behandelt in meinem demnächst erscheinenden Buche „Individualität und Weltanschauung“ (Leipzig 1916. Verlag B. G. Teubner).

„objektiven“ Richtung wollen das mythologische und religiöse Denken als Welterklärung, also als primitive Wissenschaft auffassen, die auf einen angeborenen „Kausalitätstrieb“ des Menschen zurückzuführen sei. Indessen hat besonders Wundt sehr energisch und mit gewichtigen Gründen das zurückgewiesen, indem er darlegt, dafs in Affekten, also subjektiven Zuständen, die Quellen des mythologischen Denkens liegen. In den höheren Formen des Mythus und der Religion mischen sich jedoch auch objektive Fragestellungen hinein, indem man die Entstehung der Welt und anderes mit den mythologischen Gestalten verknüpft.

8. Nicht immer tritt der affektive Charakter des Denkanstofses ganz klar hervor; besonders ist das der Fall, wenn der Denkantrieb sich als Denkgewohnheit konstituiert. Wie jede andere Tätigkeit nämlich kann auch das Denken zu einer Gewohnheit werden, das heifst, es tritt bei gewissen Gelegenheiten ein, ohne dafs wir uns der antreibenden Momente klar bewufst werden. Es ist wohl gerade dieser Umstand, der es bewirkt hat, dafs die Gefühle als Denkantrieb so oft übersehen worden sind. Der Forscher, dem es zur Gewohnheit geworden ist, jeden Tag um 8 Uhr sich an seinen Schreibtisch zu setzen, um römische Inschriften zu entziffern, braucht keinen besonderen Gefühlsantrieb dazu, obwohl bei den Problemlösungen im einzelnen natürlich überall die mannigfachsten Gefühle mitspielen. Wie alle Gewohnheiten bedeutet auch diese eine grofse Ersparnis an Energie. Dabei ist eine eigentümliche Verschiebung des Gefühlscharakters bezeichnend, die sich bei allen Gewohnheiten beobachten läfst. Das Gefühl spielt gleichsam eine negative Rolle, das heifst, es tritt gerade beim Ausbleiben des zur Gewohnheit gewordenen Prozesses ein starkes Unlustgefühl ein.

Indessen, wie überall, ist der Antrieb zum Denken stets in seiner Richtung bereits bestimmt, und so ist auch die Gewohnheit zum Denken eine Gewohnheit des Denkens in ganz bestimmten Formen. Jeder Mensch hat bestimmte Denkgewohnheiten, sieht alle Dinge unter bestimmten Problemstellungen an, und diese machen zum guten Teil seine intellektuelle Eigenart aus. Die Erlangung solcher wertvollen Denkgewohnheiten ist von gröfster Bedeutung für das Leben.

Ich nenne diese zur Gewohnheit gewordene Problemsetzung die typische Problemsetzung und stelle sie der oben beschriebenen affektiven und einmaligen Problemsetzung gegenüber. Zu dieser verhält sich die typische Problemsetzung ebenso wie sich die Gewohnheitshandlung zu der aus einem bestimmten Gemütszustand sich entwickelnden Willenshandlung verhält. Ursprünglich war auch jene mit Gefühlen verknüpft, sie sind aber verblafst, und die Handlung läuft automatisch ab.

Derartige typische Problemsetzungen spielen in unserem Leben eine grofse Rolle. Es sind die Denkkategorien, mit denen wir an die Dinge und Ereignisse des Lebens herantreten. Für dieselben Dinge, auf die sich unsere Urteile erstrecken, haben wir überall dort, wo wir dieses Urteil nicht ohne weiteres vollziehen können, sofort eine diesbezügliche Frage bereit. An Stelle des einfachen Benennungsurteils zum Beispiel haben wir die typische Fragestellung: „Was ist das?“ oder „Wie heifst das?“ Diese typischen Fragestellungen vollziehen sich in der Regel ziemlich mechanisch, obwohl auch sie aufs Lebhafteste ins Gefühlsleben eingreifen können, sobald sie sich nicht gleich beantworten. So kann sich die an sich gleichgültige Tatsache, wie ein Mensch, der uns bekannt vorkam, heifst, bis zur Qual steigern, und jeder hat wohl solche Konstituierung von einfachen Fragen erfahren.

Im übrigen ist diese typische Problemsetzung äufserst wichtig für jede Art des Denkens. Was ein Spezialforscher vor allem beherrschen mufs, ist die typische Fragestellung seines Faches. Wird z. B. einem Laien in der Kunstgeschichte ein Bild hingehängt und nun an sein Urteil appelliert, so weifs er in der Regel gar nichts als ein paar allgemeine Werturteile und Angaben über den dargestellten Inhalt auszusagen. Der Fachmann dagegen tritt mit ganz bestimmten Kategorien an das Bild heran: er fragt, ob es auf Holz oder Leinwand, ob es mit Öl oder Tempera gemalt ist und zieht daraus Schlüsse auf das Alter. Er fragt, wie das Bild komponiert ist, ob es zeichnerisch oder koloristisch aufgebaut ist, er fragt nach der Farbenkombination und hundert anderen Dingen, die ihm Material für weitere Schlüsse sind.

Immer aber sind es ganz bestimmte typische Fragestellungen, die er an das Bild heranträgt.

Natürlich ist es ganz unmöglich, eine erschöpfende Aufzählung sämtlicher typischer Problemsetzungen zu geben. Jede Lebenssphäre, jede Wissenschaft hat ihre eigene Problemstellung. Wir können nur einige ganz allgemeine, immer wiederkehrende Fragen hier erörtern, und zwar halten wir uns dabei an diejenigen, die in der Entwicklung jedes Menschen regelmäfsig zutage treten.

Denn in jedem Kinde bildet sich, allerdings unter Benutzung der zunächst von Erwachsenen gebotenen Schemata, eine typische Fragestellung aus.

Sully[1] nimmt an, dafs die ersten Fragen des Kindes auf Tatsachen gehen. Sie fordern ein einfaches Benennungsurteil, das, wie Compayré ausgeführt hat, oft blofs im Namen bestehen kann. Denn das Kind nimmt an, jedes Ding hätte seinen individuellen Namen. Jedenfalls sind die meisten Fragen des Kindes „Was-fragen", die allerdings sich auch als „Wo-fragen" und „Wie-fragen" usw. modifizieren können, fast immer aber mit einem einfachen Benennungsurteil zu erledigen sind. —

Die zweite Kategorie von Fragen ist die nach der Kausalität. Es sind die „Warum-fragen". Jeder, der mit Kindern zu tun gehabt hat, weifs, wie grofs die Rolle ist, die diese Fragestellung im kindlichen Denken spielt. An alles und jedes wird diese Frage angelegt, in den unmöglichsten Verbindungen taucht die Frage auf. Dabei unterscheidet das Kind nicht genau die Frage nach Grund oder Zweck. „Warum?" bedeutet ihm oft auch „wozu?"

9. Vielleicht drängt sich nun eine Instanz auf, die gegen unsere Theorie des zielstrebigen Denkens zu sprechen scheint: die sogenannte Inspiration. In diesen Zuständen, in denen die Seele im höchsten Mafse zielstrebig tätig ist, wird nach verbreiteter Anschauung der Seele alles ohne ihr eigenes Zutun geschenkt, ja, jenes Bewufstsein der Aktivität, das wir als charakteristisch für das teleologische Denken im Gegensatz etwa zum Traume ansahen, fehlt gerade.

---

[1] Sully, Untersuchungen über die Kindheit 1904. S. 63 ff.

Ich habe an anderer Stelle die Inspirationszustände zu analysieren gesucht und dargelegt, dafs ein Wesensunterschied vom normalen Denken nicht in ihnen gesehen zu werden braucht.[1] Es handelt sich in ihnen um Steigerungszustände der Psyche, die besonders günstige Arbeitsbedingungen heraufführen, eine gröfsere Leichtigkeit und Schnelligkeit der Arbeit, die aber keineswegs voraussetzen, dafs nicht doch vorher bereits ein Problem vorhanden gewesen sei. Es braucht nur nicht als solches klar bewufst gewesen zu sein, und wenn es jetzt auftaucht, so wird es eben auch nicht als Problem empfunden, weil die Lösung so rasch sich vollzieht, dafs die Arbeit als solche nicht bewufst wird. Eben damit hängt ja auch das Gefühl der Passivität zusammen, weil keine Hemmungen empfunden werden, denn das Gefühl der psychischen Aktivität tritt überall dort hervor, wo sich Hemmungen finden, die überwunden sein wollen. Dies fällt bei den gesteigerten Zuständen, die man mit konventionell gewordener Mythologie als „Inspiration" bezeichnet, fort. und daher jenes eigentümliche Passivitätsgefühl, als würde alles von einer höheren Macht eingegeben. In Wirklichkeit handelt es sich um oft recht lange schon vorhandene Vorbereitungen, die nur unter starker Gefühlserregung plötzlich zur Reife gelangen oder aber um Problemsetzungen, die unter besonders günstigen Verhältnissen sich einstellen und gleich zum Ablauf kommen. Es besteht nur ein Gradunterschied zwischen normalem Denken und dem „inspirierten", indem bei diesem die Gefühlsbegleitungen besonders stark und eigenartig hervortreten, und daher Ablauf und Lösung meist sich besonders leicht und hemmungslos vollziehen.

---

[1] Vgl. meine Psychol. der Kunst. 1912. Bd. I. Buch II. Dazu R. Hennig, Das Wesen der Inspiration. Schriften d. Gesellsch. f. psychol. Forschung. 17.

Kapitel VIII.

Das zielstrebige Denken II. Die Konstituierung und Bearbeitung des Problems.

1. Nicht jeder Denkanstofs konstituiert sich als Problem. Manche werden rasch und leicht nach wenigen Versuchen gelöst, andere wieder werden ungelöst vergessen. Es ist ein stärkeres Gefühl nötig, um uns ein Problem als dauerndes in der Seele festzuhalten. Oft freilich kommt es vor, dafs uns irgendeine ganz nichtige und lächerliche Frage, z. B. das Suchen eines gleichgültigen Namens, zum Problem werden kann und uns stundenlang verfolgt. Meiner Beobachtung nach tritt derartiges besonders in Zuständen der Nervosität und Gereiztheit auf, und es ist hier nur eine allgemeine Unlustdisposition des Nervensystems, die sich zufällig diesen Ausweg sucht.

Sonst pflegt nur das zum Problem zu werden, was den Gesamtbestand des Ich irgendwie ernstlich bedroht oder sonstwie affiziert. Niemals jedenfalls konstituiert sich ein Problem als rein intellektuelles Phänomen, stets sind es starke Gefühle und Willenstendenzen, also subjektive Reaktionen, die ihm seinen dauernden Auftrieb sichern. Man könnte das Problem mit einem Kork im Wasser vergleichen, der wohl zuweilen durch Strudel und Wellen hinabgedrückt wird, aber immer wieder an die Oberfläche drängt. Die Logik freilich hat sich um die Konstituierung der Probleme genau so wenig gekümmert wie um Setzung derselben. Der völlig leidenschaftslose Denker, der nur um des Denkens willen denkt, ist eine Konstruktion. Gewifs kann er zuweilen den Eindruck des Leidenschaftslosen machen, aus dem Grunde, weil er alle seine leidenschaftlichen Gefühle auf seine Probleme konzen-

triert. Aber man begeht bei der Annahme einer solchen „Leidenschaftslosigkeit“ den Fehler, der sehr oft gemacht wird, daſs man aus dem Mangel einzelner Gefühle auf Gefühllosigkeit überhaupt schlieſst. Wie die Sprache einen Menschen, der keiner weichen Mitleidsregungen fähig ist, „gefühllos“ nennt, obwohl er vielleicht bis zum äuſsersten von Ruhmsucht und Ehrgeiz zerquält wird. so ists auch hier, daſs sich eben das ganze Gefühlsleben nur auf das eine Problem konzentriert, und der betreffende Denker darum in anderen Lebenslagen kalt und leidenschaftslos erscheint. Und wie oft erleben wir es, daſs Menschen, die wir für ganz apathisch gehalten haben, plötzlich in heller Flamme emporlodern, wenn ein Thema berührt wird, das ihre eigenste Sphäre berührt!

Es kommt noch ferner hinzu, daſs die Gefühle, die das Problem konstituieren, nicht immer in starken Ausdrücken sich zu endladen brauchen. Oft ist die langsam und leise glimmende Glut viel wirksamer als vulkanische Eruptionen. Beides kommt vor: es gibt Schaffende, bei denen sich das Schaffen in räumlich und zeitlich begrenzten Perioden äuſsert, so daſs sie in wenigen Wochen unter höchster Gefühlserregung ihre Werke produzieren, und andere, die in immer gleichmäſsiger Weise fortarbeiten. Beides kann zu groſsen Werken führen.[1] Aber von einem Denken zu reden, das nur sich selber bewegt, das nicht von Gefühlen getrieben wird, ist eine Theorie, die wissenschaftlich auf der Höhe eines Perpetuum mobile steht, das ja auch von sich aus, ohne Energiequelle, seine Räder drehen sollte.

Freilich nicht immer behält das einstellende Gefühl seine Kraft. Oft muſs es von auſsen her, durch höchste Energieanspannungen, die aus anderen Lebenstendenzen ihre Kraft nehmen, festgehalten werden. Wir wissen es aus dem Leben vieler schöpferischer Geister, daſs sie sich oft mit höchster Energieanspannung an ihre Pläne zurückzwingen muſsten und nicht immer, besonders bei Dichtungen, ist solcher Zwang von Wert. Trotzdem kennzeichnet wohl nichts so sehr den

[1] W. Ostwald hat nach diesen und ähnlichen Gesichtspunkten die Typen des „Romantikers“ und „Klassikers“ unter den wissenschaftlichen Forschern unterschieden. Zu ersteren gehört z. B. Liebig, zu letzteren Helmholtz.

genialen Geist gegenüber dem mittelmäfsigen als eben diese Fähigkeit zur Konstituierung der Probleme, die Konzentrationsfähigkeit. Der ganze unbegrenzte Inhalt der Seele mufs das eine Problem, das mit höchster „magnetischer“ Kraft im Mittelpunkt wirkt, umkreisen. Je stärker diese „magnetische“ Kraft ist, um so mehr Elemente wird sie in ihren Bannkreis ziehen, und um so gröfser kann die Auslese sein, die darunter getroffen wird. Um aber diese Konzentrationskraft zu erhalten, dazu ist oft ein eiserner Wille notwendig, der nur dann schädlich wirkt, wenn er die Lösung in sachlicher Hinsicht tendenziös beeinflufst.

Um nun zu zeigen, in welcher Weise die Seele ein Problem bearbeitet, beginne ich mit einem ganz einfachen Beispiel, das wohl die primitivste Form eines Problems vorstellen kann: mit dem Suchen eines vergessenen Namens. Was macht hier das Problem aus? Eine „Vorstellung“? Die kann es nicht sein, denn die wird ja gerade gesucht! Nach allen unseren bisherigen Ausführungen kann kein Zweifel sein, dafs es nur eine Einstellung sein kann, ein affektives Richtungsbewufstsein mit starken motorischen Tendenzen. Es entspricht etwa dem, was Will. James als „active gap“ beschrieben hat. Ich gebe seine Schilderung wieder: „Nimm an, wir versuchten, auf einen vergessenen Namen zu kommen. Der Zustand unseres Bewufstseins ist ein ganz besonderer. Es ist eine Lücke darin, aber keine blofse Lücke. Diese Lücke ist stark tätig. In derselben ist eine Art von Schemen des Namens, er zieht uns nach ganz bestimmter Richtung, gibt uns auf Augenblicke das prickelnde Gefühl der Nähe und läfst uns dann zurücksinken ohne das ersehnte Wort. Wenn ein falscher Name uns vorgeschlagen wird, beginnt die wunderlich bestimmte Lücke unmittelbar in Aktion zu treten und weist den falschen Ausdruck zurück. Er pafst nicht in ihre Form. Und die Lücke für ein Wort erscheint dem Bewufstsein gar nicht gleich der für ein anderes, so leer von Inhalt sie beide scheinen mögen, wenn man sie als Lücken beschreibt. Wenn ich vergebens versuche, mir den Namen „Spalding“ ins Gedächtnis zurückzurufen, so ist mein Bewufstseinszustand ein ganz anderer, als wenn ich mich umsonst bemühe, mich auf den Namen „Bowles“ zu besinnen. Es gibt unzählige solcher Bewufstseins-

zustände von Bedürfnissen, von denen keiner einen Namen für sich hat, und die doch alle verschieden von einander sind. Ein solches Gefühl eines Mangels, eines Bedürfnisses, ist toto coelo verschieden von einem Mangel an Gefühl: es ist ein recht intensiver Gefühlszustand. Es kann der Rhythmus eines verlorenen Wortes mir vorschweben, ohne die Laute, um ihn zu füllen. Oder das vorüberschwebende Gefühl von etwas wie dem Anfangsvokal oder -konsonanten mag uns geschickt äffen, ohne deutlicher zu werden. Jedermann muſs die folternde Wirkung des bloſsen Rhythmus eines vergessenen Verses kennen, der ohn Unterlaſs einem im Kopfe tanzt und danach strebt, mit Worten ausgefüllt zu werden.“ [1]

Das, was hier von James als „active gap“ beschrieben wird, entspricht nun genau unserem „Problem“, nur daſs wir den Begriff der „Lücke“, der allzu leicht wie etwas ganz Negatives aussieht, lieber durch den eines positiven Richtungsgefühls ersetzen möchten. Dabei ist dieses Richtungsgefühl doch nicht ganz sicher; es tastet umher, bis plötzlich die motorische Reaktion „einschnappt“, ohne daſs wir selber wissen, wie es gekommen ist.

Dieser Punkt ist sehr wichtig, denn die motorischen Faktoren in diesem Suchen dürfen nicht übersehen werden. Oft können wir dem Finden des Namens dadurch nachhelfen, daſs wir dem Alphabet nach die Buchstaben innervieren, wodurch wir den gesuchten Automatismus auslösen.

Überhaupt zeigt die Selbstbeobachtung, daſs kein Problem durch „Vorstellungen“ allein gelöst werden kann. Je intensiver die Geistesarbeit, um so sprunghafter geht sie vor sich, um so weniger ist ihr Lauf mit klaren Bildern in allen Einzelheiten zu bezeichnen. Die früher von uns bekämpfte Theorie, die die Assoziationen in säuberlich aufgereihten Ketten von Einzelbildern vorüberziehen läſst, versagt hier vollkommen. Es ist im Gegenteil eine unübersehbare Masse von geistigen Möglichkeiten erregt, die nun herandrängen ans Licht, wie die Schatten der Unterwelt um die Grube des Odysseus. Aber nur ganz wenige kommen zur Auswahl, und diese Auswahl wird entschieden durch das problemkonstituierende Gefühl,

[1] James, Text Book of Psychology. S. 163 ff.

welches, wie ein Magnet aus einem Haufen Staub die Eisenteilchen, alles das hervorhebt, was in Beziehung zu ihm steht.

Es geht mit der geistigen Befruchtung ähnlich wie mit der von Blüten. Es ist ein Fruchtkolben da, der nach Befruchtung verlangt. In der Luft nun weht es von tausend Pollen, hundert andere schleppen die Insekten herum, aber alle bleiben wirkungslos, bis der richtige kommt, der für das weibliche Organ paſst. Es ist beim geistigen Befruchten gleichgültig, ob das Material bewuſst oder unbewuſst herankommt. Häufig fördert bewuſste Arbeit sehr gut. Ein Dichter macht allerlei Studien historischer oder ethnographischer Art, und so erhalten seine Figuren Form und Farbe. Oder es kommt auch ohne besondere Arbeit das Richtige. „Was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst“, schreibt Schiller an Goethe. Und dieser antwortet darauf: „Wir können nichts tun, als den Holzstoſs erbauen und recht trocknen; er fängt alsdann Feuer zur rechten Zeit, und wir verwundern uns selbst darüber“.[1]

Bergson[2] will die Auswahl aus den zum Bewuſstsein drängenden Inhalten auf motorische Elemente allein zurückführen. Indessen scheint es mir gut, die Gefühle in den Vordergrund zu stellen, denn wenn auch die Annahme, daſs es einmal glücken wird, wahrscheinlich ist, so ist es bis heute doch noch nicht gelungen, für alle Gefühle das motorische Element nachzuweisen. Gefühle aber lassen sich durch die Selbstbeobachtung wohl fast immer als zentralisierender Faktor erweisen, und so scheint es mir besser, vorläufig zu sagen, daſs Gefühle und oft allerdings auch Bewegungen die Auswahl unter den geistigen Inhalten herbeiführen.

Was nun die Phänomenologie des Problems anlangt, so lehnen wir jene Theorie aufs Entschiedenste ab, die darin eine „Vorstellung“ sehen will. Wir haben diese Theorie bereits oben in ihrer Unmöglichkeit darzutun gesucht. Das Problem ist ein höchst komplexes Phänomen, das auch Vorstellungselemente aller Art einschlieſsen kann, aber nicht diese

---

[1] Goethe-Schiller, Briefwechsel, Nr. 52 und 83.

[2] Bergson, Matière et Mémoire. Chap. II.

sind der ruhende Pol, um den die geistige Arbeit kreist. Die Vorstellungselemente wechseln beständig, ja, sie müssen wechseln. Das was sie zusammenhält, ist ein Gefühl, ein Eingestelltsein der Seele in einer bestimmten Richtung. Wenn ein Dichter an einem Werke arbeitet, so ist es eine grofse Gesamtstimmung, die alle die unzähligen Vorstellungselemente zusammenhält, welche sich herandrängen und beständig einander ablösen. So ist es von Dichtern, aber auch von wissenschaftlichen Arbeitern beschrieben worden; wenn auch bei diesen der Gefühlscharakter des Problems weniger manifest ist als beim Künstler, wo Gefühle zugleich den Inhalt der Probleme mitbestimmen.

Ehe wir das jedoch weiter verfolgen, stellen wir zusammenfassend fest, dafs das konstituierte Problem eine doppelte Wirksamkeit einschliefst: einerseits haben wir das Festhalten des Denkantriebs, also ein Gefühl, mit dem auch intellektuelle Elemente verknüpft sind, das sich als ein dauerndes Agens in der Seele etabliert. Andererseits aber haben wir auch die Versuche der Seele, diese Differenz zu entfernen, durch beständige Arbeit das Problem zu lösen und die Störung zu beheben. Diese beiden voneinander getrennt zu haltenden Phänomene bilden zusammen das, was wir den Medialabschnitt der Reihe, die Konstituierung und Bearbeitung des Problems, nannten. Natürlich sind sie nicht ohne inneren Zusammenhang; denn es ist dasselbe Gefühl, welches das Problem als solches festhält, und das die Arbeit des Geistes erregt und in seine Richtung zwingt.

3. Nur in pathologischen Fällen haben wir die beiden Phänomene getrennt, und wir werden, da hier für die Erkenntnis normaler Verhältnisse mancherlei zu holen ist, auch diese pathologischen Formen betrachten. Eine pathologische Form der Konstituierung einzelner psychischer Phänomene haben wir in den Zwangsphänomenen, dagegen haben wir eine Erregung der psychischen Arbeit ohne oder wenigstens doch unter Zurücktreten des konstituierten Problems bei Ideenflucht und in vielen Rauschzuständen.

Wir betrachten nun einige pathologische Phänomene, die dem verwandt sind, was wir hier ein „Problem“ nannten. Denn das andauernde Sichindenvordergrundschieben bestimmter

Einstellungen, Affektzentren, um die unser Denken immer wieder kreist, bis sie gelöst sind, findet sich im pathologischen Seelenleben, ja oft sind die Problemstellungen übernormaler Geister von Aufsenstehenden als „fixe Ideen“ angesehen worden. Wir werfen einen kurzen Blick auf diese Zwangsphänomene pathologischer Natur und werden dabei sehen, dafs der affektive und motorische Charakter derselben gar nicht abzuweisen ist, so dafs wir es richtiger finden würden, wollte man von Zwangsgefühlen reden, statt von Zwangsvorstellungen, da die Vorstellungen durchaus sekundärer Natur sind.

Wenn bisher die Tatsache, dafs die Gefühle den Bewufstseinsverlauf fördernd beeinflussen, wenig beachtet worden ist, so hat man immerhin dem hemmenden Einfluſs etwas mehr Interesse geschenkt, obwohl es natürlich im letzten Grunde dasselbe ist, ob dieselbe Vorstellung festgehalten wird oder ob verschiedene Vorstellungen durch einen Umstand herbeigeführt werden; denn auf die Tatsache des Beeinflussens überhaupt durch jenen Umstand kommt es an.

Am grellsten tritt der hemmende, festhaltende Einfluſs der Gefühle hervor in jenem Phänomen, das man gewöhnlich als Zwangsvorstellung bezeichnet. So definiert Westphal z B.: „Zwangsideen sind solche Vorstellungen, welche gegen und wider Willen des betreffenden Menschen in den Vordergrund des Bewufstseins treten, welche sich nicht verscheuchen lassen, den normalen Ablauf der Vorstellungen hindern und durchkreuzen, welche der Befallene stets als abnorm, ihm fremdartig anerkennt und denen er mit seinem gesunden Bewufstsein gegenübersteht.“[1]

Indessen wird eine genaue Analyse eines solchen Falles zeigen, dafs sich nicht bestimmte Vorstellungen aufdrängen, sondern dafs es meist Gefühle sind, die allerdings gewisse Vorstellungen festhalten. Ich gebe ein Beispiel von Thomson: „Ein Patient, stark belastet, hochbegabt und von heiterem Temperament, nimmt infolge chronischen Magendarmkatarrhs 30 Pfund an Körpergewicht ab. Damit stellen sich Zwangsvorstellungen ein. — Ganz plötzlich begann der abnorme Zustand. Er sah seine Frau mit einem seiner guten Freunde im Garten zusammen sprechen, und blitzartig schofs ihm der Gedanke durch den Kopf, dafs zwischen beiden unlautere Beziehungen beständen. — Ob-

[1] *Archiv f. Psychiatrie* 3. Zitiert nach Störring, Vorl. über Psychopathologie, S. 298.

wohl er sich völlig bewufst war, wie unsinnig dieser Gedanke aus inneren und äufseren Gründen war, liefs ihn derselbe nicht los, sondern beschäftigte ihn unablässig. Er verbarg seinen Gedanken sorgfältig vor jedermann, aber von dieser Zeit ab zeigte er sich deprimiert, hatte kein rechtes Interesse mehr an Geschäft und Zerstreuungen, verlor Schlaf und Appetit. Die Vorstellung, infolge der Vernachlässigung des Geschäfts zu verarmen, tauchte auf, gleichzeitig aber neben der Idee der Untreue seiner Frau ein intensiver Trieb, die Frau zu töten und sich das Leben zu nehmen. Sorgfältig entfernte er alle Waffen aus dem Hause und ging jeder Gelegenheit aus dem Wege, suchte sich immer wieder abzulenken, da er genau wufste, wie unsinnig der Verdacht war. — Als er eines Tages seine Frau (dieselbe war schwindsüchtig) an der Schulter massierte, kam ihm der Gedanke, sie zu erwürgen, in so zwingender Stärke, dafs er entfloh, um ihn nicht auszuführen.“ [1]

Wir haben hier ein gut beschriebenes, typisches Beispiel für eine sogenannte Zwangsvorstellung. Aber ist es nun wirklich eine *Vorstellung*, die fixiert wird? Nein, es ist weder dieselbe Vorstellung, noch ist es überhaupt immer eine Vorstellung, sondern ein „Gefühl“, ja vor allem der Drang zu einer Tätigkeit. Von einer Zwangsvorstellung könnten wir höchstens reden, wenn dasselbe Bild sich immer wieder aufdrängte, wenn z. B. jener Patient Thomsons immer wieder dasselbe Bild des Verbrechens in flagranti im Geiste vor sich sähe. Das ist aber gar nicht der Fall. Es mag gewifs zuweilen vorkommen, dafs ein einzelnes derartiges Bild sich aufdrängt, in fast allen Beschreibungen jedoch, die mir bekannt geworden sind, geschieht das nicht. Die Ursache kann also nicht in der Vorstellung liegen. Was gleich ist, ist stets nur ein allgemeines Angstgefühl, nur eine allgemeine Richtung, die sich die verschiedensten Situationen ausmalt. Und analysieren wir die „Idee“, die in allem gemeinsam ist, so bleibt überhaupt kein gemeinsamer Rest intellektueller Natur übrig, sondern ein Gefühl, meist der Angst. — Eine Ausnahme machen scheinbar höchstens jene Phänomene, die man Wortzwang oder Onomatomanie nennt. Indessen mufs schon der Umstand, dafs solche Worte meist einen ganz bestimmten, oft unangenehmen Gefühlston haben, darauf führen, dafs auch hier nicht der einzelne Wortinhalt es ist, sondern das Gefühl, das das Wesen dieses Zwangsphänomens ausmacht. Ich glaube, dafs man selbst diesen Fall nicht halten kann als Beispiel für die Fixierung einzelner Vorstellungen, wie das Störring[2] noch will, der sonst sich am meisten frei gemacht hat von der alten Anschauung. Auch hier ist das Wort nur das zufällige Kleid des Gefühls, das darin steckt. Und auch der Umstand, dafs sich mit diesen Wort*vorstellungen* (ein Begriff, der ja überhaupt anfechtbar ist) stets der Drang verbindet, sie auszusprechen, dürfte darauf hinleiten, dafs wir es vor

[1] Thomson, Klin. Beiträge zur Lehre von den Zwangsvorstellungen. *Archiv f. Psychiatrie* 17, S. 319 ff.

[2] Störring a. a. O. S. 319.

allem mit einem Zwangstrieb, einem Zwangswollen zu tun haben, nicht mit einer Zwangsvorstellung, die nur sekundär, wenn auch vielleicht im Bewufstsein am repräsentativsten erscheint, genau wie das Störring sehr richtig für den Namenszwang gezeigt hat, wo das Wort nicht vorhanden ist, sondern gesucht wird.

Wir können also für alle Zwangsphänomene, ohne die von Störring vorgeschlagene Ausnahme, feststellen, dafs dasjenige, was sich durch seine Konstanz als der wahre Inhalt derselben erweist, ein affektives Phänomen (ein Gefühl, ein Trieb, eine Leidenschaft) ist, während die intellektuellen Inhalte durchaus sekundärer Natur sind, die sich das Gefühl oder der Trieb suchen, um sich darin zu betätigen und auszuwirken.

Können wir schon nicht für den eigentlichen Inhalt der Zwangsphänomene Vorstellungen gelten lassen, so geht das noch weniger, wenn wir nach dem fixierenden Moment fragen. Das hat Störring bereits sehr gut nachgewiesen, indem er gezeigt hat, dafs es meistens Gefühle, Affekte usw. sind, woneben er allerdings noch die Beteiligung von Spannungsempfindungen gelten lassen will.[1] Indessen haben wir oben dargetan, dafs sich solche Spannungsempfindungen und organischen Vorgänge anderer Art als ein wichtiger Teil in sehr vielen Gefühlen usw. nachweisen lassen, wenn sie auch nicht, wie die Lange-Jamessche Theorie es will, ihr Wesen ausmachen. So kann es uns nicht verwundern, wenn kinästhetische Empfindungen im Sprechapparate, ebenso Muskelsinnhalluzinationen als Zwangsphänomene wirken. Diese Dinge als Zwangsvorstellungen (im exakten Sinne) anzusehen, haben wir keinen Anlafs.

Von seiten der Assoziationspsychologie ist der Versuch gemacht worden, ihr Prinzip dadurch zu retten, dafs man nicht nur den Inhalt der Zwangsphänomene, sondern auch das fixierende Moment in den Vorstellungen selber suchte. Und zwar glaubte man, die Fixierung aus der abnormen Intensität der Vorstellungen herleiten zu können. Indessen ist dem aus den verschiedensten Gründen zu widersprechen. Zunächst ist der Begriff Intensität der Vorstellungen aus mehrfachen Gründen anzufechten. Wenn darunter etwa die Deutlichkeit verstanden werden soll, so ist dazu zu bemerken, dafs grofse Deutlichkeit im normalen Seelenleben durchaus nicht fixierend wirkt. Eher liefse sich noch das Umgekehrte sagen: es kommt zwar vor, dafs eine mir nur undeutlich vorschwebende Erinnerung zum Zwecke gröfserer Verdeutlichung im Blickpunkt des Bewufstseins festgehalten wird, niemals habe ich jedoch die Bemerkung gemacht, dafs Gesichter, die mir deutlich in der Erinnerung sind, mir darum länger vorschwebten als undeutliche. Andererseits geben die Kranken bei ihren Zwangsvorstellungen in der Regel nichts Derartiges an. Wenigstens ist mir von Kranken, die ich beobachten konnte, eine derartige Äufserung

---

[1] Hierzu Störring a. a. O. S. 307 f.

kaum gemacht worden. Wenn man schon auf „Intensität“ der Vorstellungen rekurrieren will, wird man auch um deren Gefühlston nicht herumkommen.

Man läfst nun die psychische Seite aufser Beachtung und legt den Nachdruck auf die physiologischen Korrelate der Vorstellungen. Von der Annahme einer gesteigerten Anspruchsfähigkeit ausgehend, bei der der gleiche Reiz einen stärkeren Erregungsvorgang in der Rinde auslöst als bei der gewöhnlichen Anspruchsfähigkeit dieser Zentren, nimmt man eine abnorme Intensität der Korrelate der Vorstellungen als Ursache oder Mitursache des Zustandekommens von Zwangsvorstellungen an. Indessen ist der charakteristischste Vertreter dieser Anschauung, Friedmann[1], bereits von Störring so gut in meinem Sinne widerlegt worden, dafs es mir überflüssig erscheint, die Gründe Störrings zu wiederholen. Dessen Polemik stützt sich vor allem auf den Nachweis, dafs die Fälle Friedmanns nichts für die Intensität der Vorstellung beweisen, sondern blofs eine Reproduktion eines Affektes von gesteigerter Intensität sind.[2]

Friedmann äufsert sich dann speziell über das Gedankenlautwerden. Er schreibt: „Die lautwerdende Vorstellung ist identisch mit der Zwangsvorstellung, das Innervationsgefühl, welches im Kehlkopf jedes gedachte Wort begleitet, wird hier mächtiger, und da die Besinnung wohl erhalten ist, kann gar keine andere Erklärung ausgedacht werden als die, dafs es mächtiger wird, weil eben die ganze Vorstellung intensiver wird“. Mir scheint dabei die letzte Annahme nicht richtig zu sein. Nicht nur nehme ich mit Störring an, dafs die stärkere Intensität des „Innervationsgefühls“ im Kehlkopf auch dann eintreten mufs, wenn nur die Sprachzentren sich im Zustande gesteigerter Reizbarkeit befinden; nein, die Vorstellung ist ja gar nicht die Ursache, sondern die Folge des Sprechens. Tatsächlich liegt die Sache doch so, wie man leicht durch Selbstbeobachtung feststellen kann, dafs die wirkliche ausgeführte Vorstellung erst nach dem Sprechen da ist, dafs im Sprechen selber durch das Sprechen erst sich die Vorstellung formuliert.[3] Heinrich von Kleist hat in seinem geistvollen Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ das einmal ausgesprochen: „L'idée vient en parlant“. Wie wir im normalen Leben meist erst wirklich klar vorstellen, wenn wir gesprochen haben, während vorher nur eine ganz vage Einstellung, ein Richtungsgefühl, vorausging, so können wir auch in solchen pathologischen Fällen die *Vorstellung* nicht als die Ursache, sondern als die Folge des Sprechens ansehen. Hierfür wäre noch weiter die Tatsache zu erwähnen, die Störring anführt, dafs auch dort, wo wirkliche Halluzinationen vorliegen, häufiger dann Zwangsvorstellungen gefunden werden, wenn zugleich Erregungs-

---

[1] Friedmann, Über den Wahn. Wiesbaden 1894.

[2] Störring a. a. O. S. 309.

[3] *Zeitschr. f. Psychol.* 60, S. 385 ff.

anomalien im Sprechapparat vorliegen, als bei Halluzinationen ohne diese Komplikation. Jedenfalls aber dürfen wir einen solchen Drang zum Sprechen nicht auf dem Gebiete der Vorstellung suchen, sondern auf dem Gebiete der subjektiven Aktivität, des Willens. Alles in allem jedenfalls wird man eine gesteigerte Intensität der Vorstellungen — wenn man darunter reproduzierte Empfindungen versteht — nur in jenen seltenen Fällen annehmen dürfen, wo wir es mit Halluzinationen zu tun haben, bei deren Zustandekommen meist auch noch andere Faktoren als rein imaginative in Betracht zu ziehen sind. Auch die sogenannten Sprechbewegungs*vorstellungen* darf man, wenn man den Begriff der *Vorstellung* ganz exakt faſst, nicht hierher rechnen, weil das Sprechen kein Reproduzieren, sondern eine motorische Tätigkeit ist, also eher unter den Begriff einer Zwangstätigkeit, eines Zwangswollens fällt als unter den des Zwangsvorstellens.

Jedenfalls können wir als fixierendes Moment bei allen fixen Ideen affektive Phänomene feststellen. Denn die Vorstellung ist nur der fixierte Inhalt, nicht das fixierende Agens, und, wie wir oben gezeigt haben, ist sie meist ganz sekundärer Natur. Wenn man sie trotzdem für die Ursache nimmt, so wird der logische Fehler begangen, daſs man eine zufällige Auslösung fälschlich als Ursache setzt.

Wir haben so ausführlich von den pathologischen Zwangsphänomenen gesprochen, weil sie uns in besonders deutlicher Weise einen Fall zu illustrieren scheinen, der im alltäglichen Leben beständig vorkommt. Wie die meisten pathologischen Phänomene sind sie nur abnorme Vergröſserungen von Dingen, die auch in der normalen Psyche vorgehen. Pathologisch werden sie erst, wenn sie dem Bestand des Lebens gefährlich werden. —

Jedem werden sofort aus eigener Erfahrung eine Menge von Beispielen zur Hand sein, wo solche Zwangsphänomene sich eingestellt haben. Bald wird er im Zweifel gewesen sein, ob er seine Haustür oder seinen Geldschrank nicht vergessen hat zuzuschlieſsen, ob er nicht Briefe vertauscht oder beim Weggehen die Lampe nicht gelöscht hat, kurz alle jene kleinen Zweifel, die unsere Stimmung so stören können. Wer aber hat nicht auch beachtet, daſs diese Dinge sich in nervösen Zuständen bedenklich mehren? Und doch sind die „Vorstellungen“ dieselben, nur die affektive Färbung ist an solchen Tagen anders. Und wer weiſs nicht, wie ein bevorstehendes peinliches Ereignis lange vorher seine Schatten über den Weg wirft? Wie ein bevorstehendes Unglück, und wärs auch nur ein Examen, einen bitteren Tropfen in jeden Becher fallen läſst? Was in solchen Fällen immer wiederkehrt, ist nirgends die innere gleiche Vorstellung, sondern das Gefühl, das sich stets neue Formen schafft, sowie die alten verbraucht sind. Ich erinnere mich genau aus einer vergangenen stark neurasthenischen Periode meines Lebens, wie mich gewisse Ideen eine Zeitlang quälen konnten, bis sie eines Tages wie durch einen Zauberschlag weg waren und durch neue ersetzt wurden, so daſs ich mir gar nicht mehr denken konnte,

wie jene ersten Schreckgespinste mich je zu schrecken vermocht hatten. Überall in solchen Fällen ist nicht die Vorstellung, sondern das Gefühl primär. [1]

Im übrigen sind es nicht die trüben Gefühle und Affekte allein, die sich so fest in unserem Bewufstsein etablieren und immer wieder, wie ein Kork in einem bewegten Bache, an die Oberfläche tauchen. Auch die Freude kann so wirken. Ein Mensch, der eben das grofse Los gewonnen hat, wird von diesem Freudegefühl genau so beherrscht, wie ein Kranker von seinen Angstgebilden. Immer wieder spricht er davon, und jedem mufs er sein Glück mitteilen. Dabei ist in seinen Gedankengängen nicht etwa immer die Vorstellung jenes grofsen Loses, auch nicht die eines Haufen Goldes, sondern beständig quellen in ihm neue Ideen auf, was er anfangen will in seinem Glück. Das treibende Moment in allem Wechsel ist stets das Gefühl, das nur in immer neuen Seifenblasen flimmert.

Ebenso ist es mit den unangenehmen Zwangsgefühlen. Auch hier steht nicht die eine „Vorstellung" der offenen Geldschranktür beständig vor der Seele; im Gegenteil, die Seele ist meist höchst geschäftig, sich immer neue Möglichkeiten auszumalen, was geschehen könnte, daneben allerdings auch, diese wieder vor sich selber hinweg zu disputieren.

Überall ists aber das Gefühl, das einmal eine gewisse Richtung im Vorstellungsverlauf konstituiert, andererseits auch immer wieder neue Vorstellungen heranzieht, jedenfalls den Bewufstseinsstrom in ganz bestimmte Bahnen zwingt.

Stets ist das Gefühl, nicht der intellektuelle Inhalt die wahre Ursache. Wenn A immerfort an den Tod von N denken mufs, B aber nicht, obwohl er dieselbe Todesanzeige erhalten hat, so liegt es eben daran, dafs bei A andere Gefühlsdispositionen sind, die erst jenes Festhalten der Vorstellung bewirken. Indessen ist das im Grunde so banal, dafs man nicht dabei zu verweilen braucht, wenn nicht die landläufige,

---

[1] G. E. Müller hat den Begriff der Perseveration der Vorstellung eingeführt. Indessen scheinen solche Fälle besser auf eine Perseveration des Gefühls zurückzuführen zu sein, denn meist ist eine solche Perseveration, z. B. wenn ich einen Brief auf einem Spaziergang einstecken will, im Gedächtnis nur als vages Gefühl vorhanden, das als Unterton mein übriges Denken begleitet. Sehr oft kommt es dabei vor, dafs die perseverierende „Vorstellung" dem Gedächtnis entschwindet, und nichts bleibt als ein Gefühl, dafs etwas zu tun war, man aber nicht sich besinnen kann, was es gewesen ist. Oft kann man, indem man diesem Gefühl nachgeht und seinen assoziierenden Bahnen nachspürt, nur nach langer Mühe erst die perseverierende Vorstellung wieder auftreiben, die demnach nicht den Erklärungsgrund für das ganze Phänomen abgeben kann. Dieses also kann nur in Gefühls- und Willensprozessen zu suchen sein.

sich ans Äufserliche haltende Redensart von der Zwangsvorstellung einen falschen Sachverhalt suggerierte.

4. Wenn es auch schwer ist zu sagen, was in der Gesamtseele vor sich geht, da ins Bewufstsein immer nur das Resultat der Denkarbeit tritt, so läfst sich vom Denkresultate aus rückwärts immerhin einiges auf die Denkarbeit schliefsen.

Jedenfalls läfst sich zunächst etwas sagen über das, was sie nicht ist. Sicherlich nämlich geht das Denken nicht so von statten, wie die Assoziationspsychologie es will: nach Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit, wenigstens nicht nach der oben beschriebenen Kettentheorie, dafs ein abgerundetes Bildchen ein anderes, damit verwandtes, nachziehen müfste. Nichts ist in uns, was uns zu einer solchen Annahme zwänge. Dafs sich nachher überall eine Kette, die durch Gleichzeitigkeit oder Ähnlichkeit verbunden scheint, konstruieren läfst, beweist natürlich nichts. Denn es gibt in der ganzen Welt wenig Dinge, zwischen denen sich nicht irgendwie eine solche Beziehung finden liefse. Aufserdem leugnet niemand, dafs unter Umständen auch Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit in Betracht kommen, nur sind sie als ausschliefsliche oder vorwiegende Erklärung unzureichend.

Wir müssen durchaus annehmen, dafs nicht blofs einzelne Vorstellungen sich folgen, sondern dafs immer ganze Massen von Möglichkeiten aufgewirbelt werden, die zur Befruchtung herandrängen, und aus denen eine Auswahl erfolgt. So hat es Goethe beschrieben:

„Zwar ists mit der Gedanken-Fabrik
wie mit einem Webermeisterstück,
wo ein Tritt tausend Fäden regt,
die Schifflein herüber, hinüberschiefsen,
die Fäden ungesehen fliefsen,
ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

So erzählen auch grofse Musiker wie Mozart und andere, dafs ihnen die Melodien in Fülle zugeströmt seien, aus denen sie nur die rechte auszuwählen gebraucht hätten.

Ähnlich wie wir bei der Problemsetzung zwei Typen unterschieden, von denen dem einen sich die Probleme von aufsen,

dem anderen von innen setzten, so kann man auch bei der Problembearbeitung von zwei verwandten Typen oder, wenn man will, Methoden sprechen, womit keineswegs gesagt zu sein braucht, dafs die äufsere Problemsetzung zugleich eine „äufsere“ Bearbeitung bedingte.

Die Bearbeitung kann nämlich sowohl in der Weise vor sich gehen, dafs man von aufsen her, durch Wahrnehmungen, Lektüre und äufsere Experimente Material heranbringt, sie kann aber auch so vor sich gehen, dafs die Phantasie aus dem Gedächtnis schöpft und durch beständiges Variieren und Umformen der Gedanken immer neue Möglichkeiten schafft. Es ist deutlich, dafs auch für die verschiedenen Wissenschaften beide Methoden von verschiedener Bedeutung sind. Für die exakten, beschreibenden und sammelnden Wissenschaften ist die erste Methode wichtiger, für die philosophischen Wissenschaften mehr die zweite. Das Ideal ist natürlich eine Vereinigung beider, doch findet man das selten.

Auch in den Künsten bestehen beide Arbeitsformen nebeneinander. Es gibt Künstler und Dichter, die ihre Werke durch ein unendliches Sammeln von Beobachtungen und Studien zustande bringen und dem Verarbeiten durch das schöpferische Ich einen möglichst geringen Raum geben wollen. Der Naturalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dies Sammeln „menschlicher Dokumente“ zur Methode erhoben, und einige seiner strengsten Jünger betritten dem Künstler sogar sein ureigenstes Recht, das der Schöpfung und Erfindung. Daneben stehen aber wieder andere Künstler und Dichter, deren Arbeit gar kein Heranbringen neuen Materials zeigt. Sie begnügen sich mit dem Variieren und Umformen bereits vorhandener Motive. So haben z. B. die grofsen attischen Dramatiker, Shakespeare, Molière kaum materiell die Literatur bereichert; was sie gaben, war meist nur eine Umformung bereits bestehender Fabeln. So gibt es Maler, die keine Hand, kein Ohr zeichnen, ohne ein Modell zu benutzen. Andere, zu denen z. B. Böcklin gehörte, benutzten für ihre Akte niemals Modelle, schöpften also mit ihrer Phantasie aus dem Gedächtnis statt aus der unmittelbaren Wahrnehmung, was fast immer eine geringere Bewertung der Details mit sich bringt.

Im allgemeinen neigt die Schätzung in unserer Zeit mehr zur materiell bereichernden als zur ideell verarbeitenden Methode, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Kunst, obschon starke Anzeichen auf einen kommenden Wandel deuten.

Letzten Endes ist der Unterschied beider Methoden kein prinzipieller. Auch der Materialsammler mufs, falls er wirklich ein Problem lösen will, fähig sein, sein Material umzuformen und passend zu gestalten, sonst wird niemals ein wirklicher Bau daraus. Ebenso mufs der Umgestalter über einen ausgiebigen Schatz an Material verfügen, wobei es wenig wichtig ist, ob er es aus der gegenwärtigen Wahrnehmung oder aus der früheren (dem Gedächtnis) schöpft. Es handelt sich um einen Gradunterschied, der aber nicht übersehen werden darf.

Gerade darum aber, weil die Tätigkeit der Seele eine Zusammenarbeit unzähliger Momente ist, die wir nicht alle überschauen können, haben wir oft den Lösungen solcher Probleme gegenüber das Gefühl, als seien sie unserer Willensbeeinflussung ganz entrückt. Es scheinen „Einfälle“ zu sein, von denen wir nicht sagen können, wie wir dazu kommen, was kaum der Fall wäre, wenn so durchsichtige und angeblich eindeutige Prinzipien wie Ähnlichkeit und Berührung allein mafsgebend wären.

Im übrigen möchte ich hier, wo es sich um die Arbeit des Problemlösens handelt, einem grofsen Forscher selber das Wort geben. In seiner Tischrede, die er an seinem siebzigsten Geburtstage hielt, sprach sich Helmholtz folgendermafsen über sein Denken und die dabei auftretenden guten Einfälle aus: „Sie schleichen sich oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne dafs man gleich von Anfang an ihre Bedeutung erkennt, dann hilft später nur zuweilen noch ein zufälliger Umstand zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne dafs man weifs woher. In anderen Fällen treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Ich mufste immer erst mein Problem nach allen Seiten soviel hin- und hergewendet haben, dafs ich alle seine Wendungen

und Verwicklungen im Kopfe überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja ohne vorausgehende Arbeit nicht möglich. Dann mufste, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie, wirklich den zitierten Versen Goethes entsprechend, des morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauss angemerkt hat." [1]

Hier also hören wir einen Meister des Denkens sprechen. Er verfährt so, dafs er sich das Problem erst in jeder Weise klar macht und wartet dann, bis die guten Einfälle kommen. Andere dagegen arbeiten viel absichtlicher darauf hin. Auch das ist individuell verschieden.

Im übrigen darf man hier ebenfalls aus der Art des Arbeitens keine Wertung ableiten, obwohl es oft geschieht. Während manche Leute und auch ganze Zeiten nur denjenigen für „genial" halten, dem seine Einfälle wie angeflogen kommen, gibt es wieder andere Beurteiler, die nur diejenige Arbeit gelten lassen, der man den Fleifs und Schweifs anmerkt, den sie gekostet hat. Die erstere Anschauung überwiegt in der Kunst, während in der Wissenschaft besonders neuerdings alles blofs „intuitive", nicht nach Bienenfleifs aussehende Arbeiten als höchst verdächtig erscheint. Indessen war es nicht immer so: um 1800, als Schelling und Hegel den Ton angaben, galt auch in der Wissenschaft vor allem der geniale Einfall, während sich Zola und seine Anhänger wiederum ihrer unendlichen „Dokumentensammlungen" rühmten.

Indessen nicht die Art des Arbeitens, sondern das Resultat entscheidet. Es ist kein Zweifel, dafs es nicht nur eine Art des Problembearbeitens gibt. Ob das Material, das zur Lösung des Problems dienen soll, durch Erinnerung und Phantasie, ob es durch sammelnde Arbeit, ob es durch Zufall herangetragen wird, ist für die Lösung nebensächlich: für diese kommt es nur darauf an, dafs ein klar erfafstes Problem

---

[1] Zitiert nach Ostwald, Grofse Männer. S. 302 f.

vorliegt, und dafs im richtigen Momente das gerade notwendige Material vorhanden ist, wofür es unwesentlich ist, wie es zusammengekommen. Es ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, um danach ein Werturteil zu fällen. Zuweilen sind die Mittel, wodurch auch grofse Genies ihrer Phantasie Material zuführen, scheinbar ganz äufserlich. Beethoven pflegte sich durch Anschlagen beliebiger Töne auf dem Klavier anzuregen; für sehr viele Dichter ist eingestandener- oder uneingestandenerweise der Reim der Hebel für ihre Gedanken gewesen, und oft auch hat der Zufall seine Hand im Spiele. Jeder geistige Arbeiter pflegt es zu erleben, dafs ihm der Zufall die gerade nötigen Ideen zuspielt, sei es durch ein Buch, ein Erlebnis oder ein Gespräch, so dafs man oft die Empfindung hat, als wäre es schon mehr als Zufall. Freilich ist es kein äufseres, sondern ein inneres Moment, das diese Auswahl leitet, nämlich das Problem, das wie ein Meeresstrudel alles in seinen Bann zieht, was sich ihm nähert.

Gerade die Bearbeitung des Problems ist freilich am allerschwersten zu beobachten. Man hat es oft ausgesprochen, dafs sie sich im Unbewufsten oder Unterbewufsten vollzieht. Man kann das bis zu einem gewissen Grade zugeben, ohne dafs man darum, wie das zuweilen geschehen ist, mystischen Einflüssen die Türe öffnet.

Besonders beim genialen Schaffen ist dieser Charakter des Plötzlichen und Unerwarteten der Lösung oft beschrieben worden, die allerdings auf eine Arbeit des Geistes schliefsen läfst, die sich nicht im Lichte des Bewufstseins vollzieht. Ganz plötzlich erstand das Werk in einer Gesamtvision, ohne dafs der „Urheber“ sich bewufst war, wie er dazu gekommen. Daher rührt der Glaube an eine „Inspiration“, der sich, wenn auch in geänderter Form, noch heute hier und da findet.

Aber auch bei keineswegs übernormalen Geistern kommen solche plötzlichen Gedankenleistungen vor, die nicht anders als durch Zuhilfenahme unbewufst vor sich gehender Geistestätigkeit gedeutet werden können. Oft springt einem die Lösung eines Problems, wenn man gar nicht mehr daran gedacht hat, fertig entgegen. Ich habe das an mir selber oft beobachtet. Zuweilen in den ungeeignetsten Situationen, in der elek-

trischen Bahn, während ich die Leute um mich beobachtete, ganz plötzlich durchfährt mich blitzartig die Lösung irgendeiner Frage, über die ich schon länger umsonst gegrübelt, an die ich aber vielleicht seit Tagen bewufst nicht mehr gedacht hatte. Auch von mehreren meiner Freunde, die mir als feine und gescheite Beobachter bekannt sind, ohne eigentlich zu den schöpferischen Geistern zu gehören, habe ich derartiges erzählen hören. Besonders oft scheint nach einem Schlafe eine solche Lösung einzutreten. Nicht dafs man morgens mit ausgeruhtem Hirn besser die Frage lösen könnte, nein, fix und fertig — wie Athene aus dem Haupte des Zeus — ist der Gedanke da. Nach allen diesen Tatsachen dürfte kaum ein Zweifel darüber möglich sein, dafs ein Problem, d. h. die Einstellung der geistigen Tätigkeit in einer bestimmten Richtung, auch in die Tiefe sinken und dort weiter wirken kann, ohne dafs das augenblickliche Bewufstsein es zu kontrollieren vermag.

5. Es sei indessen auf einen Umstand hingewiesen, der geeignet ist, die Bedeutung dieses „unbewufsten“ geistigen Schaffens etwas einzuschränken, ohne allerdings es ganz aufzuheben.

Ich möchte den Begriff der unbeachteten Vorbereitung hier einführen. Man hat wiederholt konstatiert, dafs unter den vielen Bedeutungen, in denen der Begriff „unbewufst“ vorkommt, auch einer sich befindet, der, besser bezeichnet, „unbeachtet“ heifsen müfste; d. h. es handelt sich keineswegs um eine simultan mit der bewufsten Geistestätigkeit, gleichsam in einem tieferen Geschofs vor sich gehende psychische Aktion, sondern es handelt sich ganz einfach um gewöhnliche Denkarbeit, deren man sich als solcher nur nicht erinnert, bis sie sich dann plötzlich doch ins Bewufstsein schiebt, ohne dafs wir an ihren Ursprung mehr denken. So haben wir vielleicht früher einmal ein Gedicht gelernt, aber wieder „vergessen“. Später lernen wir es von neuem und können es nach wenigen Lesungen, ohne auch jetzt uns zu erinnern, dafs oder gar wann und wo wir es früher schon gelernt haben, bis uns plötzlich durch einen Zufall die Situation einfällt, wo wir es uns früher eingeprägt haben, und nun

die merkwürdige und vorher ganz unerklärliche Leichtigkeit des Behaltens ihre Erklärung gefunden hat. Ebbinghaus hat auch im Experiment solche „vergessenen“ Gedächtnishilfen nachgewiesen. — Ähnlich wie hier mit dem reinen Gedächtnis geht es mit dem freien geistigen Arbeiten, das ja z. T. aus dem Gedächtnis schöpft. Auch hier haben wir oft Vorarbeiten geleistet, deren wir uns nicht mehr, wenigstens im Augenblick des Findens nicht mehr genau entsinnen, obwohl sie jetzt eine starke Hilfe für das Denken bilden. Das ist es, was ich die „unbeachtete Vorbereitung“ nenne, die eine viel gröfsere Rolle spielt, als man gewöhnlich annimmt. Zieht man diese heran, so schränkt sich die Notwendigkeit für die Annahme „unbewufster“ Geistesarbeit immerhin etwas ein.

Das ganze Dasein ist besonders beim genialen Menschen, aber auch bei jedem anderen, der sein Leben der Lösung bestimmter Aufgaben widmet, eine solche unbeabsichtigte Vorbereitung, deren einzelne Momente oft unbeachtet bleiben. Ist einer z. B. Maler, so beobachtet er, wo er geht und steht, Farben, Farbenkombinationen, erwägt deren Verwendung und prägt sie seinem Gedächtnis ein, ohne sich dabei stets des Momentes, der Situation zu erinnern. Braucht er sie nachher, so sind sie wie aus dem Nichts entsprungen, da, weil jener Kranz von Beziehungen, der eine Vorstellung erst zur „Erinnerung“ macht, nicht mit auflebt. Jeder, der weifs, wie Dichter und Denker arbeiten, wer Hebbels Tagebücher, Nietzsches Nachlafs, Beethovens Skizzenhefte usw. kennt, merkt, wie zahllose unausgeführte Ansätze dem endgültigen Wurf vorherzugehen pflegen. Und doch sind das nur die schriftlich fixierten. Wer aber wollte alle jene Vorbereitungen aufzählen, die nicht einmal zur schriftlichen Fixierung kommen!

So rühmte man z. B. von Napoleon seine für die Umgebung unbegreifliche Schnelligkeit des Auffassens und des Entschlusses. Aber er selber hat das so erklärt, dafs er stets vorbereitet sei, dafs seine unerhörte Schnelligkeit im momentanen Erfassen der Aufgaben in Wirklichkeit ein Verfügen über unendlich vielseitige Vorbereitungen sei, die oft von langer Hand datierten. Er sagt selbst zu Roederer: „Moi, je travaille toujours; je médite beaucoup. Si je parais tou-

jours prêt à répondre à tout, à faire face à tout, c'est qu'avant de rien entreprendre j'ai longtemps médité, j'ai prévu ce qui pourrait arriver. Ce n'est pas un génie qui me révèle tout à coup ce que j'ai à dire ou à faire dans une circonstance inattendue pour les autres, c'est ma réflexion, c'est la méditation. Je travaille toujours, en dînant, au théâtre. La nuit, je me réveille pour travailler . . ." [1]

6. Wenn nun die Gefühle von so grofser Wichtigkeit für Denk- und Phantasietätigkeit sind, so wird man daraus auch weiter folgern, dafs dann die Gesamtgefühlslage von gröfstem Einflufs auf die Geistestätigkeit sein müsse. In der Tat ist das der Fall, und besonders dort, wo die Synthesen sehr weit gespannt sind, wie etwa beim Zustandekommen dichterischer Schöpfungen, wird uns oft von einem ganz aufserordentlichen Gefühlszustand des Schöpfers berichtet.

Man mufs natürlich einen Unterschied machen zwischen der Kleinarbeit des Geistes und den grofsen Synthesen, die beide nebeneinander in jeder gröfseren geistigen Leistung zur Geltung kommen. Das, wovon wir hier hauptsächlich sprechen, sind die letzteren, weil an ihnen das Wesen des zielstrebigen Denkens am deutlichsten hervortritt. Bei der Kleinarbeit, die sich in langsamen, sorgfältig abtastenden Schritten vorwärts bewegt, handelt es sich überhaupt selten um Synthesen, worin bisher disparate Elemente zusammengeschmiedet werden sollen, sondern um ein kritisches Abwägen unter einer Reihe von oft sehr naheliegenden Möglichkeiten. Wenn natürlich auch hier z. T. dieselben Funktionen wie bei den grofsen Synthesen in Arbeit treten, so sind doch die Verhältnisse kleiner, weniger stark hervortretend als dort, und wir werden daher hauptsächlich diese studieren.

Bei den weitgespannten Synthesen, die sich oft über Jahre und Jahrzehnte hinaus erstrecken, ist, wie gesagt, das tiefste Bindeglied eine Stimmung, nicht nur beim Künstler, vielfach auch beim Denker im eigentlichen Sinne, wenn sie naturgemäfs hier auch weniger stark hervortritt. So erzählt Rousseau in seinen „Bekenntnissen", dafs jene glühende Stimmung,

[1] Roederer, Oeuvres complètes. III, 544. (24 février 1809.)

die ihn ergriffen hatte beim ersten Aufblitzen seiner Idee von den Gefahren der Kultur, ihn während vier oder fünf Jahren ganz erfüllt habe „à un aussi haut degré peut-être qu'elle ait jamais été dans le cœur d'aucun autre homme“.[1]

Ähnliche Selbstzeugnisse gibt es in Menge. Man vergleiche z. B., was Nietzsche über die Entstehung des Zarathustra oder O. Ludwig über sein Schaffen sagt (um diejenigen zu nennen, die am besten über ihre Schaffenszustände berichtet haben). „Wenn mich die Stimmung verläfst, ist mir alles Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe“. — (Otto Ludwig, Studien z. eigenen Schaffen.)

Es zeigt sich in der Tat, dafs alle Lebenslagen, die eine Steigerung des Gefühlslebens mit sich bringen, am stärksten „anregend“ auf Denken und Phantasie wirken. Natürlich darf diese Anregung des Gefühls, soweit sie nicht, wie bei Dichtern, das „Problem“ in sich selber trägt, nicht zur Leidenschaft werden, die alles Denken in ihren Strudel reifst. Das Gefühl mufs sich ausbreiten über die ganze Seele und diese in einen allgemeinen Zustand der Erwärmung, Angeregtheit, Belebtheit versetzen. Nur so ist auch z. B. die Liebe schöpferisch, deren anregende Kraft besonders stark vor allen Gefühlen hervortritt. Das ist nicht etwa blofs bei Dichtern und Künstlern der Fall, sondern auch bei Forschern auf wissenschaftlichem Gebiet. So berichtet W. Ostwald von seinen „Grofsen Männern“, dafs bei fast allen gerade die Brautzeit oder die erste Zeit der Ehe besonders reich an grofsen schöpferischen Gedanken gewesen sei.

7. Sehr interessant ist es auch, die pathologischen Zustände zu studieren, in denen eine besondere Steigerung der Geistestätigkeit eintritt. Und zwar sind diese Fälle darum wichtig, weil wir hier die Arbeit des Geistes als solche verfolgen können, ohne dafs ein klar erfafstes„ Problem“ sie in eine bestimmte Richtung zwänge. Alle Arten von Rauschmitteln steigern das Gefühlsleben, sei es, dafs sie eine allgemeine Euphorie bedingen, sei es, dafs sie eine stärkere Erregbarkeit für jede Art von Affekt mit sich bringen. Durch diese Ge-

[1] Rousseau, Confessions. Partie II. livre 8.

fühlssteigerung wird aber auch das Vorstellungsleben gleichsam aufgewirbelt; es kommen, da Hemmungen durch feste Einstellungen fehlen, oft Erinnerungen ans Licht, die längst geschlafen hatten, und Kombinationen kommen zustande, über die der Erlebende selber überrascht ist.

Gerade das Studium des pathologischen Rauschzustandes und jeder Art von Ideenflucht indessen zeigt uns, dafs nicht ein blofses Strömen von Gedanken das Denken ausmacht, dafs das Wesentliche jene zusammenhaltende Funktion ist, die wir als „Problem“ bezeichneten. Wäre das geistige Schaffen nichts anderes als ein reichliches Assoziieren, so müfste man erwarten, dafs aus dem Gedankenchaos der Ideenflüchtigen oder Haschischraucher herrlichste Gebilde entstünden. Das geschieht jedoch nicht, weil jene zusammenfassende Funktion nicht vorhanden ist, jener Kristallisationspunkt, der erst den Anhalt für feste Gedankenbildungen gibt.

Kapitel IX.

Das zielstrebige Denken III. — Die Lösung des Problems.

1. Bei der Analyse des Endabschnitts der Vitalreihe, der Lösung des Problems, mufs man zwei Dinge unterscheiden: erstens den Vorgang der Lösung selber und zweitens jenes Gefühl, das Begleitbewufstsein, das diesen Vorgang eben als Lösung charakterisiert. Denn als Endabschlufs jedes Gedankenprozesses haben wir im Bewufstsein ein charakteristisches Gefühl der „Evidenz", der „Sicherheit", der „Befriedigung", der „Lösung" usw.

Dabei ist das Charakteristische, dafs der Akt des „Sichlösens" selber in der Regel nicht klar bewufst ist, vielmehr haben wir die Lösung meist mit einem Schlage und wissen zuweilen selber nicht, wie wir dazu gekommen sind. Plötzlich hat sich aus einem durcheinander wirbelnden Chaos von Gedanken etwas Festes, Neues gebildet — gleichsam kristallisiert. Es geht oft so, wie der Mathematiker Gauss es ausgesprochen hat: „Die Resultate habe ich schon. Ich mufs nun zusehen, wie ich dazu gekommen bin." Das tritt beim schöpferischen Phantasieleben genialer Naturen oft besonders grell hervor, doch ist auch ein solcher Schaffensprozefs nicht himmelweit vom normalen Denk- und Phantasieleben verschieden, sondern läfst sich auf das gemeinsame Schema zurückführen.

Jedenfalls sind die Lösung selber und das Bewufstwerden derselben voneinander zu trennen. Man könnte vielleicht die Lösung selber noch zum zweiten Abschnitt des Denkprozesses rechnen, da sie im Grunde nichts anders ist als einer der vielen Lösungsversuche, die wir dort beobachtet haben, nur ist es ein solcher, der ohne Hemmung verläuft. Das Bewufstsein der Lösung, das εὕρηκα ist etwas anderes als das Finden

selber, das *εὑρίσκειν*. — Es ist ein ganz neues Gefühl, das als ein Besonderes zu der Lösung selber hinzutritt. Als psychisches Phänomen an sich unterscheidet sich eine „richtige“ Wahrnehmung, eine „richtige“ Erkenntnis durch kein intellektuelles Kriterium von einer falschen. Was sie uns als richtig charakterisiert (auch wenn sie sich später als objektiv falsch ergeben sollte) ist ein hinzutretendes Gefühl, wie es Avenarius ja mit mancherlei Ausdrücken gut beschrieben hat.

Ehe wir nun diese begleitenden Gefühle besprechen, die den Charakter des Endabschnitts bestimmen, sei kurz der Grundlage derselben, der Lösung, gedacht. Diese ist, wie gesagt, nur ein Teil jener Akte, wie sie das Mittelglied der Denkreihe bilden, aber ein solcher, der hemmungslos verläuft und nach seinem Vollzug jene Gefühle der „Evidenz“, „Richtigkeit“ usw. hervorruft.

In dieser negativen Weise, als ein Nichtgehemmtsein charakterisiert man wohl am besten den Akt der Lösung. Wir haben bereits oben über die Plötzlichkeit desselben gesprochen und Beispiele dafür angeführt. Für diesen Charakter des Nichtgehemmtseins nun sind ebenfalls motorische Elemente von grofser Wichtigkeit. Zu diesen motorischen Elementen rechnen wir auch hier wieder in erster Linie das Sprechen. Man könnte das Paradoxon prägen: nicht weil wir das Resultat gefunden haben, können wir darüber sprechen, sondern weil wir es aussprechen können, haben wir das Resultat gefunden. Ebenso habe ich beim Klavierspiel einen Akkord erfafst, sobald ich ihn greifen kann, wobei ein völlig klares intellektuelles Erfassen keineswegs immer vorauszugehen braucht, sondern oft greift die Hand den Akkord richtig, ohne dafs ein klar analysiertes Bewufstsein des Akkords vorangegangen wäre. Es braucht sich dabei nicht immer um das wirkliche Ausführen von Bewegungen zu handeln, nur um jenes, von keinerlei Hemmungsgefühlen eingeschränkte Bewufstsein des Handelnkönnens, wie wir es ähnlich bereits beim Begriff hatten. Wie sich dort das „Verständnis“ als eine ungehemmte Disposition zum Handeln darstellte, so ist es auch bei allen Arten von geistigen Einstellungen: sie gelten uns als „richtig“, als „gelöst“, als „verstanden“, sobald jenes Gefühl des Handelnkönnens, der Möglichkeit einer aktiven Stellungnahme sie

begleitet, was allerdings sehr oft wirkliche motorische Innervationen einschliefst. — So ist die Umsetzung in die Tat nicht blofs eine Folge der Denklösung; sie ist ein wesentlicher Teil derselben. Nicht als ob die Erkenntnis des Richtigen und ihre Umsetzung ins Werk immer zwei verschiedene Akte wären, eben die Möglichkeit der Umsetzung in die Tat macht zum guten Teil das Wesen der Richtigkeit aus. Jene instinktive Sicherheit, mit der ein Maler nach längerem Zögern die richtige Farbe ergreift, jene plötzliche Redegewandtheit, die beim Erkennen der Lösung von selber sich einstellt, sie sind wesentlich für die Lösung. Einer der die Lösung nur im Kopfe hat, ohne sie in die Tat umsetzen zu können, hat die Lösung eben noch nicht. So ist die Fähigkeit zum Handeln unzertrennlich von der Problemlösung.

2. Indem wir so die Frage berühren, wie sich die richtige Lösung von der falschen unterscheidet, streifen wir zugleich die andere: wodurch ein kluger und bedeutender Kopf sich von einem Dummkopf abhebt.

Der Unterschied liegt, wie wir schon oben gezeigt haben, nicht nur darin, dafs einer die richtigen Lösungen findet, sondern er liegt mindestens ebensosehr in der Fähigkeit, überhaupt Probleme zu setzen und diese festzuhalten. Diese beiden Fähigkeiten sind ausschlaggebend. Das Finden der Lösung ist daneben keine getrennte Fähigkeit. Gewifs ist ein gutes und leicht bewegliches Gedächtnis von grofsem Werte für leichte Lösungen; aber wir wissen, dafs hervorragende Geister gar nicht darüber verfügten, dafs die Bearbeitung des Problems langsam und mühsam vor sich ging.

Viel wichtiger als die Fähigkeit, allerlei Kombinationen zu schaffen, ist die Fähigkeit, gerade die richtige festzuhalten; das hängt natürlich mit einer scharfen Problemsetzung zusammen, ist aber psychologisch ein neues Erlebnis, nämlich jenes schon erwähnte Gefühl der Sicherheit, das die gefundene Lösung begleitet. Der kluge Kopf unterscheidet sich vom dummen also vor allem auch durch eine feinere Art des Reagierens, die untrüglich das Richtige trifft. Wir haben im Typus des sogenannten „Projektenmachers“ den Fall überaus grofsen Reichtums an Einfällen und Kombinationen, aber es fehlt eben jenes feine Reagieren, das Gefühl für das Mög-

liche und Richtige, das den wahren schöpferischen Kopf auszeichnet. Ebenso gibt es in der Kunst Talente genug, die von Einfällen und Ideen überfliefsen, aber denen jenes untrügliche Gefühl für das Richtige versagt ist, was den höchsten Gewinn kennzeichnet. Man sieht überall, nicht das leichte Kombinieren von vielerlei Lösungen ist das Kriterium für schöpferische Begabung, sondern das Gefühl für die allein richtige und gute.

Dies entscheidende Bewufstseinserlebnis kann sehr verschieden sein: es ist im kognitiven Denken die „Evidenz", im ästhetischen Denken das ästhetische Gefallen, im religiösen Denken die Gemütsbefriedigung: in allen Fällen jedoch ist es ein Gefühl.

3. Analysieren wir nun jene Erlebnisse der Evidenz, der Befriedigung usw. im Einzelnen!

Wir bekommen zunächst, was sie nicht sind. Sie sind keine intellektuellen Phänomene, sie sind nicht den Empfindungen oder Vorstellungen als solchen zukommende Eigenschaften, sondern sie sind Arten unserer Stellungnahme dazu. Betrachten wir zum Beispiel die Evidenz: Wir beschränken sie, wie das die meisten Logiker tun und wie es auch in der Etymologie des Wortes liegt, zunächst auf die unmittelbare Anschauung; d. h. evident ist uns das, was uns durch die Sinne gegeben ist.[1] Wenn sich das Gefühl der Evidenz an Vorstellungen heftet, so geht es doch auf eine ursprüngliche sinnliche Gegebenheit zurück. Evident ist eine Wahrnehmung, bei der die Stellungnahme mit unzweifelhafter Sicherheit sich vollzieht, bei der sich keinerlei Hemmungen oder Störungen unserer Stellungnahme einstellen. Dafs dieses Evidenzgefühl das die Wahrnehmung formulierende Urteil begleitet, ist selbstverständlich, denn die Formulierung des Urteils ist ja ein Teil jener Stellungnahme, deren glattes Vonstattengehen das Wesen des Evidenzerlebnisses ausmacht. — Man kann wohl die Evidenz auch als ein Gefühl der Urteilsnötigung[2] fassen, allerdings nicht als eine Nötigung zum Urteil überhaupt, sondern nur in dem Sinne, dafs — wenn ein Urteil formu-

[1] So formuliert Wundt, Logik I. 75. Ähnlich Schuppe, Logik. S. 89.

[2] Sigwart, Logik I 2, 94. Dazu: Brentano, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis. S. 79; ferner: Oesterreich: Phänomenologie des Ich. S. 167.

liert wird — ein ganz bestimmtes Urteil notwendig ist. Das scheint von manchen Autoren verwechselt worden zu sein: Wenn ich urteile, „dieser Baum ist grün!“ so liegt natürlich in dem gegebenen Empfindungsurteil keinerlei Nötigung zum Urteilen überhaupt, wohl aber, wenn ich ein Urteil fälle, die Nötigung zu diesem bestimmten Urteil, weil es die mit dem erlebten Empfindungsinhalt der Sprachnorm nach verknüpfte Reaktion ist.

Jedenfalls aber ist, soviel steht aufser Zweifel, die Evidenz nichts den Empfindungen an sich Innewohnendes, sondern ein Gefühl, das uns die völlige Sicherheit, das anstofslose Funktionieren unserer Stellungnahme anzeigt.

Nun redet man aber auch dort von Evidenz, wo es sich nicht um unmittelbare sinnliche Anschaulichkeit handelt, sondern wo erst mehrere Zwischenoperationen nötig wären, um eine sinnliche Evidenz herzustellen. Es wird in diesem Falle auch jenes Gefühl der Sicherheit und Zweifellosigkeit, das sich an kompliziertere Denkvorgänge knüpft, als „Evidenz“ bezeichnet, obwohl es sich natürlich hier nicht um eine unmittelbare Evidenz im etymologischen Sinne handeln kann, sondern nur um eine abgeleitete. Wenn jemand also beim Anblick eines unbekannten Vogels ohne weiteres urteilt, dafs auch dieser Eier lege, und wenn er bei dieser Behauptung das Gefühl der Sicherheit hat, so ist von einer Evidenz im ursprünglichen Sinne natürlich keine Rede. Es beruht dieses Gefühl der Sicherheit nur auf einem Glauben an die Richtigkeit zahlloser Beobachtungen anderer, die sich eben in dem Begriff „Vogel“ aufgespeichert haben, und die man übernimmt. In diesem Fall ist die Evidenz eine mittelbare oder abgeleitete.

Bei vielen nicht sinnhaft gegebenen Inhalten also läfst sich das Gefühl der Sicherheit, der Unzweifelhaftigkeit, auf den festen Glauben an die Verifizierungsmöglichkeit, d. h. der Rückführbarkeit auf sinnliche Anschauung basieren. Wenn ich z. B. das Gefühl der Sicherheit habe, dafs San Francisco am stillen Ozean liegt, so beruht dieses Gefühl der Sicherheit auf meinem Wissen um die Tatsache, dafs andere bereits das verifiziert, das heifst anschaulich wahrgenommen haben, und dafs ich selber durch viele Zwischenoperationen auch zur anschau-

lichen Verifizierung gelangen könnte. Dabei mufs allerdings gleich betont werden, dafs diese Gefühle der Lösung oder der Richtigkeit keinerlei Gewähr bieten für eine objektive Lösung, eine objektive Richtigkeit. Im Gegenteil, es ist ein ganz subjektives Gefühl, das oft schon beim ersten Versuch der Verifikation sich in Nichts auflöst. Wie oft haben wir das Gefühl, einen Gedanken verstanden zu haben und darüber sprechen zu können, und merken doch beim ersten Versuche, dafs jenes Gefühl trügerisch gewesen ist. Und welchem Erfinder hat nicht schon einmal ein solches Gefühl einen Streich gespielt, dafs es ihn glauben liefs, er habe bereits die Lösung, und dabei zeigte sich beim ersten Versuch, sie in die Tat umzusetzen, dafs es eine Täuschung war. Ja, nicht einmal die sinnliche Evidenz ist ein untrügliches Kriterium: ein Farbenblinder, der die Bäume grau, nicht grün sieht, verläfst sich nicht auf diese sinnliche Evidenz, sondern verleugnet sie, indem er sich jener auf Majorität beruhenden Konvention unterwirft, die unkritische Köpfe für „Objektivität" halten. Wenn wir die Bäume als „grün" bezeichnen, so sagen wir damit nichts aus über die objektive Tatsächlichkeit, sondern wir stellen nur eine Relation des Objekts mit dem infolge des überwiegenden Auftretens für „normal" gehaltenen Auge fest.

Einen Versuch, die Subjektivität der Evidenzlehre aufzuheben, hat Rickert unternommen. Dieser geht zunächst sehr richtig davon aus, dafs das Wesen des Erkennens nicht aus Vorstellungen allein zu erklären sei, sondern seinem Wesen nach ein Bejahen oder Verneinen (auch der Ausdruck „Stellungnehmen" kommt vor) sei. „Solange Vorstellungen nur vorgestellt werden", sagt er, „kommen und gehen sie, ohne dafs wir uns um sie kümmern. Aber wie wir sie als angenehm oder unangenehm fühlen, wie wir sie begehren oder verabscheuen, wenn wir wollen, so stimmen wir ihnen zu, oder weisen sie ab, wenn wir urteilen." — Rickert gibt dabei die grofse Wichtigkeit der Gefühle (er nennt ausdrücklich Lust, Unlust) zu, die er allerdings von den sinnlichen Gefühlen scheidet. — Soweit, also in der psychologischen Erklärung des wahren Urteils, können wir ungefähr Rickert folgen.

Rickert will nun seine Urteilslehre erkenntnistheoretisch über den Subjektivismus, der notwendig stets einer gefühlsmäfsigen Evidenzlehre anhaftet, hinausführen, indem er den Begriff der Urteilsnotwendigkeit einführt, der aber wiederum auf ein Gefühl des Sollens zurückgeht, das alle unsere Erkenntnis leitet. Dieses Sollen aber ist nicht

[1] Rickert, Gegenstand der Erkenntnis. 2. Aufl. S. 105.

„das in der Urteilsnotwendigkeit unmittelbar erfahrene Sollen“ [1], sondern ein transzendentes, von uns unabhängiges Sollen, „unabhängig in dem Sinne, dafs dieses Sollen gilt, gleichviel, ob irgendein erkennendes Subjekt etwas davon fühlt oder anerkennt“.[2] Indessen scheint uns, dafs der Nachweis dieser Transzendenz des Sollens Rickert nicht geglückt ist; denn ist das Sollen wirklich transzendent, so läfst sich keinerlei klare Beziehung finden zu dem tatsächlich erlebten Gefühl des Sollens, das bekanntlich täuschen kann. Wir stimmen in der Kritik des Rickert-schen Standpunkts im wesentlichen mit der scharfsinnigen Besprechung von Lapp überein, der sehr gut nachweist, dafs vom Evidenzstandpunkt aus niemals zu einer objektiven Logik zu gelangen ist.[3]

Als ein Mittel, unsere Erkenntnisse „objektiv“ zu sichern, gilt im allgemeinen der Beweis. Er besteht darin, dafs man ein Denkresultat, statt es ohne weiteres hinzunehmen, nach allen Seiten hin prüft, ob es genügend gestützt ist. Wundt definiert z. B. den Beweis als die „Darstellung der Gründe, durch welche die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit eines gegebenen, einen realen Erkenntnisinhalt aussprechenden Urteils festgestellt wird.“ [4] Nach der Definition Sigwarts ist der Beweis eines Satzes „die syllogistische Ableitung desselben aus anderen Sätzen, die als gewifs und notwendig erkannt sind, zuletzt also aus Definitionen und Axiomen.“ [5] Als bestes Beispiel für die Anwendung solcher Beweise gilt seit alters die Geometrie.

Ohne Zweifel ist das Beweisverfahren aufserordentlich wertvoll für unser praktisches Denken. Indessen gibt auch dies keine absolute Gewifsheit. Denn im letzten Grunde ist diejenige Instanz, die über die Widerspruchslosigkeit des neuen Satzes den älteren gegenüber entscheidet, doch wieder die Evidenz, d. h. ein subjektives Gefühl.

Trotzdem liegt es uns fern, den Beweis in seinem Werte herabsetzen zu wollen. Liefert er auch keine absolute Sicherheit, so liefert er doch eine relative. Und schon das Gefühl der Evidenz ist praktisch von gröfstem Werte. Es ist zwar ein subjektives Kriterium, aber unsere Lebens-

---

[1] Ebda. S. 116.

[2] Ebda. S. 125.

[3] Man vgl. Lapp, Die Wahrheit. 1913.

[4] Wundt, Logik II, S. 56.

[5] Sigwart, Logik II, S. 286.

sicherheit basiert nicht zum geringsten Teil auf unmittelbaren und abgeleiteten Evidenzgefühlen.

Es darf nicht verschwiegen werden, dafs neben dem Gefühl der Evidenz oder einer sonstigen logischen Sicherheit sehr häufig auch andere Gefühle noch bei der Entscheidung über Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Denkprozessen mitsprechen, die der objektiven Richtigkeit direkt entgegenwirken. So sind die meisten Menschen geneigt, etwas zu glauben, was angenehm zu glauben ist. — Der Wunsch ist sehr oft der Vater des Gedankens und spricht ein gewichtiges Wort mit bei der Entscheidung über „Richtigkeit“ oder „Nichtrichtigkeit“ von Gedanken.

Wie stark auch in manchen Wissenschaften solche Gefühle mitreden, kann man am besten sehen, wenn man etwa die wissenschaftliche Darstellung der Reformationszeit von einem Katholiken mit der eines Protestanten vergleicht, oder wenn man nachprüft, wie sich die Ereignisse des Jahres 1870/71 im Kopfe eines Franzosen, und wie sie sich im Kopfe eines Deutschen malen.

Überall in solchen Fällen tritt klar hervor, dafs das Denken, auch wenn es sich in den Dienst einer rein objektiven Erkenntnis stellen möchte, doch ein ungeeignetes Werkzeug dafür ist: es dient den Zwecken der Lebenserhaltung, und das merkt man auch da noch, wo es dies sein Wesen verleugnen möchte.

Im übrigen zeigt die Entwicklung der Wissenschaften, dafs oft die Durchbrechung sinnlicher Evidenz den Fortschritt bedingt. Für die Sprachwissenschaft in ihren Anfängen genügte z. B. eine äufserliche Ähnlichkeit der Worte, um tiefere Zusammenhänge anzunehmen. Die kritische Wissenschaft lehrt gerade, solche „evidenten Ähnlichkeiten“ gering zu schätzen.

4. Leichter als bei Problemen, die auf Erkenntnis oder praktische Ziele gerichtet sind, wird man Gefühle als Kriterium der Lösung einräumen in allen Denkprozessen, die auf ästhetische oder religiöse Probleme ausgehen. —

Jeder, der einen Einblick hat in die Schaffenstätigkeit von Künstlern und Dichtern, wird ohne weiteres wissen, dafs der echte Künstler stets aus seinem Gefühl heraus die Entscheidung über die Lösung seiner Aufgabe fällt, nicht aber nach irgend welchen „Regeln“ oder „Gesetzen“. Für die philosophische Analyse des Geschaffenen mögen diese von Wert sein, für das Schaffen selber ist die intellektuelle Beurteilung von gröfstem Übel, sobald sie überwuchert. Für

den Asthetiker können die Gedanken solcher reflektierender Künstler von Interesse sein — aber meist setzen sie ein Erlöschen der naiven Schöpferkraft voraus. O. Ludwig, Hans v. Marées und andere sind Beispiele dafür, dafs auch der feinste reflektierende Verstand nicht das unmittelbare Gefühl ersetzen kann, und dafs das sichere Schaffen erstickt wird, wenn die Reflexion zur Herrschaft gelangt.

In anderer Weise ist im religiösen Denken das Gefühl ausschlaggebend. Auch hier kann nur aus dem lebendigen religiösen Gefühl die Entscheidung über Wert und Unwert der religiösen Gedankengänge kommen. Es ist der Tod wahrer Religiosität, wenn die Entscheidung aus dem Intellekt geholt werden soll. Scholastik, Talmudismus, leere Buchstabengelehrsamkeit sind die Folge. Echte Religiosität hat ein Ende, wenn das Sein der Gottheit logisch „bewiesen“ werden mufs.

Neben dem Beweisverfahren der älteren Art, das intellektualistisch ist mit einer affektiven letzten Instanz, der Evidenz, ist neuerdings eine andere Theorie aufgetreten, die man gewöhnlich als Pragmatismus[1] bezeichnet. Dieses Verfahren besteht darin, dafs man einen Satz auf seine Anwendbarkeit hin prüft und aus den Früchten den Wert desselben erkennen will. Häufig haben die Gegner fälschlich diese Theorie im platt utilitaristischen Sinne aufgefafst, was der Absicht des Gründers, William James, keineswegs entspricht. Letzten Endes nämlich ist das Ziel jeden Beweises, die innere Widerspruchslosigkeit, die harmonische Lösung und Beruhigung, auch ein solcher biologischer Wert, als welchen der Pragmatismus die Wahrheit bezeichnet.

Halten wir uns aber zunächst an die engere Fassung des pragmatistischen Prinzips: dafs nämlich ein Satz praktisch wertvolle Konsequenzen zu erbringen habe, um als „wahr“ anerkannt zu werden, so sehen wir, dafs damit keineswegs etwas Neues behauptet wird, sondern dafs er nur die Formulierung einer Praxis ist, die seit den ältesten Zeiten in Übung

[1] Man findet diese Lehre in den Schriften von W. James, Dewey, F. C. S. Schiller, Jerusalem und vielen jüngeren Denkern. Sehr nahe stehen von anderen Philosophen dieser Lehre auch Nietzsche, Mach, Avenarius, Ostwald, Bergson, Simmel und andere.

gewesen ist. Besonders in den Naturwissenschaften ist ja die „Arbeitshypothese“ seit jeher angewandt worden, und anderes will im Grunde auch der Pragmatismus nicht. Er behauptet ja nicht, ein Mittel zu sein, um eine absolute Wahrheit zu finden, er behauptet nur, dafs er das beste Mittel biete, die Sicherung gefundener oder angenommener Sätze zu gewährleisten. Dabei läfst sich die interessante Tatsache konstatieren, dafs z. B. sogar die neuere Mathematik, also das scheinbar ureigenste Gebiet der logischen Deduktion, das pragmatistische Prinzip verwendet. Die Euklidische Geometrie nämlich wird von den neueren Mathematikern z. T. ganz pragmatistisch erklärt, indem man sie für die bequemste ansieht und den einzigen Vorzug, den man dem Euklidischen Parallelenaxiom zuerkennt, in seiner praktischen Verwendbarkeit sieht. Das ist die Ansicht z. B. von H. Poincaré.

Wir haben es hier nicht mit der Brauchbarkeit des Pragmatismus vom Standpunkt der Logik zu tun, nur als Psychologen haben wir ihn zu bewerten. Und hier zeigt sich, dafs in der Tat die pragmatistische Methode sich als eine überaus wertvolle Ergänzung zur Evidenzmethode darstellt, um jenes Gefühl der Lösung und Beruhigung zu erzielen, das die Denkprozesse abschliefst. Überall da nämlich, wo die Evidenz nicht hergestellt werden kann, vermag die pragmatistische Probe als Ersatz einzutreten. Im Leben überall gilt der Erfolg als bestes Beweismittel. Eine Theorie, mit der wir arbeiten können, gilt für richtig, auch da, wo wir sie nicht bis ins Einzelne beweisen können.

Es liegt uns ganz fern, etwa ein absolutes Schibboleth für die Wahrheit in dem pragmatistischen Prinzip sehen zu wollen. Im Gegenteil, ich habe an anderer Stelle nachgewiesen, wie grofse Gefahren gerade aus einer unkritischen Anwendung des pragmatischen Prinzips erwachsen können.[1] Es darf nur dort angewandt werden, wo die Verifizierung unmittelbar erfolgt. Wendet man es auf Sätze an, deren Verifizierung nicht direkt ausgeführt werden kann, wie z. B. die Lehren der Religion usw., so wird es z. T. einfach absurd. Es mufs ein Unterschied gemacht werden zwischen unmittelbaren und

[1] Vgl. meine „Studien zum Pragmatismus“ Annalen der Naturphil. X.

mittelbaren Wahrheiten, solchen, die sich aus sich heraus verifizieren lassen, und solchen, die erst durch Zwischenglieder hindurch verifizierbar sind.

Aber es kommt uns hier nicht auf die erkenntnistheoretische Bedeutung des pragmatischen Prinzips an. Als psychologische Tatsache jedenfalls kann man annehmen, dafs nichts so sehr in uns die subjektive Überzeugung von der Wahrheit eines Satzes fördert, als wenn wir sehen, dafs er praktische Resultate zu liefern vermag. Überzeugender als alle theoretischen Beweise dafür, dafs die Summe der Katheden gröfser ist als die Hypotenuse, ist jedem Schüler die Tatsache, dafs man auf einem geraden Feldweg schneller zum Ziel kommt als auf einem rechtwinkligen Umweg. Oft kann es sogar ein Kennzeichen wissenschaftlich-kritischen Sinnes sein, dafs man die Gewohnheit, aus der Brauchbarkeit einer Lehre ihre „Wahrheit" zu erschliefsen, durchbricht. Aber das hebt die psychologische Tatsache nicht auf, dafs im Leben der Erfolg als bester Beweis für die Wahrheit gilt.

6. Indessen ist die Lösung eines Problemes keineswegs damit erschöpft, dafs die Richtigkeit der Lösung erwiesen ist. Wir stellen aufser den logischen Forderungen an unsere Denkresultate auch ästhetische Forderungen. — Wir sind nicht zufrieden damit, dafs eine Lösung in der Mathematik richtig sei, sie soll auch „elegant" sein.

Das wichtigste Prinzip für alle Arten von ästhetischen Ansprüchen ist das, dafs die Lösung mit den denkbar einfachsten Mitteln erreicht, dafs sie auf die einfachste und kürzeste Form gebracht und dafs sie dem „Prinzip des kleinsten Kraftmafses"[1] angemessen sei. Bereits Fechner[2] hat es ausgesprochen, dafs man das Prinzip des kleinsten Kraftmafses zum Grundprinzip der gesamten Ästhetik machen könne, und ich habe, wenigstens in allgemeiner Übersicht, das durchzuführen versucht.[3]

Dieses Prinzip des kleinsten Kraftmafses ist die wichtigste ästhetische Anforderung, die wir an die Resultate des Denkens heranbringen. Wir verlangen von jedem physikalischen Gesetz, dafs es keine überflüssigen Elemente enthalte, dafs es das Notwendige in möglichst präziser Form ausspreche. Ebenso mufs in der Mathematik der Beweis stets möglichst den kürzesten Weg nehmen, da jeder Umweg

---

[1] R. Avenarius, Philosophie als Denken der Welt nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmafses. 1878.

[2] Fechner, Vorschule der Ästhetik. 1876.

[3] R. Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst 1912. Bd. II.

uns schon aus ästhetischen Gründen als ein Mangel erscheint. Mit der Widerspruchslosigkeit allein ist es nirgends getan; „jedes Erkennen des noch Unbekannten und Neuen als Kombination des Altbekannten, jede Enthüllung des scheinbar Verschiedenartigen als eines Gleichartigen, jede Verminderung der zureichenden Zahl der leitenden Gedanken, jede organische Ordnung der letzteren nach dem Prinzip der Permanenz und der zureichenden Differenzierung, wird als eine angenehme Entlastung empfunden".[1]

Als besonders wichtige Spezialform der ästhetischen Ökonomisierung des Denkens erscheint uns vor allem das Streben nach Einheit. Besonders deutlich offenbart sich das in der Geschichte der Philosophie, wo das Denken nicht eher ruht, bis alles auf ein Prinzip, eine Substanz zurückgeführt ist. Ebenso zeigt sich das in den anderen Wissenschaften. Die drei Keplerschen Gesetze genügen vollkommen zur Orientierung und bieten in sich keinerlei logische Schwierigkeiten. Trotzdem wurde es als grofser Fortschritt der Wissenschaft begrüfst, als es Newton gelang, sie alle drei auf das eine Gravitationsprinzip zurückzuführen. Kein praktisches, nur ein ästhetisches Bedürfnis offenbart sich in solchen Vereinfachungen.

Dasselbe Prinzip liegt auch unseren Klassifikationen und Systembildungen zugrunde. Wenn man als logisches Ideal eine Begriffspyramide ansieht, deren Spitze der höchste Begriff, deren Grundlage die untersten Arten bilden würden, die selbst die gesamte wirkliche Welt umfassen müfsten, so ist für dieses Ideal auch ein ästhetisches Bedürfnis mafsgebend. Es ist ganz offenbar, dafs ein solches Ideal weit über die praktischen Bedürfnisse hinausgeht, dafs allein das ästhetische Bedürfnis nach Ordnung hierfür den Anstofs gibt.

Freilich wirkt neben dem Streben nach Ökonomie im Denken auch oft ein gerade entgegengesetztes. Das Prinzip der Sparsamkeit ist nicht das einzige: es besteht daneben noch das der Fülle, des Reichtums, der Verschwendung; indessen ist dies bisher viel weniger beachtet worden.

Dieses Streben nach Fülle des Wissens und Üppigkeit der Gedanken betätigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Vor allem ist die historische Detailforschung, die weit über das Bedürfnis hinausgeht, ein Beispiel dafür. Aber auch in anderen Wissenszweigen kann man dies überwuchernde Arabeskenwesen beobachten. In der Chemie werden Körper dargestellt, von denen man im Voraus weifs, dafs sie keinerlei praktischen oder theoretischen Ertrag bringen werden. Überall ist es das Ideal der möglichsten Vollständigkeit, das über das Ideal der gröfstmöglichen Ökonomie triumphiert.

Eine andere Weise, worin sich dieser Drang nach Reichtum und Fülle ausdrückt, ist das Streben nach einer möglichst gelehrten Terminologie, wodurch man den Untersuchungen Würde und Autorität zu

---

[1] E. Mach, Erkenntnis und Irrtum. S. 176. 1906.

leihen sucht. Auch dies entspringt einem ästhetischen Bedürfnis. Besonders die Philosophie liebte es zu Zeiten, sich in ein solches Prunkgewand einer esoterischen Sprache zu hüllen und das, was sie zu sagen hatte, nicht in möglichst verständlicher, sondern in möglichst abstrakter und unverständlicher Form auszudrücken. Manche Vertreter der Hegelschen Schule z. B. waren Meister darin, ganz banale Gedanken in die spanischen Stiefel ihrer Dialektik zu schnüren, so dafs sie wie geheimnisvolle Offenbarungen klangen. Ja, es fehlt noch heute nicht an Leuten, die Klarheit und Durchsichtigkeit für ein Zeichen geringer „Wissenschaftlichkeit" halten, und in diesen Kreisen hat z. B. der glänzende Stil Schopenhaurrs und Nietzsches diesen Denkern nicht genutzt, nur geschadet.

7. Zum Schlufs berühren wir noch einen Einwand, der sich gegen unsere Lehre von der tiefgreifenden Bedeutung der Gefühle für den Denkvorgang erheben könnte. Es gibt eine landläufige Meinung, dafs Gefühle dem Denken schadeten, dafs das beste Denken bei völliger Gemütskühle verliefe. Man stützt sich für diese Behauptung auf Fälle, wo Menschen bei grofser Angst oder Leidenschaft unrichtige Schlüsse gezogen haben. Man führt vielleicht Historiker wie Treitschke an, bei denen die leidenschaftliche Begeisterung zur Trübung der historischen Tatsachen geführt hat, oder Naturwissenschaftler, bei denen der religiöse Glaube zur Ablehnung fortschreitender Naturerkenntnis sich versteifte.

Derartige Gegengründe treffen uns nicht. Sie stehen auf derselben geistigen Höhe wie die Leugnung des Wertes des Dynamits, weil er, in zu grofsem Mafse oder an falscher Stelle verwandt, Unheil anrichten kann. Wir haben niemals bestritten, dafs allzustarke Gefühle oder dem Denkprozefs schädliche Gefühle das richtige Denken verhindern können. Denn niemals ist uns die Behauptung in den Sinn gekommen, jedes Gefühl sei förderlich für das Denken. Es gibt selbstverständlich, wie es Gefühle gibt, die das Denken fördern, auch solche, die es hemmen und ableiten.

Nur von den ersten war hier die Rede. Und zwar können sie in doppelter Weise wirken: erstens können sie das Denken überhaupt anregen und steigern, und zweitens können sie die spezielle Richtung des Denkens bestimmen. Ersteres wird von niemand geleugnet werden können: Lust und Liebe, Begeisterung und Ehrgeiz und hundert andere Gefühle sind die

Fittiche zu den gröfsten Taten auf allen Gebieten der Denkarbeit gewesen.

Aber auch für die Denkarbeit im einzelnen sind Gefühle als Anstofs, als dauernder Denkantrieb in bestimmter Richtung und auch für die Lösung in ihrer Bedeutung nicht abzustreiten. Aus dem reinen Intellekt sind diese Dinge nie zu erklären. Vorstellungen, Begriffe, Gedanken, als rein intellektuelle Phänomene gefafst, sind niemals bewegende, stets nur bewegte Dinge.

Im Grunde liegt jenen Einwänden die falsche Annahme zugrunde, dafs das Denken die Welt aufzunehmen habe wie ein photographischer Apparat eine Landschaft. Ein solches Denken gibt es nicht. Denken ist stets ein Zurechtmachen, Gestalten, Formen; Denken ist eine Willensarbeit und nicht ein passives Abspiegeln. Es ist das Umschaffen gegebener Anhalte in eine symbolische Gestaltung, die niemals den Anspruch erheben kann, eine Verdoppelung eines „Objektiven" zu sein.

Besonders fürs wissenschaftliche Denken wird man die Rolle der Gefühle bestreiten, die man für das künstlerische und praktische Denken vielleicht zugibt. Aber man vergifst, dafs der Wille zur Wahrheit auch ein Gefühl ist, das sich bis zur Leidenschaftlichkeit steigern kann. Wenn ein Treitschke sich von seiner Liebe zu Preufsen zu Ungerechtigkeiten hinreifsen liefs, so zeigt das nur, dafs eben jenes Gefühl bei ihm den Willen zur Wahrheit übertäubte, nicht aber widerlegt es die Tatsache, dafs der Trieb zur Erkenntnis die höchsten Leistungen der Menschen hervorgerufen hat. Die Aufgabe auch des wissenschaftlichen Denkers ist es nicht, jedes Gefühl aus dem Denken auszuschalten, sondern nur solche Gefühle, die der Liebe zur Wahrheit entgegenstehen. Dafs er „reine" Objektivität darum noch lange nicht erreicht, ist eine Tatsache, die durch die ganze Geschichte bewiesen wird. Alle theoretischen Forderungen einer „absoluten", ganz objektiven Logik werden da nicht abhelfen. Auch auf geistigem Gebiete wird das Leben stets ein Kampf von Individualitäten sein. Was wir „Objektivität" nennen, ist nur eine konventionelle Konstruktion, die durch Ausschaltung allzu individueller Faktoren erreicht wird, aber darum noch lange nicht die „absolute" objektive Wahrheit ist. Doch führt das hinüber zur Erkenntnistheorie.

Immerhin wird die Psychologie eins als historische Tatsache konstatieren müssen, was für den Logiker recht schmerzlich sein mag: dafs nämlich im menschlichen Denken — abgesehen von den auf die nächstliegende Umgebung und das nächste Tun bezüglichen Gedanken — nicht die objektive Richtigkeit, sondern das subjektive Gefühl der Richtigkeit entscheidend gewesen ist. Man erwäge nur, wie es in früheren Zeiten, sagen wir ums Jahr 1400, auch in den hellsten Köpfen aussah: Was da an geographischen, historischen, biologischen

Kenntnissen vorhanden war, müssen wir von unserem Standpunkt aus, wenn nicht durchweg als falsch, so doch zum grofsen Teil als schief bezeichnen. Die Religion war durchsetzt mit verrücktestem Aberglauben, überall witterte man Zauber und Wunder, in der Poesie blühte eine für unser Urteil verirrte Geschmacklosigkeit. Trotzdem waren diese Leute überzeugt, überall die objektivste Wahrheit zu besitzen. Hätte ihnen jemand die heutzutage als objektiv richtig eingeschätzten Sätze, etwa die Erkenntnistheorie, zu beweisen gesucht — es hätte ihn vermutlich auf den Scheiterhaufen gebracht. Und wer weifs, wie sich unseren Nachfahren unsere Weltanschauung darstellen wird! — Alles das beweist, dafs nicht eine „objektive" Richtigkeit, sondern das auf Gemütsbedürfnissen, zufälligen Konstellationen und praktischer Brauchbarkeit beruhende „Gefühl der Richtigkeit" allein entscheidend ist.

Wir müssen das Denken als biologisches Phänomen fassen. Nicht auf die möglichst getreue Übereinstimmung mit einer „Objektwelt", nein, auf seinen Lebenswert, der in Gemütsbefriedigung und praktischer Brauchbarkeit bestehen kann, kommt es an. Mag die Logik auch postulieren: „Pereat vita, fiat veritas!" Der Mensch wird immer wieder in die andere Bahn einlenken: „Pereat veritas, fiat vita!" Und dem kann sich kein Mensch ganz entziehen, weil niemand aus seiner Haut heraus, und niemand ganz über die seelische Veranlagung hinaus kommen kann.[1] —

---

[1] Ich verweise auch für diese Dinge auf mein Werk: „Individualität und Weltanschauung" (B. G. Teubner 1916), wo diese hier nur angedeuteten Gedanken ausführlich erörtert sind.

Kapitel X.

Das Denken und die Sprache.

1. Das Verhältnis von Sprechen und Denken ist so kompliziert, und es herrscht darüber so wenig Klarheit, dafs ich etwas breiter darauf eingehen möchte, obwohl in den bisherigen Untersuchungen die Hauptpunkte bereits berührt worden sind.

Zunächst ist diejenige Anschauung, welche Denken und Sprechen gleichsetzt, a limine abzulehnen. Es gibt selbstverständlich (und wir werden das sogleich ausführlich dartun) ein Denken, das ohne lautes oder auch nur innerliches Sprechen verläuft.

Trotzdem hat für sehr viele Denkprozesse das Sprechen eine grofse Bedeutung. Wir haben diese bereits oben in unserer Urteilslehre festgestellt: sie liegt in einer Fixierung und Formulierung des auswählenden und synthetischen Denkakts. Wir könnten sagen: im Denkprozefs, den wir als Vitalreihe fassen, ist das innere oder äufsere Sprechen eine wichtige, oft unentbehrliche Form des Schlufsgliedes; indessen ist es eben nur Schlufsglied, während die eigentliche Arbeit des Auswählens und Kombinierens, das Mittelglied der Reihe, sich ohne Sprechen vollziehen kann. Jedoch ist auch hierbei zu bemerken, dafs es innerhalb gröfserer Denkprozesse zahlreiche Hilfsprozesse und vorläufige Denkreihen gibt, für welche ein inneres Sprechen ebenfalls als Endglied in Betracht kommt, während die gesamte Denkreihe noch nicht endgültig abgeschlossen ist.

Wir müssen überhaupt, wenn wir von „Denken“ schlechthin reden, stets erwägen, dafs dieser mit einem einheitlichen Worte bezeichnete Prozefs keineswegs ein einheitlicher Akt

ist. Wenn wir von der Problemsetzung absehen, bleiben uns stets noch der Mittel- und Endabschnitt der Reihe, und wir wollen die beiden scharf auseinander halten, indem wir stets die Denkarbeit (d. h. den Medialabschnitt) vom Denkresultat oder der Denkformulierung (dem Endabschnitt) trennen.

Nun schliefst, wie gesagt, die Denkarbeit oft viele provisorische oder Hilfsformulierungen ein, aber wenn wir auch diese zu den Resultaten rechnen, so bleibt noch immer die materialsammelnde und auswählende Denkarbeit, die sich fast ganz aufserhalb des Bewufstseins vollzieht. So paradox es demjenigen scheinen mag, der gewohnt ist, Denken und Bewufstsein gleichzusetzen, was besonders in der älteren Philosophie oft geschah, so ist doch nicht zu bestreiten, dafs die eigentliche Denkarbeit sich z. T. nicht im Bewufstsein vollzieht, dafs nur die Denkresultate, wobei auch die vorläufigen, später wieder verworfenen oder überholten einzubeziehen sind, ins Bewufstsein kommen, während von der Arbeit des Auswählens höchstens ein allgemeiner schwacher Reflexschein hineingelangt.

Behalten wir das im Auge, so müssen wir sagen, dafs die Denkarbeit niemals sprachlich verläuft, dafs nur für das Denkresultat (wobei die provisorischen mitzurechnen sind) die Sprache von hervorragender, aber auch nicht ausschliefslicher Wichtigkeit ist.

Es ist zuweilen die Frage aufgestellt worden, ob es ein reines Denken, ein Denken ohne anschaulichen Inhalt, gäbe.

Wir antworten: ein reines Denken als Gesamtprozefs gibt es nicht, wohl aber kommen in den einzelnen Denkprozessen Teile vor, die ohne jeden anschaulichen oder verbalen Inhalt verlaufen. Das heifst, es lassen sich innerhalb der Denkprozesse Partien nachweisen, wo ein anschaulicher Inhalt fehlt, wo nur ein ganz vages Gefühl besteht, dafs wir geistig tätig sind, aber diese „reinen Denkpartien“ laufen stets in irgendwelche anschaulichen Momente, eine Vorstellung, ein Wort, eine Geste usw. aus. Die eigentliche Denkarbeit wird uns nur als solche bewufst, wenn sich ein Resultat nicht einstellen will, beim vergeblichen Suchen, Besinnen usw., obwohl auch hier ein, wenn auch anderes, verneinendes Resultat sich einzustellen pflegt. Aber in der Regel werden uns nur die Resultate, nicht die Denkarbeit selber bewufst. Jenes Gefühl ist nicht eigentlich das Bewufstsein des Denkens selber, sondern nur ein Bewufstsein vom Denken,

ohne irgendwelche innere Spezialisierung. Das reine Denken ist ein Zwischenglied der Kette, die in den anschaulichen Inhalt, das Ziel, ausläuft. Nur in den Fällen der Hemmung tritt es ins Bewufstsein. Auch Binet ist zu ähnlichen Resultaten gelangt: La pensée est un acte inconscient de l'esprit, qui pour devenir pleinement conscient, a besoin de mots et d'images. Mais quelque peine que nous ayons à nous représenter une pensée sans le secours des mots et des images — et c'est pour cette raison seulement que je la dis inconsciente — elle n'en existe pas moins, elle constitue si l'on veut la définir par sa fonction, une force directrice, organisatrice, que je comparerais volontiers — ce n'est probablement qu'une metaphore — à la force vitale, qui, dirigeant les propriétés physico-chimiques, modèle les formes des êtres et conduit leur évolution, en travailleur invisible dont nous ne voyons que l'œuvre matérielle.[1] — Vielleicht sind ein paar weniger kühne Bilder noch deutlicher, und so möchte ich lieber das Verhältnis von Denkarbeit und Denkresultat dem von Zielen und Visieren einerseits und dem Schufs andererseits vergleichen.

Ein Denken, das in seiner Gesamtheit ganz unanschaulich wäre, ist jedenfalls für unser geistiges Leben ohne Bedeutung, denn wenn es sich nicht irgendwie im Bewufstsein deutlich äufsert, keinerlei Resultate liefert, so ist es so gut, als wäre es überhaupt nicht vorhanden.

2. Ich werde zunächst eine Zusammenstellung derjenigen Formen des Denkens geben, die ohne Sprechen verlaufen. Und zwar schliefse ich mich hier der Einteilung Erdmanns an, der wir in den grofsen Zügen folgen können, die jedoch in Einzelheiten anders zu fassen und durch ausführlichere Belege zu stützen ist.

Erdmann unterscheidet zunächst: formuliertes und unformuliertes Denken. Das formulierte Denken kann vollständig formuliert sein. Hier wird eine sprachliche Aussage vollständig vollzogen. Wir haben den sachlichen Inhalt der Aussage, der sich in Subjekt, Prädikat und Copula darstellt, und die Verknüpfung der Sprachelemente, in denen er sich darstellt, was beides unserem Vorstellen gegenwärtig ist.[2] Das unvollständig formulierte Denken bleibt innerhalb der Funktionen der Sprache. Hier sind die Reproduktionen, welche die Bedeutungsinhalte im vollständig formulierten Denken bewufst machen, nicht aufgehoben, sie sind nur als unbewufst erregt anzusehen. Indessen bestehen sie doch und vermitteln hier das Verständnis, dort das Sinngemäfse des Ausdrucks.[3]

Neben diesen beiden formulierten Arten des Denkens stehen noch

---

[1] Binet, Étude expérimentale de l'Intelligence. S. 108.

[2] Erdmann, Umrisse zur Psychologie des Denkens (in Philosophische Abhandlungen, Sigwart gewidmet, Tübingen 1900), S. 10 ff.

[3] Ebenda. S. 16 ff., besonders S. 19.

zwei unformulierte, welche Erdmann als hypologisches und als metalogisches Denken bezeichnet.[1] Das hypologische Denken findet sich beim Tiere und beim Kinde, ehe es sprechen kann, ebenso bei aphasischen Störungen auch bei Erwachsenen. „Damit sich die gleichen (gemeinsamen oder konstanten) Merkmale verschiedener Wahrnehmungsinhalte zusammenfinden, bedarf es lediglich ähnlicher und variabler Gegenstände, sowie der Bedingungen für die Reproduktionen von Wahrnehmungsinhalten." So ist „die Entwicklung abstrakter Vorstellungen, ihre selbständige Reproduktion und ihre unselbständige Reproduktion durch apperzeptive Verschmelzung (bei Gelegenheit von Reizen, die früher gleichartig sind) von der Sprache unabhängig".

Daneben steht dann die zweite Form des unformulierten Denkens, die viel bedeutsamer ist, das metalogische Denken. „Für die von der Sprache losgelöste Gewifsheit der Beziehungen des Vorgestellten schafft die fortschreitende Verwicklung der Gegenstände keine obere Grenze. Weder der Scharfsinn, der die verborgensten Unterschiede der Gegenstände aufspürt, noch der Tiefsinn, der im Verschiedenartigsten das Gemeinsame umfafst, ist an die Sprache gebunden. Je kräftiger vielmehr die Reproduktion auf irgendwelchen Gebieten des Vorstellens wirkt, je schärfer die abstrahierende Aufmerksamkeit einsetzt, je mehr ihre reproduzierende Kraft von einer Fülle leicht erregbarer Assoziationen fruchtbar gemacht wird, desto weniger ist das Denken an die Symbolik gebunden, welche die Gegenstände dieser Aufmerksamkeit durch das Wort zusammenfafst und stützt. Dies gilt von dem Geschäftsmann, der verwickelte Handelskombinationen überlegt, nicht weniger als etwa von dem Physiker, dem ein an sich geringfügiges Residuum eines Experiments eine Fülle von Möglichkeiten lebendig macht; von dem Techniker, dem das Getriebe einer komplizierten Maschine sich in der Einbildung als zusammenstimmend darstellt, nicht anders als von dem Historiker, der aus den Trümmern einer vergangenen Welt diese selbst erstehen sieht; von dem Staatsmann, der sich zum Herren einer verwickelten strategischen, politischen oder wirtschaftlichen Situation macht, ebenso wie von dem Künstler, der aus der Fülle innerer Gesichte heraus schafft; von dem religiös Ergriffenen, den der Menschheit ganzer Jammer anfafst, wie von dem Philosophen, dem sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu einem einheitlichen Ganzen verwebt. Ihrer aller geistige Arbeit pflegt im wesentlichen fertig zu sein, wenn sie versuchen, das, was sie geschaut haben, festzuhalten, es in die Wirklichkeit einzuführen, zu konstruieren, zu gestalten, zu formulieren. Denn in allen diesen Realisierungen steckt die Symbolik, deren präziseste Form die Sprache ist. Und sie alle empfinden, auch sofern sie sich eben der Sprache zu bedienen haben, wie wenig es oft gelingt, den Reichtum des als gewifs Erfafsten vollständig wiederzugeben, wieviel auf diesem Wege gerade von dem Feinsten und Tiefsten verloren geht, wie vermittelt und lang-

[1] Erdmann, a. a. O. S. 23ff.

sam nur darzustellen ist, was unmittelbar und fast simultan erfaſst wurde, wie matt selbst für das eigene Verständnis die Formulierung wiedergibt, was in voller Lebendigkeit gewonnen worden war."

Wir machen uns in der Hauptsache die Einteilung Erdmanns zu eigen, obwohl wir, wie sich nach unseren bisherigen Untersuchungen ergibt, den Reproduktionen keine so wichtige Stellung zuerkennen können. Aber ich stelle neben das sprachliche Denken noch eine ganze Reihe von weiteren Arten des formulierten Denkens, die ich als nebensprachliches Denken bezeichnen will.

Wir erhalten also folgende Einteilung des gesamten, nichtsprachlichen Denkens:

Erstens: Ein unterſprachliches Denken, wo zwar ein Auswählen und In-Beziehung-setzen sich konstatieren läſst, aber keine Formulierung.

Zweitens: Das formulierte Denken, das nichtsprachlich ist, das ich das nebensprachliche Denken nennen will, wo eine andere Formulierung als die sprachliche vorliegt.

Drittens: Das überſprachliche Denken, wobei zwar auch Formulierungen mitspielen, wo in der Hauptsache jedoch die psychischen Phänomene viel zu komplexer Natur sind, um in den engen Gefäſsen der Sprache aufgefangen zu werden. Hier reicht die sprachliche Formulierung aus verschiedenen Gründen nicht zu, sondern dient oft nur als Fassung des Resultats, nachdem eine lange Kette nichtsprachlicher psychischer Phänomene vorausgegangen ist.

3. Das unterſprachliche Denken, das sich ohne Begriffe und Zeichen dafür vollzieht, findet sich beim Tiere, beim Kinde, ehe es reden gelernt hat, es findet sich jedoch, worauf Erdmann nicht hinweist, auch beim Erwachsenen. Es besteht weiter als eine niedere Form, die durch die höheren nicht überall verdrängt ist, weil sie für gewisse Lebensverhältnisse ausreicht.

Eine typische Form für das vorsprachliche Denken ist das Suchen. Man wird nicht ernsthaft zweifeln dürfen, daſs das Suchen als eine Form des Denkens anzusehen ist. Denn es findet hier ein Auswählen und Verwerfen von allerlei Inhalten, ein In-Beziehung-setzen usw. statt, dem auch das fürs Denken charakteristische Aktivitätsgefühl nicht fehlt.

Ein solches Suchen kann sich nach aufsen wenden, indem die Inhalte, die verworfen oder ausgewählt werden, äufsere Wahrnehmungen sind. Es kann sich aber auch nach innen wenden; dann haben wir es mit dem Besinnen, dem Nachdenken im eigentlichen Sinne zu tun, das sich keineswegs auf sprachliche Inhalte allein, sondern ebensogut auf anschauliche Inhalte, eine Physiognomie, eine Landschaft usw. erstrecken kann.

Die Form dieses Denkaktes ist in jedem Falle sehr einfach. Es ist irgendein Reiz, ein Trieb, ein Bedürfnis vorhanden, und aus einer Reihe von Möglichkeiten wird eine ausgewählt.

Dieses Suchen ist die primitivste Form des Denkens überhaupt, die erste Stufe, die der über bloſse Reflexakte sich erhebende Geist erreicht. Es findet sich schon auf sehr niederen Stufen der Tierwelt und bleibt eine wesentliche Grundform des zielstrebigen Denkens auch beim höchstentwickelten Menschengeiste.

Nun ist es kein Zweifel, dafs ein solches Suchen nicht begrifflich zu sein braucht, ja es ist nicht einmal nötig, irgendwie deutliche Reproduktionen dabei aufzunehmen. Gewifs können sie beim Menschen eintreten, doch ist dies Eintreten durchaus nicht notwendig, so wenig wie eine sprachliche Formulierung nötig ist. Beim Tiere, und gar beim niederen Tiere etwas Derartiges anzunehmen, ist vollends überflüssig, ja falsch. Es handelt sich vielmehr oft um eine ganz allgemeine, völlig unanschauliche Einstellung.

Ich gebe zunächst ein Beispiel dafür. Ich nehme an, dafs, während ich arbeite, im Nebenzimmer ein dumpfer Ton hörbar wird, den ich im Augenblick nicht einmal als Schlag, Fall, Stofs, Platzen eines Gefäfses usw. zu charakterisieren vermag. Ohne mir irgendwie darüber Rechenschaft zu geben, stehe ich einfach auf, um nachzusehen, was da vorgefallen ist. Was ist in meiner Seele? Keineswegs ein sprachlich formulierter Begriff, auch keinerlei Reproduktion, nur eine ganz allgemeine Einstellung auf irgendein eben eingetretenes Ereignis! Indessen habe ich bereits die Tür geöffnet, und prüfend gleitet mein Blick über die Gegenstände des Zimmers, sie kaum streifend und wieder verlassend, bis er

plötzlich auf einer Vase haften bleibt, die eben (etwa durch einen Windzug) umgefallen ist. Offenbar ist der Seelenzustand des Prüfens, Verwerfens und zu meiner unanschaulichen Einstellung In-Beziehung-setzens als ein Denken zu bezeichnen, wenn auch kein Urteil, kein Begriff oder sonst ein sprachliches Element darin nachzuweisen ist. Das Denkresultat ist hier die Wahrnehmung. Das Sprachurteil tritt erst ein, wenn überhaupt, lange nachdem die Auswahl bereits fertig ist. Derartige untersprachliche Denkakte vollzieht jeder Mensch täglich und stündlich, im Grunde ist ja jeder Akt der willkürlichen Aufmerksamkeit ein solcher untersprachlicher Denkakt, obschon dieser sich so reflektorisch vollzieht, dafs gerade jenes Moment des Verwerfens und Auswählens nicht klar zum Bewufstsein kommt.

Dafs ein solches Suchen beim Tiere bereits vorkommt, braucht eigentlich nicht nachgewiesen zu werden. Fast alles das, was wir als Instinkt bezeichnen, hat ja eine solche unanschauliche Einstellung als Bewufstseinskorrelat, wenn wir auch durchaus hier auf Analogieschlüsse bauen. Aber jedenfalls ist diese Annahme viel plausibler als etwa die, ein Tier habe stets Reproduktionen von dem, wozu sein Instinkt es treibt. Ich nehme noch ein Beispiel. Wenn ich meinen Hund mit rascher Handbewegung und starker Gestikulation ins Gebüsch hetze, wobei ich ihm zurufe: „Such den Igel!“, so ist natürlich von einem sprachlichen Denken hier nicht im geringsten die Rede. Denn der Hund versteht mich genau so gut, wenn ich französisch oder chinesisch mit ihm rede, und jedenfalls müfste mein Hund dann der erste Polyglott der Welt sein. Ich bezweifle aber sogar, dafs er irgendeine Vorstellung, eine Reproduktion eines Igels dabei erlebt, denn er wird auf eine Katze, die er im Gebüsch findet, ebenfalls losgehen mit dem Bewufstsein, er habe das Richtige gefunden. Es ist vielmehr nur die ganz allgemeine Einstellung auf irgend etwas im Busch zu Findendes, was ihn leitet, vermutlich etwas ganz Unanschauliches, jedenfalls aber nichts, dem auch nur im entferntesten die Bezeichnung „Begriff“ zukäme. Dafs auch von Urteil hier nicht zu reden ist, versteht sich von selbst.

Auch wenn ich mein Suchen nicht nach aufsen, sondern nach innen richte, wenn ich nachdenke, spielen solche unanschaulichen Einstellungen eine grofse Rolle, und es ist, wenn ich mich auf ein Bild, eine Physiognomie besinne, durchaus nicht notwendig, dafs ich dabei in Worten denke. Gewifs bediene ich mich häufig des Wortes als heuristischen Prinzips, um naheliegende Assoziationen damit zu beschwören, doch ist es durchaus nicht notwendig, dafs Worte bei diesem Besinnen eine Rolle spielen, ebensowenig wie sie notwendig sind, wenn ein bildender Künstler sich eine Komposition ausdenkt. Gerade hier ist es ja bekannt, wie völlig unfähig viele bildende Künstler sind, das, was sie erleben bei ihrem Schaffen, in Worte und Sätze zu kleiden. Es sind gewöhnlich nicht die bedeutendsten Künstler, die über all ihr Tun mit Worten Rechenschaft geben können. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dafs ein Künstler nicht dächte, nur dafs er nicht in Worten denkt, soll damit ausgesprochen sein. Er denkt eben in seinem Material, in Vorstellungen, und am liebsten sogar mit Stift und Pinsel in der Hand.[1]

Wir können also sagen: zum untersprachlichen Denken gehören alle jene Tätigkeiten, bei denen motorische Akte irgendwelcher Art das Denkresultat bilden. So ist jede, nicht im Urteil formulierte Wahrnehmung ein solcher Akt des untersprachlichen Denkens.

Der Unterschied vom übersprachlichen Denken liegt darin, dafs hier zwar auch Worte, Begriffe usw. mitspielen, aber nur als Mittel in gröfseren Komplexen, die ihrer Raschheit und Fülle wegen nicht in Worte zu fassen sind, während der Hauptgrund, dafs beim erwachsenen Menschen sich das untersprachliche Denken noch hält, in dem das ganze Seelenleben beherrschenden Prinzip möglichster Ökonomie an Kraftaufwendung zu suchen ist. Beim Tiere und beim Kinde liegt der Grund natürlich in der Unfähigkeit, überhaupt Begriffe zu bilden. Immerhin aber möchte ich im Gegensatz zu Erdmann das Fortbestehen dieser untersprachlichen Denkakte auch beim Erwachsenen betonen. Auch haben wir es nicht etwa blofs mit Vorstellungen, sondern vor allem mit unanschaulichen Einstellungen zu tun, die sich jedoch nicht im Sprechen *materialisieren*, sondern die in andere nicht formelhafte Bewegungen übergehen. Trifft also die Analogie auch nicht für alle Fälle zu, so könnte man doch sagen, es gibt, ähnlich wie

[1] Vgl. Séailles, Le Génie dans l'art. — Ribot, Essai sur l'imagination créatrice, u. a. m.

es ein Wortdenken gibt, auch ein Denken in Bewegungen. Damit heben wir freilich die Grenze zu den Willenshandlungen hin auf und in der Tat ist eine solche nicht zu ziehen, da ja schon jedes Sprechen eine Willenshandlung ist. Denn für die psychologische Definition der Willenshandlung kann nicht der Erfolg, eine Wirkung auf das Nichtich, sondern allein die interne motorische Innervation, der Anfang, die Einleitung jener anderen Wirkung in Betracht kommen. Ein nur angedeutetes Sprechen ist subjektiv schon ein Sprechen und eine Willenshandlung.

4. Wenn man das Sprechen (inkl. des darin enthaltenen Denkens) gewöhnlich von den Willenshandlungen getrennt behandelt, so liegt es daran, dafs das Sprechdenken eine ganz bestimmte, konventionelle Spezialform der Willenshandlungen ist. Es ist eben eine Formulierung und zwar eine auf Konvention gegründete Formulierung.

Nun ist aber das Sprechen keineswegs die einzige Art der Formulierung des Denkens, und wir werden zunächst eine Anzahl von Formen zusammenstellen, die ich als nebensprachliche Denkformen bezeichnen will. Dahin gehören zunächst alle jene Formen, die irgendwie mit der Lautsprache zusammenhängen.

Zunächst wird man dabei an die Gebärdensprache denken. In ihrer ganz primitiven Form, wie wir sie bei Kindern, ja bei Tieren finden, kann man kaum von einer festen Formulierung reden. Hier ist sie wirklich, wie Quintilian sagt, „Omnium hominum communis sermo“. Wenn sie verstanden wird, so geschieht das darum, weil sie die Form des angeborenen Gefühlsausdrucks hat oder ihn etwas erweitert.

Zur wirklichen Sprache wird sie erst, wenn durch die Konvention fixierte Formulierungen eintreten, die meist neben der Lauptsprache hergehen, jedoch zuweilen auch eine selbständige Entwicklung genommen haben.

Die konsequenteste Ausbildung hat in dieser Hinsicht die Taubstummensprache erfahren. Indessen haben die meisten derartigen Bildungen das Ziel, einen Ersatz, womöglich aber die Erlernung der Lautsprache herbeizuführen. Der erste Versuch in dieser Richtung war das Fingeralphabet, das in Spanien aufkam. Später bildet sich im Anschlufs an den Abbé de l'Épée und den Abbé Sicard in Frankreich eine Richtung aus, welche die natürliche Gebärdenmitteilung fortbilden

will, indem sie im Sinne derselben weitere Zeichen und solche logischen und grammatischen Hilfsmittel erfindet, durch die die Erwerbungen der Lautsprache möglichst zugänglich gemacht werden sollen.[1] So schreibt Sicard: Nicht wir sind die Erfinder der Zeichen, sondern die Taubstummen selbst, und wir haben nur ihren wahren Erfindern nachzuschreiben, wenn wir die Theorie dieser Zeichen zu geben suchen. — Dafs jedoch wirklich eine naturgemäfse Weiterbildung der Gebärdensprache vorläge, ist in vielen Fällen nicht richtig, wie Wundt dargetan hat. Im Gegensatz zur französischen Schule will die deutsche für den fehlenden Gehörsinn dadurch Ersatz schaffen, dafs sie für das Verstehen der Sprache den Gesichtssinn, für den Gebrauch der Sprache den Tastsinn mit den die Artikulationsbewegungen begleitenden inneren und äufseren Tastempfindungen substituiert.[2] Auch das Schreiben wird neuerdings stark herangezogen.[3]

Besonders instruktiv sind solche Fälle, wie die von Laura Bridgman und Helen Keller, wo zur Taubstummheit noch Blindheit hinzukam. Hier geht das Denken völlig in den eingelernten Handbewegungen vor sich. Diese sind nicht blofs die Projektion nach aufsen zum Zwecke der Verständigung, während das eigentliche Denken etwa in einem inneren Wortsprechen im Kehlkopf vor sich ginge. Auch wenn sie für sich dachten, pflegten sie mit den Fingern zu sprechen. So wird von Helen Keller berichtet: „Wenn sie sich für eine Stelle interessiert oder sich dieselbe zu künftiger Verwendung einprägen will, so buchstabiert

---

[1] Vgl. Wundt: Völkerpsychol. I_1. S. 138 ff. Dazu Sicard: Théorie des signes pour l'instruction des sourdmuets, Paris 1808. Schmalz: Über die Taubstummen und ihre Bildung. 1848. Hartmann: Taubstummheit und Taubstummenbildung. 1880.

[2] Gude, Die Gesetze der Physiologie und Psychologie über Entstehung der Bewegungen und der Articulationsunterricht der Taubstummen. 1880.

[3] Zu erwähnen ist hier auch die bei manchen Aphasien eintretende Erscheinung, dafs ein Kranker imstande ist, für Objektbilder die Worte schreibend zu finden, für die er die Sprachbewegung nicht zu finden vermag, obwohl er sonst einfache Sätze sprechen kann. So beobachtete Sommer an dem zuerst von Grashey untersuchten Kranken, dafs er gewöhnlich zum Zwecke der Wortfindung heimlich schreibende Bewegungen mit den Fingern und den Füfsen machte. Hielt man ihm diese Glieder fest, so führte er schreibende Bewegungen mit der Zunge aus. Nur wenn man ihn die Zunge herausstrecken liefs und ihm dabei Hände und Füfse festhielt, war er nicht imstande, das dem Objekt entsprechende Wort zu finden. Dabei ist bemerkenswert, dafs er nach Sommers Feststellungen auch keine Klang- oder Schriftbilder vorher im Bewufstsein hatte. — Vgl. Grashey, Über Aphasie etc., Archiv für Psychiatrie Bd. XVI, dazu Sommer, „Zur Psychologie der Sprache", Zeitschrift für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorg. Bd. II.

sie sich diese mit den Fingern der rechten Hand vor. Mitunter geht dieses Fingerspiel ganz unbewufst vonstatten. Auch spricht Helen in Geistesabwesenheit oft zu sich selbst mittels des Fingeralphabets. Wenn sie in der Halle oder auf der Veranda auf- und abgeht, so bewegen sich ihre Hände mit der Geschwindigkeit von Vogelflügeln."[1] Ebenso bewegte Laura Bridgman im Traum die Hände wie beim Sprechen. Sie sagt selbst: „Ich träume nicht, dafs ich mit dem Munde spreche; ich träume, dafs ich mit den Fingern spreche." [2]

Dabei ist zu bedenken, dafs man „Schreiben" durchaus nicht blofs als schriftliche Fixierung verbaler Inhalte zu fassen braucht. Man kann darunter auch die Fixierung solcher Inhalte verstehen, die der sprachlichen Formulierung nur indirekt oder überhaupt nicht zugänglich sind. So ist es z. B. auch eine Art Schrift, wenn man irgendwelche Änderungen oder Schwankungen in Kurven notiert. So hat sich Faraday in seinen „Kraftlinien" eine Formulierungsmethode geschaffen, die später allgemein wurde. Auch Karten, Schemata, Zeichnungen können vielfach als solche nebensprachlichen Formulierungen angesehen werden.

Interessant ist in dieser Hinsicht China. Infolge der Abschleifung der Endkonsonanten ist in der chinesischen Sprache die Zahl der Lautsymbole so beschränkt, dafs man für abstraktere Themen mit dem Sprechen allein nicht auskommt. Hier nun tritt die Schrift ergänzend ein. Da die Sprache aus einer geringen Anzahl sehr ähnlicher Silben, die zum Teil ganz verschiedenartige Begriffe vertreten, sich aufbaut, während die Schrift für jeden Begriff ein eigenes Zeichen hat, so sind die gebildeten Chinesen gezwungen, sich bei besonders schwierigen Gedankengängen schriftlich, nicht mündlich, zu verständigen.

Als eine besondere Form des Denkens ist auch das musikalische Denken des schaffenden Tonkünstlers anzusehen. Es ist natürlich nur eine Form des konstruktiven oder emotionalen Denkens, nicht des kognitiven, aber ein Denken ist es auf jeden Fall.

Und zwar rechne ich es zu den nebensprachlichen Formen, insofern als zwar eine gewisse Formulierung stattfindet, diese aber von der gewöhnlichen Sprache in ihrer Tendenz völlig abweicht. Beides sind auseinanderstrebende Entwicklungszweige derselben Ursprungsform: „des Ausdrucks". Während jedoch die Sprache die objektive, inhaltliche Seite des Ausdrucks ausgebildet hat, ist umgekehrt in der Musik (wie in der Kunst überhaupt), das subjektive, emotionale Element weiter entwickelt worden.

Wenn wir nun blofs die subjektive Seite der Sprache betrachten, ohne das objektive Moment heranzuziehen, so können wir auch das musikalische Schaffen als eine Art von Sprache ansehen, wie es denn

[1] Helen Keller, Geschichte meines Lebens. Anhang S. 193.
[2] W. Jerusalem, Laura Bridgman. S. 41.

auch tatsächlich von vielen als Sprache, als Gefühlssprache usw. bezeichnet worden ist.[1]

Ich habe dieser Anschauung an anderer Stelle mit ausführlicher Darstellung der Gründe widersprochen. Denn es gehört meiner Ansicht nach zum Begriff der Sprache, wenn wir von gewissen, auf musikalische Wirkung ausgehenden Dichtungen absehen, unbedingt die Tendenz zur objektiven Verständigung hinzu; ein eindeutiges *Verständnis* aber ist nicht das Wesen der Musik noch der Kunst überhaupt, sondern Wirkung, Wirkung auf Grund von Formen, die oft selbst den Gefühlsausdruck fast unkenntlich machen. Käme es in der Musik auf Mitteilung an, so wären Symphonien, Opern usw. höchst ungeeignete Mittel, und einfache Juchzer oder Schreie würden sowohl bequemer als sicherer zum Ziele führen.[2]

Indessen ist es nicht diese kommunikative Seite, sondern die subjektive Seite, die uns hier angeht, und in der Tat müssen wir sagen, dafs das musikalische Schaffen doch eine Art von Denken ist, das mit (wenn auch nur allgemein und vage) geprägten Formen arbeitet. Denn es findet im Schaffenden sehr wohl ein Auswählen und ein In-Beziehungsetzen der musikalischen Elemente statt, und man wird dem arbeitenden Beethoven ganz sicher nicht absprechen wollen, dafs er bei Schöpfung seiner Symphonien *gedacht* habe. Ohne Zweifel liegt hier ein Denken vor, und zwar ein Denken, das nicht in Worten abläuft, sondern mit Tonphänomenen operiert. Dabei bedient es sich sogar gewisser fester Formen, weshalb es auch hier als ein nebensprachliches, formuliertes Denken, als Parallelerscheinung des Sprachdenkens, behandelt wird. Die Analogie mit der Sprache geht recht weit, da sich die Musik z. T. derselben Mittel bedient wie jene; z. B. des Wechsels der Tonhöhe, des Akzentes, des Schneller- und Langsamerwerdens, der Dynamik, und vor allem einer Gliederung, die man in beiden als Satzbildung anzusprechen pflegt. Denn auch in der Musik spricht man von Sätzen, von Phrasen, von Interpunktion usw. Ja es hat, besonders in der Programmusik, zu vielen Zeiten nicht an Versuchen gefehlt, eine gewisse Eindeutigkeit auch in die Musik zu bringen, und damit sowohl ein kognitives als kommunikatives Moment. Auch ist für die Musiker sehr oft ein subjektives Gefühl des sich Mitteilens leitend gewesen bei ihrem Schaffen, indessen ist dies doch nur Nebensache. Das Wesen der Musik beruht nicht in einer Mitteilung, einer Verständigung, sondern in einer Gefühlserregung, für welche eine Übereinstimmung zwischen dem Gefühlsleben des Hörenden und dem des Schöpfers unwesentlich ist; aus diesem Grunde ist die Bezeichnung der Musik als Sprache schief.

Ja, Musikschaffen ist nur eine Form des konstruktiven und subjektiven Denkens, nicht aber des kognitiven und auch nicht des objek-

---

[1] Vgl. z. B. Riemann, Grundrifs der Musikwissenschaft. S. 65 u. a.

[2] Man findet dies genauer in meiner Psychologie der Kunst. Bd. I. S. 18 ff.

tiven, aber wenn es also auch nur die Hälfte der Denkfunktionen aufweist, so darf es doch nicht beiseite gelassen werden, zumal es für den Schaffenden oft sogar ein gewisses kognitives Moment enthält, was aus vielen Aussprüchen von Musikern hervorgeht.

5. Auch bei dem übersprachlichen Denken ist natürlich hier nur von der Denk*formulierung* die Rede. Dafs die Denk*arbeit* nichtsprachlich verläuft, gilt hier wie bei allem Denken. Das Wesentliche der übersprachlichen Denkformulierung ist, dafs der Inhalt nicht in annähernd adäquater Weise in Worten *gefafst* ist. Dabei müssen wir einen Unterschied machen: es kann der Fall so liegen, dafs ein Resultat erschaut oder erfühlt oder sonstwie im Bewufstsein repräsentiert ist in der Art, dafs die sprachliche Formulierung nur *noch nicht* gefunden ist; hier ist diese jedoch *möglich*. Daneben gibt es jedoch Fälle, wo der Natur der Inhalte nach die Formulierung notwendig versagen mufs. Ein ganz scharfer Unterschied ist das natürlich nicht, denn in jedem Denken gibt es subjektive Obertöne, die von den Sprachklischees nicht ausgedrückt werden. Es fragt sich nur, ob diese Inadäquatheit des sprachlichen Ausdrucks bewufst wird oder nicht. Ich möchte die Unterscheidung machen, dafs ich dasjenige Denken, welches der sprachlichen Formulierung nur vorausläuft und sie gleichsam überspringt, auch das *summarische* oder *abkürzende* nenne. Dasjenige, in dem die Inhalte überhaupt nicht in Worte gefafst werden *können* (wie etwa beim mystischen Denken), nenne ich das *überlogische*, weil seine Inhalte weder in Worten noch in intellektuellen Denkformen aufgehen.

Man pflegt für das übersprachliche Denken auch oft den Ausdruck *intuitives* Denken zu gebrauchen, während man das formulierte Denken im Gegensatz dazu als diskursives Denken bezeichnet. Wir könnten jenen Ausdruck an sich übernehmen, wenn nicht darin etymologisch eine zu enge Verknüpfung mit dem Gesichtssinne läge, die leicht eine falsche Erklärung unterschieben könnte. Auch im Deutschen sprechen wir von einem „Schauen“ oder „Erschauen“ der Erkenntnis, um ein übersprachliches Erkennen zu bezeichnen. Nun ist ja gewifs richtig, dafs oft visuelle Elemente beim übersprachlichen Denken eine grofse Rolle spielen; trotzdem aber geht es nicht an, darum *alles* übersprachliche Denken als visuell anzusehen, Es kommt dabei auch der Inhalt des Denkens in Betracht. Es gibt Intuitionen auf ganz abstraktem Gebiet, wo ein visuelles Erschauen gar nicht möglich ist.

Nietzsches Gedanke von der ewigen Wiederkunft war sicherlich eine Intuition. Nietzsche schildert in Ecce Home dieses Erlebnis folgendermafsen: „Die Grundkonzeption des Werkes, der Ewige-Widerkunftsgedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, — gehört in den August des Jahres 1881; er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: 6000 Fufs jenseits von Mensch und Zeit! Ich ging an jenen Tagen am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgetürmten Block unweit von Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmacks, vor allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; — sicherlich war, eine Wiedergeburt in der Kunst zu hören, eine Vorbedingung dazu.“ Wir sehen, es ist von visuellen Erlebnissen hier keine Rede, es ist auch mit dem besten Willen nicht auszudenken, wie ein solcher Gedanke durch visuelle Symbole irgendwie adäquat ausgedrückt werden könnte. Ebenso ist ohne Zweifel Hegels Gedanke von dem dreigliedrigen Schema aller Entwicklung als eine Intuition zu bezeichnen, obwohl auch hier anschauliche (im Sinne von optischen) Phänomene kaum als Denkelemente vorzustellen sind. Und so geht es mit fast allen wissenschaftlichen, politischen, praktischen Intuitionen. Gerade die kühnsten Denker sind oft die abstraktesten. Galtons Inquiry ergab ja bei den Mitgliedern der Royal Academy ein völliges Fehlen der inneren Visualisierung, und so ist die Betonung des Visuellen ganz sicher nicht als charakteristisch für das konstruktive Denken anzusehen.

Dafs in vielen Fällen, speziell bei Künstlern, auch Dichtern, die Intuition tatsächlich in visuellen Bildern verläuft, soll darum nicht bestritten werden. Trotzdem darf man das nicht verallgemeinern.

Die Vermutung Erdmanns, dafs der Vorzug eines reichen intuitiven Denkens gerade denen eigen sei, deren Gesichtssinn eine ungewöhnliche reproduktive Kraft besitze, ist meines Wissens aus der Erfahrung kaum zu belegen und käme auch wohl nur für ganz bestimmte Gebiete des Denkens in Betracht. Wenn man den Begriff des „Schauens“, der Intuition, verwenden will, so ist er vielmehr, wie so oft, blofs als bildlich anzusehen, wie ja auch die Ästhetik und die Psychologie die Begriffe anschaulich und kontemplativ schon seit alters in viel weiterer Bedeutung als der blofs visuellen auch auf andere Sinnesgebiete übertragen.

Bei allen Denkformulierungen ist eins zu beachten, dafs sie — besonders dann, wenn sie keine mitteilenden Absichten verfolgen — oft rein symbolisch sind, d. h. dafs etwas ganz anderes Reicheres, Weiteres, Gröfseres dabei gedacht wird als ausgesprochen werden kann. Die Möglichkeit einer solchen symbolischen Denkformulierung, sogar mit übertragender Wirkung, haben wir bereits oben erwähnt. Für

das im Individuum selber verlaufende Denken gilt das noch viel mehr. Es besteht die Möglichkeit rein symbolischer „Haltingplaces“ im Denken, d. h. die Möglichkeit, gröfsere Gedankenkomplexe rein symbolisch zu formulieren. Ein Wort, ein Bild kann da noch unendlich viel mehr bedeuten, als es im konventionellen Sinne bedeuten würde. Ich kann das fast täglich an mir beobachten, dafs ich bei lebhafter Denkarbeit innerlich Worte, abgerissene Satzteile bilde, ohne dafs diese aber ein adäquater Ausdruck meiner Gedankenketten wären; trotzdem dienen sie als Stützpunkte. In ähnlicher Weise ist auch bei den neueren Experimenten über das Denken das Auftreten von Satz- und Wortfragmenten beobachtet worden.

Sehr interessant ist in dieser Hinsicht O. Ludwigs Schilderung seiner poetischen Konzeption. Ich hebe nur die hier in Betracht kommenden Stellen hervor: „Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere in irgendeiner Stellung und Gebärdung für sich und gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe . . . Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgendeiner pathetischen Stellung, an diese schliefst sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahr ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus, schiefsen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in all seinen Szenen habe; dies alles in grofser Hast, wobei mein Bewufstsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Szenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläfst, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe. Nun gebe ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu mufs ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder, wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewufst, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Kausalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan . . .“

Ich möchte dabei auf verschiedenes aufmerksam machen. Wir haben es hier mit einer ausgeprägt visuellen Form des Denkens zu tun; trotzdem weist die starke, auch sonst noch von Ludwig hervorgehobene

Wichtigkeit von Gebärden und mimischen Stellungen auf motorische Phänomene hin. Das Symbolische der einzelnen Visionen tritt deutlich hervor; denn sie bedeuten noch viel mehr, als in ihnen selber schon liegt, was dann in nachträglicher Reflexion erst herausgeschält werden mufs. In diesen von Ludwig gesehenen Gestalten ist die ganze Fabel, alles Vorher und Nachher enthalten. Er schreibt selbst: „Die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts anderes als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung“

In allen solchen Fällen ist die sprachliche Formulierung nicht eine Begleiterin oder gar das Wesen der Denkarbeit, nicht einmal das des Resultates, sondern erst eine nachträgliche Umformung. Ein Denken, das alle einzelnen Phasen formulieren wollte, würde überhaupt niemals gröfsere Weiten durchmessen können, und es ist eine Erfahrung, dafs Originalität des Denkens und Leichtigkeit der Formulierung keineswegs notwendig zusammengehören.

Denn die zu leichte Sprachformulierung kann ein Hemmnis werden für das Denken. Die Sprache ist stets eine gewisse Klischeebildung. Dort nun, wo sich die Formulierung allzu rasch und leicht vollzieht, kann sie zur Gefahr werden, dafs die Gedanken, ehe sie völlig ausgetragen sind, bereits zur Welt kommen, im Banne der Sprache bleiben und dabei ihre Originalität einbüfsen. Um auch hier ein Beispiel aus einer Kunst zu nehmen, so kann in der Malerei allzu grofse Virtuosität in der Technik eine Gefahr für die Erfindung und innere Gestaltung werden, indem sie zu allzu raschem, allzu glattem Produzieren verlockt. Ich denke hierbei an den Fall eines der ersten zeitgenössischen ausländischen Maler, von dem ich durch einen bedeutenden deutschen Künstler, der ihn persönlich kennt, weifs, dafs er sich befleifsigte, mit der linken Hand malen zu lernen, weil die eigene, allzu grofse Technik ihm fatal wurde. Ähnlich geht es vielen Menschen mit ihrer Sprachgewandtheit: sie werden zu ihrem Sklaven, weil sich das Wort schon einstellt, ehe das innere Auswählen und Verknüpfen, das jedes Denken charakterisiert, bereits vollzogen ist. Wohl jeder Mensch kennt in seinem Kreise solche Leute, die mit unendlicher Geschicklichkeit ihre Worte und Sätze zu formulieren wissen, und deren Redegewandtheit doch fast automatisch, ohne das Äquivalent einer inneren Auswahl, abläuft. Die konventionellen Bahnungen sind bei ihnen so stark, dafs es zu keinen Neubildungen kommt. Die Sprache dichtet und denkt eben für den einzelnen, um an F. Schillers bekanntes Wort zu erinnern. Gerade die gröfsten Denker sind oft ungelenke Sprecher. Ihre Sätze sind oft uneben und unschön gebaut, sie verwickeln sich in Anakoluthe, und die Sprache wird oft mehr als Hemmnis denn als ein gefügiges Mittel des Denkens von ihnen empfunden. Gerade der Sprache von wahrhaft schöpferischen Dichtern und

Denkern aber haftet oft eine gewisse Herbheit und Sprödigkeit an, die für den Kenner von besonderem Reiz ist. Ebenso ist's mit der Malerei, wo wir enorm schöpferische Köpfe bei völlig unzureichender Technik finden, wodurch aber wieder ästhetische Werte besonderer Art entstehen können. Viele Männer ringen oft mit der Technik ihrer Ausdrucksformen, nicht etwa aus Armut, sondern aus Reichtum, weil die glatte Sprache ihnen ein inadäquates und zu enges Gefäfs für die Fülle und den Überflufs ihrer Gedanken und Gesichte dünkt. Und welcher geistig schaffende Mensch hat nicht bereits die Erfahrung gemacht, dafs ein allzu frühes Sprechen über Pläne und Werke diesen schadet. Ich weifs von einer ganzen Reihe produktiver Köpfe, dafs sie über ihre Pläne selten und ungern sprechen, nicht aus Geheimniskrämerei oder Vornehmtuerei, sondern weil sie die Erfahrung gemacht haben, dafs allzu frühes Formulieren den Gedanken banalisiert. Daher kommt auch der verbreitete Aberglaube der Schriftsteller, es bringe Schaden, über ein in Arbeit befindliches Werk zu sprechen. Auch der Gedanke will langsam ausreifen und hat seine Keuschheit, die geachtet sein will. Die allzu grofse Glätte und Leichtigkeit der Sprache aber ist etwas, was der Kenner verschmäht.

Andererseits aber darf man wieder nicht etwa unbeholfene Ausdrucksweise für das Zeichen besonderer Tiefe halten, was in Deutschland so oft geschieht, in dem Grade, dafs ein leicht und angenehm lesbares Werk blofs darum in den Verdacht der „Unwissenschaftlichkeit" gerät. Eine unklare Ausdrucksweise läfst stets auf ein unklares Denken schliefsen. Ein unklar formulierter Gedanke kann ein „richtiger" Gedanke sein, er ist aber auf jeden Fall ein unfertiger Gedanke, weil die Denkformulierung nicht bis zu jenem Grade ausgereift ist, dafs der Gedanke auch kristallhell und eindeutig für andere dasteht. Die ganz klare Formulierung ist der Abschlufs der Denkarbeit, die selbst bedeutende Denker in falscher Vornehmheit, hinter der sich oft Unfähigkeit des Ausdrucks und Mangel an Zucht verbirgt, vernachlässigt haben. Dafs darum bei unkritischen Köpfen die Unklarheit als Kennzeichen der Tiefe gilt, ist eine törichte Verirrung.

6. Wir haben bisher nur von solchen Denkinhalten gesprochen, die sich einigermafsen adäquat formulieren lassen. Es gibt auch solche, bei denen die Kluft zwischen dem angestrebten, gedachten Inhalt und der Form so grofs ist, dafs sie nicht überbrückt werden kann, vielmehr sich als solche im Bewufstsein behauptet. Denn nur ein geringer Teil des psychischen Erlebens ist in der Sprache zu fassen. Die Sprache geht zunächst nur auf Begriffe, sie schafft Einstellungen, und zwar auf feste konventionelle Verallgemeinerungen, nicht mehr. Daneben kann sie in Tonhöhe, Tonmodulation usw. auch einige Gefühlsmomente unmittelbar zum Ausdruck bringen.

Allen anderen Inhalten aber kann sie nur indirekt, vermittels der eben bezeichneten Prozesse gleichsam von hinten herum beikommen.

So kann die Sprache die meisten Sinnesinhalte (von einigen akustischen abgesehen), nur indirekt, durch Hinweis, fassen. Besonders Rickert hat in neuester Zeit darauf hingewiesen, dafs das Einmalige, unmittelbar Wirkliche des Lebens für die Sprache unfafsbar ist. Daneben ist es vor allem die Welt des Gefühlslebens, dessen ganze Tiefe ebenfalls von der Sprache nie zu ergründen ist. Gewifs läfst sich direkt durch die Sprachmodulation eine ganze Reihe von Gefühlen ausdrücken und übertragen, was sogar im geschriebenen Wort sich z. T. noch erhält, d. h. durch den Leser mit einer gewissen Eindeutigkeit erweckt werden kann. Aber es sind das doch stets nur Nuancen; die grofsen Affekte und die Mehrzahl der Gefühle können nur indirekt formuliert werden; d. h. man formuliert die begrifflich fafsbaren Komponenten der Erlebnisse und mufs es dem guten Glück überlassen, ob diese im anderen die Gefühle wirklich auslösen. Man kann mit Worten ein Ereignis schildern, weifs aber niemals ganz genau, ob es im Hörer oder Leser die Gefühle, die man anstrebt, wirklich erweckt. Welcher Dichter hat es nicht schon empfunden, dafs er gar nicht „verstanden“ wurde, d. h. dafs seine intellektuell eindeutigen Worte Gefühle ausgelöst haben, die nicht im entferntesten denjenigen glichen, die er hat auslösen wollen. Ich habe in meiner „Psychologie der Kunst“ dargelegt, dafs man die Aufgabe der Dichtung überhaupt nicht in einem Übertragen der eigenen Gefühle, sondern in einem Anregen fremder Gefühle sehen mufs. Die Kongruenz zwischen den Gefühlen des Autors und denen des Lesers kann niemals das Kriterium für eine echte Kunstwirkung sein, denn im Grunde löst jedes Kunstwerk in jedem Hörer verschiedene Erlebnisse aus, und die Gleichheit derselben ist weder nötig noch wünschenswert. Denn die tiefste Wirkung der Kunst liegt gerade darin, dafs Allerpersönlichstes mitklingt, dafs unsere eigenen Erlebnisse wach werden, nicht darin, dafs fremde Erlebnisse in uns hineingebracht werden, obwohl es viele Verschiedenheiten der erstrebten Wirkung gibt. Diese Unmöglichkeit eindeutiger Übertragung auf andere aber ist

ein Beweis dafür, daſs das seelische Erlebnis in der Sprache nicht adäquat gefaſst ist.

Was die Unübertragbarkeit von Sinnesinhalten durch die Sprache betrifft, so kann hier immerhin durch nebensprachliche Gebilde (durch Bilder, Zeichnungen usw. Ersatz geschaffen werden.

So wie das Denken Gefühle mit festerem Griffe zu fassen sucht, bedarf die Sprache besonderer Mittel. Diejenige Sprachform, der es auf Formulierung und Übertragung von Gefühlen in erster Linie ankommt, nennen wir Poesie. Sie bedient sich zunächst der sinnhaften Elemente der Sprache, aller in Laut, Satzmelodie usw. liegenden Mittel in hervorragendem Maſse, vor allem des metaphorischen, wie man oft sagt: „uneigentlichen“ Ausdrucks, um durch allerlei Hilfswirkungen indirekt den erstrebten Effekt zu erzielen. Der einfache direkte Hinweis durch den gewöhnlichen Begriff ist für alle Fälle, wo es auf stärkere Gefühlserregung ankommt, zu matt. Man braucht stärkere Ingredienzien und findet diese vermittels Vergleichung in besonderen Beiworten und Metaphern. Aber auch so kann man doch im besten Fall nur annähernd die Gefühle fassen.[1]

Besonders stark tritt die Inkongruenz zwischen Wort und Denkinhalt im mystischen Denken heraus, und die Mystiker haben das auch immer wieder beklagt. Für sie sind die Worte ganz unzureichende Gefäſse, um damit Inhalte zu erfassen, die eben der begrifflichen Formulierung ihrem Wesen nach nicht zugänglich sind. Daher kehrt in den Schriften der Mystiker diese Klage immer wieder, daſs ihre Erlebnisse, Erkenntnisse und Intuitionen eigentlich der Sprache niemals erreichbar seien. So schreibt Meister Eckhart: „Nun spricht die Braut im Hohenliede: ich habe überstiegen alle Berge und all mein Vermögen, bis an die dunkle Kraft des Vaters. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht, da roch ich ohne Bewegen, da schmeckte ich das, was nicht da war, da spürte ich das, was nicht bestand. Dann wurde mein Herz grundlos, meine Seele leiblos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos. Nun vernehmt, was sie meint! Daſs sie spricht, sie habe überstiegen alle Berge, damit meint sie ein Überschreiten aller Rede, die sie irgend üben kann aus ihrem Vermögen — bis an die dunkle Kraft des Vaters, wo alle Rede endet.“ Daher kommt denn auch die hohe Einschät-

[1] Ich erinnere hier an Rich. Wagner, der in seinem Gesamtkunstwerk durch Verbindung der Künste das erreichen wollte, woran die Künste isoliert scheitern muſsten.

zung des Nichtredens, des Schweigens bei vielen Mystikern; aus der richtigen Erkenntnis heraus, daſs den Worten, diesen aus sozialen Bedürfnissen entstandenen Klischees, das Allerpersönlichste notwendig entschlüpfen muſs. Darum schreibt Hierotheos: „Mir scheint es recht, ohne Worte zu sagen und ohne Erkenntnis zu verstehen das, was über Worten und Erkenntnis ist: dieses meine ich nicht anders zu sein als das geheime Schweigen und die mystische Ruhe, die das Bewuſstsein vernichtet und die Formen auflöst. Suche denn im Schweigen und im Geheimnis jene vollkommene und ursprüngliche Vereinigung mit dem wesenhaften Urgut.“[1]

7. Wir müssen den Begriff der Denkformulierung genauer betrachten. Wenn auch nicht zu bestreiten ist, daſs in gewisser Weise der Gedanke schon vor seiner Formulierung da ist, so ist doch nicht das Sprechen bloſs eine Projektion nach auſsen von etwas, was vollkommen fertig in der Seele vorhanden gewesen wäre; nein, das Sprechen formuliert den Gedanken, heiſst: es legt ihn, der nur in einer allgemeinen Einstellung vorher bestand, auseinander in konventionelle Elemente. Es geht dem Sprechen eine Einstellung voraus, der fertige Gedanke bildet sich während des Sprechens und folgt erst als dessen Resultat. So muſs die Formulierung gefaſst werden als die Auseinanderlegung und Ausführung eines vorher noch nicht entwickelten Gedankenkeims, der Einstellung. Denn die dem Sprechdenken voraufgehende Einstellung ist erst der Keim des Gedankens, enthält den Gedanken in Richtung und Inhalt als vorbestimmt; aber erst im Sprechen selber gewinnt der Gedanke die feste Form, in der er wirklich er selber ist. Die Einstellung ist der potentielle Gedanke, im Sprechen wird er zur Aktualität.

Unsere Lehre vom Verhältnis von Sprechen und Denken unterscheidet sich sowohl von derjenigen, die Sprechen als bloſse sprachliche Übersetzung von bereits vorher fertigen „Sprachvorstellungen“ faſst, wie von der, die behauptet, daſs Sprechen und Denken identisch seien. Diese Lehre hat nicht ernsthafte Vertreter gefunden, jene aber ist in der Literatur

[1] Vgl. dazu: M. Buber, Ekstatische Confessionen. Jena 1909. S. XVIII.

oft vertreten worden. Sie wird besonders unklar dadurch, daſs man für jedes einzelne Wort eine vorausgehende „Wortvorstellung“ annehmen zu müssen glaubt.

Besonders nach der psycho-pathologischen Seite hin ist diese Theorie ausgebaut worden, indem man aus den Aphasien wichtige Hilfen zu erlangen dachte und allerlei Lokalisierungen vornahm.

Man nimmt an, daſs die „Gegenstandsvorstellungen“ die „Sprechbewegungsbilder“ anregen, daſs aber diese Leitung entweder über die „Klangbildvorstellungen“ erfolge, oder aber, daſs zum mindesten neben einer direkten Leitung nach den „Sprechbewegungsvorstellungen“ eine zweite Anregung dieser letzteren von den Klangbildvorstellungen aus geschehe.

Befragen wir über diese aus pathologischen Tatsachen abgeleitete Hypothese unsere Selbstbeobachtung, so findet jene nicht die geringste Stütze. Wenn ich einen langen Satz spreche, so geht in meinem Bewuſstsein nicht die Anregung sämtlicher in jenem Satz auftretender Begriffe und Vorstellungen voraus, nur eine allgemeine Einstellung auf das, was ich sagen will, läſst sich konstatieren, die keineswegs eine Addition einzelner Wortvorstellungen ist. Von daneben noch vorausgehenden Erregungen des „Klangbildzentrums“ läſst sich ebenfalls gar nichts im Bewuſstsein konstatieren. Die Innervation erfolgt genau so unbewuſst beim Sprechen wie etwa beim Greifen, wo eine solche Nebenregierung sicher nicht besteht.

Damit aber kommen wir auf den richtigen Weg für die Erklärung. Die skizzierte Theorie, wie überhaupt die Assoziationslehre, macht den Fehler, daſs sie das Sprechdenken als eine Aneinanderreihung von Wortvorstellungen ansieht, statt es als Bewegung, als Willenshandlung zu verstehen. Wir müssen, um das Sprechdenken zu begreifen, es ganz nach Analogie von Greif- oder Schlagbewegungen auffassen. Genau wie hier die einzelnen Innervationen unbewuſst aus einer allgemeinen vorhergehenden Einstellung folgen, genau so ist's beim Sprechen. Weil dies in seinen einzelnen Phasen (die beim Greifen ununterschieden verlaufen) auch an das Gehör appelliert, verstanden wird und in seinen Phasen intellektualisierbar ist, da den einzelnen Phasen der Sprech-

bewegung (den Worten) Vorstellungen zu koordinieren möglich ist, so meinte man, das Sprechen selber sei ein intellektueller Vorgang, sei ein Vorstellen [1].

Ich analysiere, um die Analogie klar zu machen, das, was einer Willenshandlung vorausgeht, etwa dem Erfassen eines Buches, das vor mir auf dem Tische liegt. Nach Ziehen ist es zweierlei: „erstens das Erinnerungsbild dieser früher schon oft ausgeführten Greifbewegung, welches jetzt durch Motivvorstellungen wieder geweckt worden ist, und das als Bewegungsvorstellung bezeichnet wird; zweitens Empfindungen, welche mich belehren, dafs die Bewegung ansgeführt ist: ich sehe den Arm sich bewegen, ich fühle den ergriffenen Gegenstand, und endlich belehren mich namentlich die sensiblen Nerven im Innern meines rechten Armes, dafs der Muskel sich kontrahiert hat. Diese letztere wichtigste Empfindung wird speziell als Bewegungsempfindung bezeichnet.[2] Ist das nun richtig, wenigstens was den ersten Punkt anlangt? Habe ich wirklich bei allen Greifbewegungen Erinnerungsbilder früherer Bewegungen? Wenn ich beim Aufstehen in der Frühe hunderterlei Manipulationen mit meinen Toilettengegenständen ausführe, so soll ich das nur können, weil ich Erinnerungsbilder früherer Bewegungen habe? Eine einfache Selbstbeobachtung wird uns sagen, dafs dem nicht so sein kann. Ja, bei vielen unserer Bewegungen wissen wir gar nicht, wie wir sie ausführen; es hiefse sie unmöglich machen, wollte ich mir genau vorstellen, wie sie zustande kommen. — Andere Autoren, wie W. James, sind vorsichtiger im Ausdruck als Ziehen, obgleich sie auch nicht immer ganz klar sind. So schreibt James: „It is not the thought of the innervation which the movement requires. It is the anticipation of the movement's sensible effects, resident or remote, and sometimes very remote indeed.“[3] Der Punkt, worin James sich also von Ziehen unterscheidet, ist der, dafs er nicht wie Ziehen die Vorstellung der Bewegung selbst als Einleitung der Willenshandlung ansieht, sondern die Vorstellung des Resultats der Bewegung. Freilich liegen hierin grofse Schwierigkeiten, über die James durch ein gewisses Schillern der Ausdrucksweise hinweggleitet. Es liegt das z. T. an der geringen Schärfe der Begriffe, die seine psychologische Ausdrucksweise überhaupt kennzeichnet, indem er manchmal jenes vorwegnehmende psychische Etwas als „idea“, als „thought“, als „feeling“, als „image“, als „remote sensation“, als „impression“ bezeichnet. Der Inhalt dessen, was unseren

---

[1] Ich erinnere auch an den bereits zitierten Fall Helen Keller, die durch Handbewegungen das Sprechen ersetzte. Man kann bei dieser Taubblinden doch weder eine visuelle noch eine akustische Vorstellungsfähigkeit annehmen.

[2] Ziehen a. a. O. S. 18.

[3] James: Textbook, S. 422.

Willenshandlungen vorausgeht, ist damit nicht sichergestellt. Eine bloſse Vorstellung des Resultats genügt keineswegs, am wenigsten bloſs eine Vorstellung des objektiven Inhalts. James will hauptsächlich den negativen Beweis erbringen, daſs die Bewegung als solche im Bewuſstsein keine Rolle spielt, daſs die Bewegung sich reflektorisch vollzieht; soweit scheint uns seine Darlegung unwidersprechlich. Nach der positiven Seite hin indessen ist die Darstellung bei James zu intellektualistisch ausgefallen. Er scheidet „The bare idea of movement's sensible effects" und „the fiat", welch letzteres nur sehr selten sich geltend machen soll, erst dann, wenn entgegenstrebende Tendenzen sich einstellen. Wahrscheinlich hat James es mit jenem vorausgehenden „thought" gar nicht so intellektualistisch gemeint. Es handelt sich in Wirklichkeit nur um eine allgemeine Einstellung, nicht um eine wirkliche Vorstellung. Wenn ich mir vornehme, mich zu entkleiden und zu Bett zu legen, so können beim Ausführen meine Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt sein, und auch vorher habe ich nur eine ganz vage Einstellung, nicht aber eine deutliche Vorstellung aller später auszuführenden Tätigkeiten. Diese Einstellung bleibt dann als allgemeine Stimmung, ein Gerichtetsein unseres Ich, im Unterbewuſstsein, während wir an ganz anderes denken. Und ich glaube, ein solches Gerichtetsein, ein besonders auf ein Tun eingestelltes Gefühl, leitet jede unserer Willenshandlungen ein. Die rein intellektuelle Reproduktion wird nie eine Tätigkeit auslösen. Es muſs stets ein affektives Plus hinzukommen, das nur in Konfliktfällen als besonderes Fiat eine Steigerung erfährt und dann deutlich bewuſst wird. In Hemmungsfällen, wenn uns der Inhalt dessen, was wir sagen wollten, entfallen ist, wird uns z. B. deutlich dieses affektive Gerichtetsein bewuſst. Lipps braucht dafür den Ausdruck gestautes Streben, d. h. es ist ein in seiner psychischen Wirksamkeit gesteigertes psychisches Geschehen.[1]

Ich möchte in ähnlicher Weise, wie es Lipps tut, das der Willenshandlung vorausgehende Bewuſstseinserlebnis als ein Strebungsgefühl ansehen. Es ist nach Lipps[2] eine seelische „Tendenz", eine Einstellung, wie wir sagen. Es bekommt erst, wenn es gestaut wird, jenen ausgesprochenen Gefühlscharakter. Es ist also kein neues psychisches Grundelement, sondern durchaus das gewöhnliche Grundelement des Denkens, die affektiv-motorische Einstellung, die weder reproduktiv, noch sonst rein-intellektualistisch ist, die aber, wenn sie eine Willenshandlung auslösen soll, so geartet sein muſs,

---

[1] Lipps, Leitfaden der Psychologie, 3. Aufl., S. 260.

[2] a. a. O. S. 258.

dafs sich mechanisch die Innervation vollzieht. Tritt Hemmung ein, so zeigt sich deutlich der Gefühls- und Strebungscharakter des ganzen Phänomens, den Ziehen und auch James unterschätzen. Indessen in der negativen Feststellung stimmen wir durchaus mit Ziehen und James überein: ein besonderes Bewufstwerden der Innervation als solcher als Einleitung der Bewegung ist nicht anzunehmen.

Was also die Bewegung einleitet, ist ein affektives Gerichtetsein, eine Einstellung, die natürlich auch einen anschaulichen Inhalt einschliefsen kann; die Innervation der Bewegung selber erfolgt ohne besondere Bewufstseinsbegleitung.

Ganz nach Analogie derartiger Willenshandlungen haben wir das Sprechen aufzufassen. Was vorausgeht, ist eine Einstellung, der sich die Innervation ohne besonderes Bewufstwerden anschliefst.

Es ist dabei die wichtige Tatsache hervorzuheben, dafs wir uns auf Sätze einstellen und nicht auf einzelne Wörter. Die Einstellung geht auf den Satzinhalt, die Innervation der einzelnen Wörter erfolgt genau so als unabgegrenzte Einzelphase der ganzen Bewegungseinheit, wie die einzelnen Phasen einer komplizierten Greifbewegung. Dafs sich der Satz in Worte auflösen läfst, ist natürlich nicht der geringste Beweis dafür, dafs er auch von der Seele aus Einzelheiten zusammengesetzt sei. Eine Pflanze läfst sich auch in Blätter, Blüte usw. zerlegen und ist doch als Einheit entstanden.

Der ganze Irrtum, ein Satz setze sich aus „Wortvorstellungen“ zusammen, geht auf die allerdings zu Recht bestehende Beobachtung zurück, dafs wir die Sätze nicht blofs wirklich oder andeutend sprechen, sondern dafs wir sie auch hören. Aber dies Hören geht nicht dem Sprechen voraus, sondern ist ihm durchaus gleichzeitig, ja das logische Prius liegt bei der motorischen Innervation. Dadurch dafs wir den gehörten Satz in unterscheidbare Worte auflösen können, ist jener Irrtum entstanden, die Seele setze ihn auch aus Worten zusammen. Der Satz ist aber, wie er motorisch eine Einheit ist, auch in der Rezeption eine Einheit, deren einzelne Seiten oder Nuancen übrigens durchaus nicht jede

durch ein einzelnes Wort ausgedrückt werden. Der Satz ist durchaus etwas anderes als eine Aneinanderreihung von Worten, ebenso wie unser ganzes Denken kein Aneinanderreihen von Vorstellungen ist. Denken ist ein Stellungnehmen der Seele, das durch Worte angedeutet, niemals erschöpfend gefafst werden kann.

Kapitel XI.

Erkenntnistheoretische Schlufsbemerkungen.

1. Ganz kurz möchte ich die Stellung der gefundenen Resultate zur Erkenntnistheorie, wenigstens zu einigen Problemen derselben, berühren. Mit aller Schärfe betone ich aber zunächst, dafs unsere psychologischen Ergebnisse selber unabhängig sind von irgendeiner speziellen erkenntnistheoretischen Stellungnahme, dafs alle hier angewendeten Methoden, Untersuchungen und Resultate bis auf kleine Exkurse rein psychologisch waren. Sie werden also an sich nicht im geringsten dadurch berührt, dafs man etwa diejenigen erkenntnistheoretischen Schlufsfolgerungen ablehnt, die, wie uns scheint, sich damit am besten vertragen.[1]

Wenn ich sage, dafs kein besonderes erkenntnistheoretisches System meinen psychologischen Untersuchungen zugrunde läge, so ist das freilich insofern nicht richtig, als ich zunächst mich, wie die meisten Psychologen überhaupt, auf den Standpunkt des naiven Realismus stelle, den nämlich, dafs unserem Bewufstsein, unserem Ich, eine Aufsenwelt gegenüberstehe, von der Reize ausgehen, die das Ich zur Reaktion veranlassen. Indessen ist dies erkenntnistheoretisch natürlich nur eine Arbeitshypothese, die sich zwar seit Jahrtausenden im praktischen Leben als überaus wertvoll erwiesen hat, aber keineswegs für die Philosophie der Weisheit letzten Schlufs darstellt. Wir konnten unsere

---

[1] Ich behandle hier nicht die theoretische Streitfrage, ob die Erkenntnistheorie ein Zweig der Psychologie sei oder ob aller psychologischen Forschung die Lösung der erkenntnistheoretischen Probleme vorauszugehen habe. Ich halte mich durchaus an die Tatsache, dafs einerseits eine Analyse und Erforschung des Bewufstseinsverlaufs unabhängig von seinen Beziehungen zur Aufsenwelt möglich ist, und dafs es andererseits nicht blofs eine, sondern eine ganze Reihe von Erkenntnistheorien gibt, die auf psychologische Ergebnisse gar keine Rücksicht nehmen. Daher ist mein Verfahren dies, zu untersuchen, welche von diesen tatsächlich bestehenden erkenntnistheoretischen Anschauungen sich mit den hier gefundenen psychologischen Ergebnissen am besten vereinen lassen.

Untersuchungen aus dem Grunde so durchführen, weil wir überhaupt keinerlei Aussagen über jene Aufsenwelt und die Natur der Reize machten. Wir nahmen also nur die Empfindungen, d. h. die Korrelate jener Reize, und prüften: was wird im Bewufstsein aus ihnen, wie nimmt die Seele dieselben auf, wie verarbeitet sie dieselben und in welchem Verhältnis stehen die übrigen Bewufstseinselemente zu diesen durch die Aufsenwelt gelieferten Empfindungen?

Damit aber hielt sich die Untersuchung eng in den Grenzen der Psychologie. Das eigentliche erkenntnistheoretische Problem wurde nicht berührt. Dieses aber ist eben die Frage nach dem Verhältnis der Bewufstseinsinhalte zu jener Aufsenwelt und damit die Frage nach dem Wesen des Erkennens der Welt überhaupt, oder, was auf dasselbe herauskommt, die Frage nach dem Wesen der Welt selber. Hier erst beginnt die Erkenntnistheorie, die einen höheren Standpunkt sucht, als es jener naive Realismus ist, den wir als Arbeitshypothese für die rein psychologischen Untersuchungen einführten. Um es durch ein Beispiel zu illustrieren, so kann man sagen: Psychologie treibe ich, wenn ich die von einem nicht weiter als Problem genommenen Objekt ausgehenden Empfindungen und die sie verarbeitenden anderen psychischen Faktoren untersuche, ohne mich irgendwie darum zu kümmern, in welchem Verhältnis mein Bewufstseinserlebnis zu jenem angenommenen Objekt steht. So war unsere Fragestellung. Ganz anders die Erkenntnistheorie: Für diese ist die psychologische Analyse der Bewufstseinserlebnisse von sekundärem Interesse. Für sie steht ein anderes Problem im Mittelpunkt, das von der Psychologie hingenommen wurde, ohne näher untersucht zu werden, das Problem: welche Beziehungen bestehen zwischen dem Bewufstseinsinhalt und jenem aufserhalb des Bewufstseins angenommenen „Objekt", das wir mit dem Bewufstsein „meinen"? Zugleich mit diesen Beziehungen wird aber auch das Wesen jenes Objektes selber zum Problem, d. h. die Erkenntnis der Beziehungen zwischen Bewufstsein und seinem Objekt ist untrennbar verknüpft mit dem Problem der Erkenntnis des Objektes selber. Erkenntnistheorie treibe ich aber, sobald ich frage, inwieweit meinen Bewufstseinsinhalten Gültigkeit in bezug auf die „Dinge" zukommt, eine Frage die zugleich auch die nach dem Ursprunge der Bewufstseinsinhalte und die nach den Grenzen ihres Erkenntniswertes einschliefst. Wir wollen nun zusehen, ob von unseren psychologischen Resultaten sich einige Gesichtspunkte auch für die erkenntnistheoretischen Probleme ergeben.

2. Zunächst gewinnen wir ein negatives Resultat. Unsere rein psychologischen Untersuchungen geben uns die Möglichkeit an die Hand, jene Auffassung des Erkennens zu widerlegen, die das Erkennen als ein „Abbilden" fafst und die richtige Erkenntnis als eine „Übereinstimmung" des Abbildes und der objektiven Wirklichkeit. Zwar ist diese Theorie des Erkennens oder (wie man neuerdings gern sagt), der „Wahrheit" schon oft und gründlich zurückgewiesen worden; indessen lebt sie auch bei manchen Philosophen noch weiter.

Wir unterschieden in unserer Einleitung „objektive“ und „subjektive“ seelische Faktoren. Als „objektiv“ bezeichneten wir die Empfindungen, weil sie auftreten bei einer Beziehung unseres Ich mit einem äufseren Objekte; daneben nannten wir auch die Empfindungsreproduktion noch „objektiv“, weil sie eben eine Reproduktion der Empfindung, also eines objektiven Elementes, ist. Indem wir nun die Frage, in wieweit man von erkenntniskritischem Standpunkte aus von einer „Objektivität“ der Empfindung sprechen kann, vorläufig zurückstellen, wiederholen wir weiter, was bereits oben dargetan ist, dafs jene Empfindungen isoliert nur in abstracto vorkommen, dafs jedes reale seelische Erleben auch subjektive Elemente enthält.

Diese subjektiven Elemente nun, die in jeder Wahrnehmung und noch mehr in jedem abstrakten Erkenntnisakt sich finden, sind Gefühle und Tätigkeitsdispositionen, vor allem in jener Erscheinungsform, die wir als „Einstellungen“ beschrieben haben. Alle diese subjektiven seelischen Gebilde aber können auf keinen Fall als „Abbilder“ eines Äufseren angesehen werden; sie entstehen wohl im Kontakt mit den Empfindungen, sind aber etwas so wesentlich verschiedenes davon,[1] dafs sie auf keinen Fall als Abbild der Empfindungen oder gar der „Dinge“ angesehen werden können.

Demnach enthält schon die Wahrnehmung, noch viel mehr aber enthalten unsere Begriffe und alle anderen abstrakten Gedankengebilde stets Faktoren, die nicht durch die äufsere Erfahrung geliefert werden, also die auch auf keinen Fall mit den Objekten der äufseren Erfahrung im Sinne eines Abbildes übereinstimmen können.

Selbst also wenn die Empfindung ein „Abbild“ des Objektes, ein Abbild, das mit dem Objekte irgendwie „übereinstimmte“, wäre (was sie, wie nachher darzutun sein wird, nicht ist, sondern höchstens ein „Zeichen“ für die Dinge), selbst dann wäre die Erkenntnis in ihrer Gesamtheit noch lange kein Abbild, sondern eine totale Durchsetzung eines Abbilds mit heterogenen Elementen. Wenn sich etwa eine Gesichtswahrnehmung nur aus reinen Empfindungsinhalten aufbaute, so würde sich uns eine weite farbenreiche Sommerlandschaft etwa so darstellen, wie dem eben in Nürnberg angekommenen Kaspar Hauser (von dem oben die Rede war), d. h. als ein sinnloses Gewirre von Farbenklexen. — Nun sehen wir bekanntlich die Welt nicht so; wir sehen das Chaos geformt infolge unserer subjektiven Verarbeitung des durch die äufseren Sinne gelieferten Materials. Es ist offenbar, dafs schon die äufsere Wahrnehmung keineswegs die blofse Abspiegelung eines Äufseren, sondern dessen Verarbeitung, d. h. aber eine Umgestaltung ist.

Was für die Wahrnehmung gilt, mufs in viel höherem Grade für die Vorstellungen, Begriffsbildung und andere geistigen Funktionen gelten. Gerade hier gibt unsere Analyse eine Fülle von Gesichtspunkten. Wir

---

[1] Bildlich verglich ich sie oben eher mit einem „Negativ“, doch ist dies, wie gesagt, nur ein Gleichnis und darum cum grano salis zu nehmen.

haben ausführlich dargetan, dafs wir es selbst in der „anschaulichen Vorstellung“ keineswegs mit einem „Erinnerungsbild der Empfindung“ zu tun haben, ja, dafs von einem *Bildcharakter* überhaupt nicht die Rede sein kann. Wir haben gezeigt, dafs zwar gewisse Empfindungselemente in solchen anschaulichen Vorstellungen wieder anklingen, dafs jedoch als Ganzes das Phänomen sich als etwas Neues darstellt, worin eine unanschauliche, ichhafte Einstellung den Kern ausmacht, und dafs die Vorstellung nicht einmal als Bild der Wahrnehmung, geschweige denn als Bild der der Wahrnehmung zugrunde liegenden äufseren Wirklichkeit anzusehen ist. Noch mehr gilt das natürlich vom Begriff, dessen Auffassung als einer „Allgemeinvorstellung“ wir entschieden widersprochen haben und den wir als eine Aktionseinheit, eine Tätigkeitsdisposition von wesentlich unanschaulichem Charakter fafsten. Ebensowenig kann man die anderen psychischen Funktionen, etwa das Urteilen, als ein Abbilden der Aufsenwelt ansehen.

So ergibt sich denn, dafs die Auffassung des Erkennens und Denkens als eines Abbildens einer aufserhalb unseres Ich befindlichen Objektwelt völlig unmöglich ist, dafs vielmehr die durch die Sinne gelieferten Empfindungsinhalte (über deren Natur wir vorläufig nur aussagen, dafs sie keine Abbildungen der Objekte sind) in der Wahrnehmung eine totale Umbildung und Umformung erfahren, so dafs sie, auch wenn die Empfindungen selber bildhafter Natur gewesen wären, als Ganzes in keiner Weise mehr als Bilder der Objektwelt angesehen werden können.

Und nicht nur die Empfindungen und Wahrnehmungen sind keine Abbilder der Objekte, auch die Vorstellungen und Begriffe sind keine „Abbilder“ der Empfindungen, wie ältere Philosophen oft annahmen. Der Inhalt unseres Denkens ist nicht aus den Empfindungen und ihren Reproduktionen zu verstehen, sondern überall durchsetzt, umgebildet und ergänzt durch Elemente, die wir als Reaktionen unseres Ich verständlich zu machen suchten.

In dieser Auffassung, dafs unser Erkennen eine Gestaltung des gegebenen Empfindungsmaterials durch das Subjekt ist, kämen wir mit Kant überein. Wir unterscheiden uns indessen sehr wesentlich von ihm dadurch, dafs wir die Formen der Anschauung und die Kategorien nicht etwa als a priori in unserem Geiste vorhanden ansehen, sondern dafs wir die subjektiven, formenden Funktionen durchaus als biologisch-psychologisch geworden betrachten, deren Wesen und Existenz sich sehr wohl mit unseren übrigen biologischen und psychologischen Kenntnissen vereinen lassen, was von der Kantschen Lehre, wenigstens in der Form, wie sie meistens interpretiert wird, nicht gesagt werden kann.[1] Wir glauben, in unserer Erklärung der aus dem Subjekt stammenden Funktionen als „Stellungnahmen“ und weiterhin als „Einstellungen“ die Möglichkeit eines biologischen Verständnisses durchaus ermöglicht zu haben.

[1] Neben der hier erwähnten Auffassung der Kantschen Lehre vom a priori gibt es noch die andere, welche ausdrücklich die Deutung des

3. Wenn wir nun die Anschauung, dafs das Erkennen ein „Abbilden“ sei, so entschieden abweisen, so wird sich die Frage nach einer positiven Deutung aufdrängen.

Die Antwort kann nach unseren Untersuchungen nur die sein, dafs „Erkennen“ ein Stellungnehmen ist. Unser Erkennen der Welt ist ein subjektives Verarbeiten gegebener Anhalte zum Zwecke der Orientierung und Beherrschung der Aufsenwelt. Die Gesamtheit unserer Erkenntnis ist also ein höchst kompliziertes Instrument, uns in der uns umgebenden Aufsenwelt zurechtzufinden und Stellung dazu zu nehmen.

Diese „instrumentale“ Auffassung vom Wesen der Erkenntnis findet sich bei zahlreichen neueren Autoren, die auf sehr verschiedenen Wegen zu ähnlichen Ergebnissen gelangt sind. Bereits in Nietzsches Nachlafs ist diese Theorie glänzend, wenn auch unabgeschlossen dargestellt. Ferner sind zahlreiche von der Naturwissenschaft ausgehende Denker wie E. Mach, R. Avenarius, W. Ostwald, Jerusalem und viele andere zu demselben Schlufs gekommen. Besondere Beachtung hat die Form gefunden, die jene Lehre in angelsächsischen Landen bekommen hat, in dem Pragmatismus der James, Dewey und dem Humanismus F. C. S. Schillers. — Damit ist aber die Reihe der hierhergehörenden Denker keineswegs zu Ende, doch kann Vollständigkeit natürlich nicht die Aufgabe dieser kurzen Bemerkungen sein. —

Besonders möchte ich nur meinen Standpunkt einem Werke gegenüber klarlegen, das neuerdings mit Recht das gröfste Aufsehen gemacht hat: der „Philosophie des Als-Ob“ H. Vaihingers. Dafs wir mit dem Grundcharakter dieses Systems und auch mit vielen Einzelheiten weitgehend übereinstimmen, ist aus unseren bisherigen Darlegungen hervorgegangen.

Nur in einem, allerdings wesentlichen Punkte trennen wir uns von Vaihinger. Nach der Philosophie des Als-Ob ist die einzige der Psyche gegebene Wirklichkeit das Empfindungsmaterial. Alle Verarbeitung

---

a priori als einer zeitlichen „Präformation“ ablehnt. Wir haben hier nicht zu entscheiden, ob diese Erklärung die richtige ist. Nach ihren Vertretern handelt es sich nicht um ein zeitliches, sondern um ein begriffliches Verhältnis und als solches soll der Apriorismus Kants mit der Entwicklungslehre nicht im Widerspruch stehen, weil beide ganz verschiedene Aufgaben behandeln. Es mag dies wirklich die Meinung Kants gewesen sein: die Schwierigkeit, die biologisch-psychologischen Tatsachen mit einer solchen „objektiven“ Erkenntnistheorie zu vereinen, ist aber durch eine solche radikale Sonderung der Ziele keineswegs behoben, sondern ist eher noch fühlbarer geworden. Und auf keinen Fall ist die Frage nach der Entwicklung unserer seelischen Funktionen damit unwesentlich geworden, dafs man sie aus der Erkenntnistheorie ausschaltet. Im Gegenteil, es scheint uns, dafs es ein grofser Mangel der objektiven Erkenntnistheorie ist, wenn sie die Augen absichtlich vor diesen Problemen verschliefst.

desselben aber ist eine „Alteration“, eine „Verfälschung“ der Wirklichkeit. So gelangt Vaihinger zu dem Schlufs, dafs die Kategorien „Fiktionen“ seien, dafs wir „im Denken mit einer verfälschten Wirklichkeit“ rechnen, dafs nur das praktische Resultat dieses Denkens sich als richtig erweise.[1]

Man wird Vaihinger von seinem Standpunkt aus bis zu gewissem Grade recht geben müssen. Aber gerade gegen diesen Standpunkt läfst sich mancherlei einwenden. Denn letzten Endes jagt auch Vaihinger jenem falschen Ideal vom Denken nach, wonach richtiges Denken eben ein „Übereinstimmen“ mit der Wirklichkeit sein müsse, eine Lehre, die der „Abbildtheorie“ zum mindesten sehr nahe steht. Nur von diesem Standpunkt aus wird man das gestaltende Denken als „fiktiv“ ansehen können. Gibt man aber die Anschauung auf, dafs unser Denken (auch, wie wir gleich sehen werden, unser Empfinden) irgendwie „übereinstimmen“ könne mit der „Wirklichkeit“, dafs also, da es reine Empfindungen nicht gibt, alles Denken ein „Abweichen von der Wirklichkeit“ ist, so wird der Ausdruck „fiktiv“ hinfällig. Denn wenn alles Denken fiktiv ist, so fehlt überhaupt der Gegenbegriff, und es hat dann keinen Sinn, fiktives und „nichtfiktives“ Denken (was es eben nicht gibt) zu unterscheiden. Man wird dann vom Denken nichts verlangen, was es seiner Natur nach nicht geben kann. Man wird zufrieden sein, wenn es uns an der Wirklichkeit orientiert, nicht aber von ihm heischen, dafs es „übereinstimme“ mit der Wirklichkeit und uns reine „unverfälschte“ Wirklichkeit gebe.

Damit aber haben wir noch eine weitere wichtige Verschiedenheit unserer Anschauungen von denen Vaihingers vorweggenommen: wir bezweifeln nämlich auch für die Empfindungen, dafs sie uns objektive Erkenntnis, objektive Wirklichkeit zu geben vermögen.

4. Als „objektive“ Elemente unserer Erkenntnis gelten vielfach die Empfindungen. So sind sie auch von uns bezeichnet worden; indessen bedarf das einer Erklärung. Objektiv heifst für uns nicht „rein objektiv“, heifst nicht etwa „dem Objekt angehörig“ oder „durch das Objekt allein bestimmt“, es heifst allein „durch das Objekt mitbedingt“.

Alle Empfindungen nämlich sind das Bewufstsein einer Beziehung zwischen einem Objekt und einem Subjekt. Darum, weil sie ein nichtsubjektives Moment einschliefsen, heifsen sie uns objektiv, womit aber die Mitbedingtheit durch das Subjekt nicht ausgeschlossen ist.

Nicht immer ist das von Erkenntnistheoretikern beachtet worden. Zwar findet man bei älteren Philosophen zuweilen den Gedanken, dafs es unmöglich sei, zu bestimmen, ob A und B, wenn beide behaupten, „Rot“ zu empfinden, wirklich dasselbe Erlebnis hätten. Ist auch das nicht festzustellen, so ist doch etwas anderes zu beweisen. Wenn ein normales Auge und das Auge eines Rotgrünblinden beide einen roten

[1] Vgl. hierzu besonders Vaihinger a. a. O. S. 286 ff.

und einen grünen Gegenstand ansehen, so hat das normale Auge zwei verschiedene, der Rotgrünblinde dagegen zwei gleiche Erlebnisse. Die Empfindung der Farbe kann also nicht allein durch das Objekt bedingt sein. Auch die Empfindung ist also subjektiv mitbestimmt und darum nicht „rein objektiv".

Es ist also offenbar, dafs auch die „reine" Empfindung (die, wie früher gezeigt, überhaupt nur in abstracto existiert) keine rein objektive Erkenntnis vermittelt und keine absolute Erkenntnis über das Objekt darstellt. Im Gegenteil, wir sehen, auch die Sinnesempfindungen sind durchaus relativ und bedürfen, um zur Erkenntnis zu werden, der Kontrolle und Korrektur durch andere seelische Funktionen. Nur in diesem Sinne, d. h. gemessen an dem Erleben der anderen, ist die Empfindung des Rotgrünblinden „falsch". An sich ist sie ebenso „richtig" wie die Empfindung des normal Sehenden.

In der Praxis erfahren darum unsere Empfindungen eine Korrektur derart, dafs wir vielfach gar nicht das sehen, was wir wirklich empfinden, sondern das, was wir „wissen". D. h. wir nennen die Bäume „grün", obwohl sie in verschiedener Beleuchtung vielleicht braun, grau oder schwarz „erscheinen". Aber diese „Erscheinung" ist in Wirklichkeit das „Sein", während unsere Aussage, Bäume „seien" grün, eine konventionelle Konstruktion ist, in welcher unser „Wissen" über das unmittelbare Erleben triumphiert. Erst durch das Aufkommen der Freilichtmalerei ist es ja weiten Kreisen zum Bewufstsein gekommen, wie ungenau wir in der Regel „sehen".[1]

Mit anderen Worten, das konventionelle Moment, d. h. das soziale, ist in unserer Erkenntnis stärker als das individuelle. Es gibt Leute, die ihr halbes Leben lang nicht merken, dafs sie farbenblind sind, obwohl sie immer Aussagen über farbige Gegenstände gemacht haben und von den anderen verstanden wurden. Das kommt daher, dafs ihre Erkenntnis sich weit weniger auf das stützt, was sie empfinden, als auf das, was sie durch andere erlernt haben.

Jedenfalls ist im allgemeinen die Bedeutung der Empfindungen für die Erkenntnis sehr überschätzt worden. Ein rein impressionistisches Denken, d. h. ein solches, das jederzeit auf das unmittelbare Erleben sich stützte, würde praktisch unbrauchbar sein, da das soziale Zusammenleben und auch die praktische Tätigkeit eine gewisse Schematisierung verlangen, die sich so sehr durchsetzt, dafs wir uns ihrer gar

---

[1] Unkritische Betrachtungsweise bezeichnet zwar im Gegensatz zum individuell-subjektiven jenes „normal-subjektive" Erleben als „objektiv", ebenso wie man dieses Abstrahieren von individuellen Besonderheiten gegenüber von Kunstwerken oder historischen Tatsachen als „objektiv" bezeichnet. Kritische Denkweise mufs diese fälschliche Anschauung von konventioneller Beurteilung als „rein objektiv" als groben Fehler zurückweisen (vgl. meine „Individualität und Weltanschauung", Kap. IV).

nicht mehr bewufst sind und meist die Empfindungen nur als ungefähre Anhaltspunkte benutzen, nicht aber sie genau nach ihrer Qualität einfügen in unser Geistesleben. Die Nuance der Empfindung ist meist gleichgültig; in Betracht kommt vielfach nur ihre lokale oder für die Begriffsbildung Anhalt bietende Funktion.

Das alles hängt auch damit zusammen, dafs die „reine" Empfindung nie und nirgends vorkommt, dafs unsere Erfahrung nur verarbeitete Empfindungen kennt.

Alles in allem können wir sagen, dafs auch die Empfindungen keine Erkenntnis im Sinne von etwas Nichtsubjektivem, Absolutem vermitteln. — Sie liefern uns nur Anhaltspunkte, um uns ein Gedankensystem zu konstruieren und dies immer von neuem mit dem aufser uns Existierenden in Verbindung zu bringen. Eine Erkenntnis dessen, was jenes von uns erschlossene Nurobjektive ist, geben sie nicht. Auch die Empfindungen sind subjektiv gefärbt, obgleich sie ein objektives Element enthalten, das jedoch „rein" niemals darzustellen ist. Auch für die auf Empfindungen sich aufbauende Erkenntnis gilt also, dafs sie nicht absolut sein kann und auch nur der Orientierung in der Aufsenwelt und ihrer Beherrschung, niemals aber der Erkenntnis in irgendeinem nur „objektiven Sinne" dienen kann.

5. Mit der Frage nach dem Wesen des Erkennens hängt unabtrennbar zusammen die Frage nach dem Wesen des zu Erkennenden, d. h. letzten Endes die Frage nach dem „Wesen der Welt".

Indem wir einsehen, dafs weder die Sinneserfahrung noch die Begriffsbildung uns eine „objektive" Erkenntnis zu liefern vermögen, so ist damit die andere Einsicht verbunden, dafs das „objektive Wesen der Welt" uns unerkennbar sein mufs.

Sind wir nun damit zum Skeptizismus verdammt? Keineswegs! Wir müssen nur falsche Anforderungen aufgeben. Es ist sinnlos, von unserem Denken etwas verlangen zu wollen, was seiner Natur nach ihm nicht zugänglich ist. Es ist sinnlos, von unserem Denken, das stets das eines Subjekts ist, eine reine Objektivität verlangen zu wollen. Eine „absolute" Erkenntnis wäre nur in einem „absoluten" Denken möglich, das aber von uns ebenfalls nicht gedacht werden kann. Die Frage nach einer „rein objektiven", „absoluten" Erkenntnis ist daher falsch gestellt und mufs darum fallen gelassen werden.

Trotzdem verfallen wir, weil wir eine falsche Forderung aufgeben, nicht in Skeptizismus. Ist uns auch nicht möglich, das „reine Objekt" zu erkennen, so enthält doch die menschliche Erfahrung, die stets eine untrennbare Verbindung von Subjektivem und Objektivem ist, genug, um unsere Stellung zur Welt nicht als völlige Hilflosigkeit erscheinen zu lassen. — Vermögen wir auch nicht das Wesen der die Welt bildenden Elemente rein objektiv zu erfassen, so erleben wir doch soviel von ihren Beziehungen zu uns und ihren Beziehungen untereinander, um uns daran orientieren und unser Leben danach einrichten zu können. Die Art, in der wir jene Elemente zu Dingen, zu Kausalverbindungen

ordnen, ist bedingt in unserer Subjektivität und bildet sich aus in Berührung mit der Objektivität, ohne damit reine objektive Erkenntnis zu werden.

Alle unsere Erkenntnis ist Erkenntnis für uns, sie enthält neben dem Subjektiven auch Objektives und, wenn wir auch nie das Objektive „an sich" denken können, so ist es doch ein „Objektives für uns". Kant hat, indem er dies „Objektive für uns" als „Erscheinung" bezeichnete, dazu beigetragen, dafs dies subjektiv gefärbte Erleben der Objektivität als „blofser Schein", wohl gar als „Täuschung" gefafst worden ist. Nichts falscher als das: auch diese „Erscheinungen" sind „Sein", Wirklichkeit, und zwar die einzige, die uns zugänglich ist.

Es ist sinn- und zwecklos, die Hände auszustrecken nach einer absoluten Wirklichkeit, die uns für immer nicht nur unzugänglich, die uns auch ganz undenkbar, d. h. anders als rein negativ zu denken möglich ist.

Ist der Inhalt unseres Erlebens auch stets ein „Sein für uns", so ist es doch darum nicht weniger ein Sein. Ist unsere Erkenntnis nur „Erkenntnis für uns", so ist sie doch auch „Erkenntnis". Die Forderung einer „reinen" Erkenntnis ist eine unmögliche und unnötige Forderung. Dagegen hat jene „Erkenntnis für uns" seit Jahrtausenden sich als wertvollste Hilfe im Kampf ums Dasein erwiesen.

Im übrigen sei noch darauf hingewiesen, dafs unser Nachweis des stets gemeinsamen Auftretens von Objektivem und Subjektivem in der Erkenntnis nicht etwa zu einem Dualismus zu führen braucht. Indem Subjektives und Objektives nur gemeinsam vorkommen, eins ohne das andere nicht denkbar ist, stehen sie in untrennbarer funktionaler Beziehung miteinander, sie sind nur die Pole einer Linie. Und da (von höherem Standpunkt aus betrachtet) das Ich nichts der Welt Gegenüberstehendes ist, sondern selbst in die Welt hineingehört, so fällt auch jener scheinbare Dualismus heraus.[1] Unser Bewufstseinsinhalt, der stets subjektiv und objektiv zu gleicher Zeit ist, ist für uns das Wesen der Welt; in ihm ist uns die Welt unmittelbar gegeben.

„Nichts ist drinnen, nichts ist draufsen,
denn was innen ist, ist aufsen." —

Wir werden also, wenn wir nachdenken über unser Erkenntnisvermögen, es nicht darum für wertlos erklären wollen, weil es uns nicht das törichte Phantasma einer „absoluten" Erkenntnis zu liefern vermag.

---

[1] Es ist zu erinnern, dafs wir zwar psychologisch den Leib als zum Subjekt gehörig ansehen, dafs er aber erkenntnistheoretisch betrachtet, natürlich zur Aufsenwelt gehört. Wenn wir demnach Gefühle, Begriffe psychologisch als subjektiv bezeichneten, so müssen sie erkenntnistheoretisch natürlich auch als subjektives Erleben eines objektiven Inhalts angesehen werden. Man vgl. darüber die Einleitung unseres Buches.

Wir werden eingestehen, dafs es stets nur subjektiv gefärbte Erkenntnis der Welt ist, die wir haben können, dafs aber darum unser Denken nicht wertlos ist. Die Analyse unseres seelischen Lebens zeigt deutlich, dafs unser Geist nicht dazu da ist, eine absolute Wirklichkeit abzuspiegeln, sondern dafs er dazu da ist, uns im Kampfe ums Dasein zu erhalten. Mit anderen Worten: das Wesen unseres Geistes liegt nicht im rein intellektuellen Erkennen, sondern in seiner biologischen Funktion als Mittel zur Erhaltung des Lebens.

Zu dieser Erklärung unseres Geistes aber, die sich vorzüglich verträgt mit den Erkenntnissen der Biologie, glauben wir durch unsere psychologische Analyse einiges beigetragen zu haben, indem wir den aktivistischen Charakter aller psychischen Phänomene nachgewiesen haben und die Wahrnehmungen als Stellungnahmen, die Vorstellungen und Begriffe als Aktionseinheiten darzutun bestrebt waren.

WELLCOME LIBRARY INSTITUTE

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig

Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit

Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie

von

Prof. Dr. A. Meinong

XVI, 760 Seiten. 1915. M. 19.—, geb. M. 20.—

Gestützt auf eingehende Untersuchung gegenstands- und erkenntnistheoretischer Prinzipienfragen gründet das Buch die Theorie der Wahrscheinlichkeit als des immer einigermaßen Subjektiven auf die Theorie der Möglichkeit als des durchaus Objektiven. Demgemäß behandelt der erste Teil in Kapitel I den Begriff der Möglichkeit als einer modalen Eigenschaft gewisser Objektive, in Kapitel II das Verhältnis der Möglichkeit zum Satz vom ausgeschlossenen Dritten und zu den unvollständig bestimmten Gegenständen, in Kapitel III das Erfassen der Möglichkeit und insbesondere ihre zahlenmäßige Bestimmung auf Grund des Prinzips der Modalpartizipation in seiner Anwendung auf Kollokations-, Bestand- und Induktionskollektive mit Einschluß der Kumulation dieser Anwendungen. Der zweite Teil betrifft die Möglichkeit, und zwar im Kapitel IV deren Wesen im allgemeinen, indes Kapitel V unter dem Namen der Kollektivwahrscheinlichkeit die elementaren Ausgestaltungen der Wahrscheinlichkeitsberechnung (bei zusammengesetzten und kumulierten Wahrscheinlichkeiten), Kapitel VI die Wahrscheinlichkeit bei Wahrnehmung und Erinnerung, endlich Kapitel VII die Induktionswahrscheinlichkeit behandelt.

Kulturwege und Erkenntnisse

Eine kritische Umschau in den Problemen des religiösen und geistigen Lebens

von

Prof. Dr. F. Köhler

2 Bände. XI und II, 766 Seiten. 1916. M. 10.—, geb. M. 12.—

Das Werk handelt über die Entwicklung des philosophischen Prinzips des spirituellen Idealismus, über die Auseinandersetzungen, über den weiter, als die theologische Disziplin vermag, zu fassenden Begriff der Religion, die Analyse von Friedrich Nietzsches Werk sowie die Kritik der religiösen und ethischen Vorstellungen des Buddhismus wie des Christentums mit seinen Vertretern Jesus, den neuzeitlichen Theologen Zurhellen, Jatho, Friedrich Naumann, Wobbermin u. a., ohne damit den Gebildeten unverständlich zu werden.

Der Kreis der sich für diese Dinge Interessierenden ist groß und beginnt mit den jungen Studierenden, den für Geistesdinge empfänglichen Nichtstudierenden usw., und ist auch anzutreffen in den Stadtbüchereien, unter den Lehrern, die für aufklärende Kritik sehr empfänglich sind, unter den liberalen Theologen, Philosophen, Philologen und Medizinern, insbesondere auch unter den weiblichen Wissenschaftsbeflissenen, denen das Buch vieles, wie aus dem Inhaltsverzeichnis hervorgeht, bietet, was im einzelnen nur sehr zerstreut in der Literatur vorliegt, in seiner Zusammenstellung aber einen Anhaltspunkt für philosophische und religiöse Weltanschauung liefert.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig

VORGEDANKEN ZUR WELTANSCHAUUNG

(Niedergeschrieben im Jahre 1901)

von

Prof. Dr. L. William Stern
Breslau

VI, 74 S. 1915. M. 1.20

Inhalt: Vorwort (1915). — **Erster Teil: Das Wesen der Weltanschauung.** 1. Vorbereitung. Der Begriff. Nicht-philosophische Weltanschauungsformen. 2. Die objektive Seite der Weltanschauung. Welttheorie. Weltbewertung. Die Vereinigung von Weltbild und Wertsystem. 3. Die subjektive Seite der Weltanschauung. Die Beziehung zur Person. Die Beziehung zur Kultur. — **Zweiter Teil: Unsere Zeit und die Weltanschauung.** 1. Weltanschauungslosigkeit. 2. Der Wille zur Weltanschauung.

Es handelt sich hier um eine Art Programm-Schrift des Verfassers, die er schon vor 14 Jahren niedergeschrieben hat. Der „Wille zur Weltanschauung", der vor einigen Jahren nur als wenig bemerktes Fünkchen unter der Asche der Weltanschauungslosigkeit glomm, ist allmählich, namentlich in unserem Vaterlande, zu einer Flamme geworden, in der eine neue Philosophie geschmiedet werden kann. Deshalb soll jeder, der sich zur Mitarbeit berufen fühlt, hervortreten und weitere Kreise auf den Weg hinweisen, deren Gangbarkeit er für sich erprobt hat.

Jugendliches Seelenleben und Krieg

Materialien und Berichte

Unter Mitwirkung von O. Bobertag, K. W. Dix, C. Kik, A. Mann usw.

herausgegeben von

Prof. Dr. L. William Stern

VII, 181 S. mit 15 Abbildungen. 1915. M. 5.—, in Halbleinen geb. M. 5.80

Beiheft 12 zur Zeitschrift für angewandte Psychologie.

Wie die ungeheuren Eindrücke des Weltkrieges auf das Seelenleben des Kindes und der Jugendlichen gewirkt haben und wirken, das ist eine Frage, die ebenso für die Jugendkunde, wie für die künftige Jugenderziehung die größte Bedeutung besitzt. In dieser von Professor W. Stern organisierten Sammlung sind freie Zeichnungen, Gedichte und Aufsätze über Kriegsthemen nicht nur zusammengestellt, sondern auch psychologisch gewürdigt. Die Stärke und Art der kindlichen Kriegsinteressen, ihr Verständnis für die Ereignisse, die guten und die weniger erfreulichen Gemütsregungen (Begeisterung, Mitleid, Haß usw.), die Unterschiede der Geschlechter, Altersstufen und Schultypen werden erkennbar.

2B(10) PJ.HEE.EEE —
= sf.O, cum